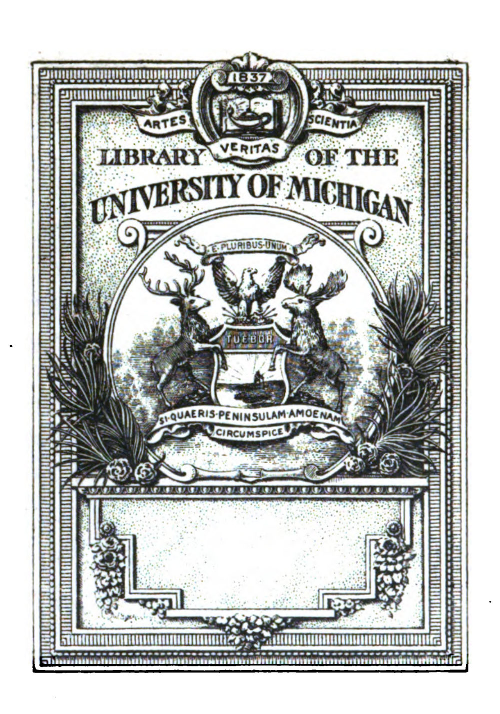

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

507.

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Vierter Band:

Kunz von Kauffungen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.

Kunz von Kauffungen.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.

1.

Apel Vitzthum's Banket.

Die Unthätigkeit, in welche die feindlichen Heere durch den Waffenstillstand versetzt worden waren, führte die Parteien in einzelne Gruppen zusammen, welche zumeist in den vornehmsten Häusern der Stadt Naumburg und in den umliegenden Burgen und Schlössern banketirten und sich beriethen.

In Freiburg war Herzog Wilhelm's Anhang um ihn versammelt; aber neben der vitzthum'schen Sippschaft war auch manches ihr feindliche Augenpaar in der Nähe des Herzogs, und das Städtchen also nicht der geeignete Ort, wo Apel Vitzthum die Pläne, die ihn beschäftigten, mit seinen Genossen ausspinnen konnte; und Apel verstand es, mit Umsicht und Schlauheit zu handeln. Deshalb lud er seine Anhänger auf die Eckartsburg ein, die, an der Grenze Thüringens und nahe an Naumburg gelegen, zu vertrauten Zusammenkünften seiner Partei geeignet war. Vom Gipfel eines steilen Berges über dem Städtchen Eckartsberge blickte dieses feste Schloß mit seinen hohen Thürmen weit auf das umliegende Land und gewährte einen angenehmen Aufenthalt.

Ein fröhliches Banket, das Apel seinem Anhange gab, obgleich er kein großer Freund geselliger Freuden war, hatte viele Ritter, Kleriker und Beamte dort versammelt. Die aus der Umgegend hatten auf des Wirthes Wunsch ihre Weiber und erwachsenen Töchter mitgebracht, und Apel ließ alle Schätze der Küche und des Kellers zum Nutzen und Frommen seiner heitern Gäste auf den geschmückten Tafeln aufhäufen. In der That netzte kein Tropfen naumburger Wein die Becher; es waren lauter alte Sorten vom Rheine und Maine, welche die muntere Stimmung der Gesellschaft hervorriefen.

Unter den anwesenden Rittern standen Apeln hinsichtlich seiner geheimen Pläne und Entwürfe am nächsten seine beiden Brüder Busso und Bernhard Vitzthum, Bernhard von Kochberg, Christian von Hayna, der Vitzthume Schwager; Balthasar von Wangenheim, Schwiegersohn Bernhard Vitzthum's, Friedrich von Witzleben und Christoph von Müchelda. Auch der junge Heinrich von Schwarzburg hatte sich eingefunden und machte bei den Ritterfrauen und Fräulein mit schöner Gestalt und angenehmen Wesen Glück; und den Antheil, den man ihm schenkte, erhöhte sein bekannter Streit über die schwarzburger Erbschaft. Bei Tafel saß er der schönen Frau Bernhard von Kochberg's, Mechtilden von Brandenstein, gegenüber, und machte ihr mit ritterlichem Anstand und gewandter Artigkeit den Hof.

„Ihr habt nicht zur Fahne unsers Wirthes geschworen, edler Graf; man sieht's und hört's Euch an," sagte die Ritterfrau ihn hold anlächelnd. „Und ich muß Euch deshalb aus vollem Herzen loben."

„Wie versteht Ihr das, edle Frau?" entgegnete der Graf von Schwarzburg. „Ich bin dem Ritter

Apel Vitzthum mit Freundespflichten zugethan und hoffe, er wird mich als seinen Anhänger anerkennen, so gut als irgend einen der ehrenhaften Gäste, ja ich wage aus guten Gründen auf seine besondere Gewogenheit Ansprüche zu machen, wie ich mich unterstehe von diesem Abend an auf Euere Freundschaft, edle Frau, mir ein Recht anzumaßen und zu behaupten."

„Die Anmaßung und Behauptung des Rechtes, das ich Euch mit großer Freude und Bereitwilligkeit zugestehe, bestätigt meine Behauptung: Ihr haltet Euch nicht zu Apel's Fahne."

„So steckt eine Schelmerei dahinter. Wie heißt die Fahne, die Ihr meint?"

„Weiberfeind, Hagestolz! Ihr scheint noch nicht zu wissen, daß mein armes Geschlecht das unverdiente Schicksal trifft, sich noch nie einer Gunst von Ritter Apel erfreut zu haben." Sie sprach so stark betont, daß der Genannte, der in der Nähe weilte, sie hören mußte, und zwinkerte dabei muthwillig dem Grafen von Schwarzburg zu.

„Ihr thut einem alten Manne mit Euern kleinen Spöttereien, die sich aus Euerm schönen Munde allerliebst anhören, großes Unrecht," redete sie Apel an, der rasch zu ihr trat. Indem er sich bei diesen Worten zu ihr herabbog, milderten sich die steinernen Züge seines tiefgefurchten Gesichtes, und er strich die langen struppigen, hie und da ergrauenden Haare zurück, die gegen die weinrothe Farbe seiner Wangen und die scharfen blitzenden Augen abstachen. „Wahrlich," setzte er hinzu, „hätte ich fünfundzwanzig Jahre weniger zu tragen und wäre sonst im Hause des Ritters von Brandenstein zu Roßla eingekehrt, ich stehe nicht dafür, daß meine Brüder und deren Kinder einst die Erben meiner Besitzungen würden. Vermöchten doch die bei-

den Töchter des genannten Ritters mir heute noch das Blut heißer zu machen als eine Kanne alten Weins."

„Ihr habt Euere Ehre gut gerettet," entgegnete Mechtilde, „und mich überzeugt, daß Ihr auch mit Frauen umzugehen versteht."

„Ich habe schon viel von den unvergleichlichen Reizen Euerer Schwester gehört," wandte sich der junge Graf wieder an die Ritterfrau, „leider ward mir noch nicht die günstige Gelegenheit, mich mit meinen eigenen Augen von der Sage zu überzeugen; aber wenn sie Euch gleicht, edle Frau, so ist ihre Gunst mehr werth, als das Land meines Vetters Günther, um dessen künftigen Besitz ich mich mit ihm zanke."

„Bei meinem Schwert, Graf, wie jede schöne Frau Euer Recht auf ihre Gunst anerkennen wird, so erkennen ich und der Herzog Euer Recht auf die Grafschaft Schwarzburg an. Und wie dem Minnewart der Minnesold, so wird dem Erben das Land werden. Glaubt meinem Worte! Was Apel Vitzthum verspricht, das wird er halten; und hätt' ich dem jungen Böhmenkönig, meines Herzogs Schwager, wie man mir auf den Kopf zeugt, das ganze Sachsenland zugesagt: fürwahr er sollt' es haben, und wär' das Erzgebirg eine Mauer, die bis zum Himmel reichte, da's doch gut in einem Tage zu überlaufen ist. Was aber die schöne Ritterfrau betrifft, von der Ihr spracht, so muß ich Euch beistimmen und wären meine Haare noch grauer."

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Ritter Vitzthum!" sagte Mechtilde. „Fürwahr, wie hätte ich ahnen können, daß Ihr sogar Anlagen habt, ein zweiter Meister Frauenlob zu werden! Meine Schwester kann stolz

darauf sein, ein Herz erobert zu haben, das funfzig Jahre allen Versuchungen widerstanden ist."

„Ich würde kein würdiger Gegenstand solchen Stolzes sein; sie hat wohl andere Eroberungen gemacht, gegen die das Lob eines Graukopfs wie eine Oellampe zur Sonne ist. Wenn ich nur reden wollte! —"

„Sie wird doch nicht das Herz des guten gefangenen Herzog Sigismund gerührt haben!" lachte Mechtilde spöttisch.

„Ihr habt nicht weit davon gerathen."

„Ach, der Kurfürst ist ein zu frommer und Herzog Wilhelm ein zu junger Gatte! Sie ist doch keine Helena, die einen Krieg veranlaßt, wie Ihr, Ritter Apel."

„Hätt' ich doch nimmer geglaubt, noch mit der griechischen Helena zusammengestellt zu werden!"

„Freilich mag Euere Schönheit mit der ihrigen den Vergleich nicht aushalten, aber Ihr habt doch den Krieg der fürstlichen Brüder ebenso gut veranlaßt, wie Helena den trojanischen Krieg."

„Apel!" rief von der andern Seite der Tafel sein Bruder Busso, „unser Schwager will wissen, daß der alte Magdeburg gestern in des Kurfürsten Namen den Herzog abermals aufgefordert habe, uns Alle, wie wir hier sind, zum Teufel zu schicken."

Apel schlug ein lautes Lachen auf, aber man konnte es ihm ansehen, daß es erkünstelt war, denn sein Auge blickte verhaltenen Zorn, gleich darauf legte sich sein Gesicht wieder in die alten eisernen Falten. „Von dem alten Krückenläufer haben wir wahrlich nichts zu fürchten," erwiderte er, zu jener Gesellschaft zurückkehrend; „aber," setzte er leiser hinzu, „ein Mann lebt am kurfürstlichen Hofe, der uns schaden kann,

den wir früher nicht beachtet, der sich aber seit kurzem wichtig macht."

„Und wer wäre der Kühne, der es mit uns aufzunehmen wagte?" rief der junge Balthasar von Wangenheim. „Wer versucht es, Magdeburg und Bibenberg aus dem kurfürstlichen Sattel zu heben?"

„Der ist Kunz von Kauffungen!"

„Der wird auch den Hund nicht vom Ofen locken."

„Ich kenn' ihn, ihr Herren; treibt er's noch eine Weile so fort, so unterzeichnen der Herzog und der Kurfürst den Frieden, und —"

Enger rückten die Sprecher zusammen. „Ihr wißt Alle," fuhr Apel mit gedämpfter Stimme fort, „daß wir es dahin nicht kommen lassen dürfen. Ich will mir die rechte Hand abschlagen lassen, wenn wir nicht im Sande liegen, sobald der Herzog zwei Tage auf dem altenburger Schlosse zugebracht hat."

„Wir müssen den Krieg auf jede Weise und mit allen Mitteln erhalten;" meinte Bernhard Vitzthum.

„Aber des Kurfürsten Kräfte sind den unsrigen gleich, wenn nicht sogar überlegen; dazu kommt, daß die thüringischen Verräther uns im Rücken liegen. Und sie haben gute Führer; Niklas Pflug, Kunz von Kauffungen und Hildebrand von Einsiedel sind tapfere und einsichtsvolle Feldoberste."

„So laß hören, was Du vorzuschlagen hast, denn ohne gute Berathung und festen Entschluß dürfen wir heute nicht von einander gehen;" sagte Busso.

„Das ist auch meine Meinung," rief Bernhard von Kochberg. „Unsre Sache steht nicht zum Besten, und wir müssen uns zusammennehmen, wenn wir mit Ehren aus der Klemme heraus wollen."

„Nun, so hört mich an!" fuhr Apel vertraulicher

fort. „Nicht vergeblich hab' ich eine Menge Ritter geladen, die zwar dem Herzog ergeben sind, deren Treue zu mir ich aber keineswegs versichert bin. Wenn wir ihre Unterschrift hätten, daß sie mit uns gemeine Sache machen wollten gegen den Kurfürsten, und Alle mit einer Stimme den Herzog zur Fortsetzung des Kriegs aufforderten, so sollte die Sache bald ein ander Gesicht haben. Bringen wir heute ein solches Bündniß zusammen, so reit' ich morgen hinüber nach Böhmen; dort sind sie dem Kurfürsten gram, so lange er den Hut trägt. Den Statthalter Podjebrad hat er persönlich beleidigt; denn er hat einmal die Passion, sich in andrer Leute Angelegenheiten zu mischen. Das können die Böhmen aber am wenigsten vertragen, besonders wenn's ihre Glaubenssachen angeht, und so haben sie schon lange die Gelegenheit erpaßt, ihm eins auszuwischen. Der Statthalter Podjebrad ist mein Freund, die mächtigen Ritter von Dohna und Sternberg sind mir nicht abgeneigt, und durch ihre Hülfe wollt' ich bald ein tüchtig Heer Böhmen auf den Beinen haben, die dem Kurfürsten statt des jetzigen Uebermuths Todesschrecken in die Glieder jagen würden."

„Das ist ein guter Einfall!" sagten die Ritter.

„Wenn der Herzog erst ein solch' wildes Heer um sich sieht, so erwacht sein kriegerischer Geist, und er hört lieber vom Teufel reden, als vom Frieden," setzte Apel hinzu.

„Gebt mir das Dokument und laßt mich für die Unterschrift sorgen!" sagte Bernhard von Kochberg. „Die Köpfe müssen nur erst noch etwas heißer werden. Laßt Provencerwein einschenken und trinkt den Gästen wacker zu. Der macht das Blut schneller rollen und beseitigt alle Bedenklichkeiten."

Ein Knappe trat zu Apeln und meldete ihm etwas

heimlich. Fast freudig bestürzt sprang dieser auf, nahm Bernhard von Kochberg beim Arme und verließ mit ihm raschen Schrittes den Saal. Bald darauf führten sie eine in tiefe Trauer gekleidete Dame herein, deren Gesicht mit einem schwarzen Schleier überhängt war. Ihr folgte ein geputzter Jüngling, von dem man nicht wissen konnte, ob er der Knappe oder der Gesellschafter der Dame war. Seine braune Gesichtsfarbe, seine großen schwarzen blitzenden Augen, die Fülle seiner rabenschwarzen Locken, seine schlanke Gestalt und die Regelmäßigkeit seiner Züge, verbunden mit seinem reichen spanisch-maurischen Anzuge, waren sehr geeignet, die Aufmerksamkeit der Gäste, vorzüglich des weiblichen Theils derselben, auf sich zu ziehen.

Alle Augen kehrten sich dorthin, wo die Eingetretenen standen, aber man konnte nicht unterscheiden, ob die neugierigen Blicke mehr der verschleierten Dame oder dem fremden jungen Manne galten.

Kochberg führte den neuen weiblichen Gast zu seiner Frau. Die Dame schlug den Schleier zurück und: „Meine Katharina!" rief diese überrascht aus und umarmte die unerwartete Schwester.

Der junge Graf Schwarzburg verschlang die Reize der jungen Ritterfrau, deren Bekanntschaft zu machen er kurz vorher so sehr gewünscht hatte, mit den Augen und schien von denselben bezaubert; denn er saß lange stumm und starr und ließ die Blicke auf ihr haften, gleichsam als wenn er zu Stein geworden wäre.

„Aber was haben diese Kleider zu bedeuten?" fragte Mechtilde, als sie sich vom ersten Erstaunen erholt hatte.

„Vor vierzehn Tagen hab' ich meinen Gemahl begraben lassen," erwiderte Katharina mit Stimme

und Mienen, die weder zu ihren Worten, noch zu ihrem Anzuge paßten.

„Das kommt nicht unvorhergesehen,“ versetzte Mechtilde eben so gleichgültig. „Doch wie kamst Du so spät auf die Eckartsburg, Liebe?“

„Nachdem ich mein Haus bestellt hatte, zog ich heim zu meinem Vater. Was soll ich allein in Franken auf der alten öden Burg? Jahrelang habe ich ja diese todte und tödtende Einsamkeit ertragen müssen; jetzt brauch' und will ich es nicht länger. Zur rechten Zeit hat mir der Himmel noch erlaubt, mich erinnern zu dürfen, daß ich jung bin und auch ein Recht auf die Freuden des Lebens habe. Ich brach mit den besten Vorsätzen nach Thüringen auf und langte heute gegen Abend in Roßla an. Zu meiner Freude erfuhr ich, daß ich Dich mit vielen Genossen und Freunden hier finden würde. Ich ließ mich nicht zurückhalten, um noch heute an Deinem Herzen zu liegen.“

„Daran erkenn' ich Deine schwesterliche Liebe.“

„Ihr habt wohl gethan, edle Frau,“ redete Apel Katharinen an, „daß Ihr Euch Euerm Vaterlande wieder geschenkt habt, und Euer Pfund nicht in einer alten Burg vergrabt, wo Euch die Eulen allein vorsingen. Fürwahr, jetzt giebt es in Kossel und Weimar Leben genug, und der Hof unsers gnädigsten Herzogs darf sich rühmen, einer der kurzweiligsten im Reiche zu sein. Ich meine, hier ist Euer Platz, und Ihr werdet ihn gut ausfüllen.“

„Es wird von Euern Verfügungen und Anordnungen abhängen, Ritter Apel, ob ich meine Einsamkeit mit einem bunten Leben vertauschen soll,“ erwiderte Katharina mit feiner Schmeichelei dem mächtigen Manne.

„Vielleicht treffen meine Wünsche, wenn Ihr an-

ders ein Gewicht darauf legen wollt, mit den Eurigen überein."

„Ihr werdet den thüringischen Hof noch einmal so lebendig machen, edle Frau, wie die aufgehende Sonne die Welt doppelt belebt," wandte sich jetzt Heinrich von Schwarzburg an Katharinen.

„Du siehst in diesem artigen Ritter den Grafen von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, vor Dir," sagte Mechtilde, und Katharina's Augen schossen einen durchdringenden Blitz auf den schönen jungen Mann und versetzte: „wenn ich die Sonne wäre, würd' ich Vielen unbequem werden."

„Und Vielen warm machen," lachte Mechtilde.

„Und viel Blüthen und Blumen an's Licht locken," sagte der Schwarzburger.

„Laßt uns einen Becher zum Willkomm der reizenden Katharina und auf ihr ferneres Wohlergehen leeren!" rief Apel Vitzthum, und mit Hast griffen alle Männer zu den Pokalen. Anmuthig winkte sie Allen Dank."

„Ihr habt ein beneidenswerthes Loos," redete sie der entzückte Heinrich an; „wohin Ihr den Fuß setzt, huldigt die erstaunte Welt Euerer Schönheit, und ihr hohes Lob ertönt aus jedem Munde."

„Solches Lob, verdient oder nicht, kann leicht gefährlich werden. Wie viel Frauenherzen sind dadurch eitel und verdorben worden. Die Artigkeit der Ritter wird mich nie überzeugen, daß sie sich streng an die Wahrheit halten. Jungen Frauen gegenüber glaubt jeder Mann sich zu mehr oder minder großen Abschweifungen berechtigt."

„Euere Bescheidenheit muß mich nur zu immer größerem Lobe Euerer Liebenswürdigkeit anreizen, und Augen und Herz zwingen mich zu der Behauptung:

das höchste Euch dargebrachte Lob bleibt weit hinter der Wahrheit zurück.'

„So muß ich unbescheiden sein, Graf, und Euere Huldigung annehmen um schlimmern Dingen vorzubeugen," erwiderte die junge Witwe mit jenem bezaubernden Lächeln, mit dem sie gewohnt war, alle Männer in ihr Netz zu verstricken. Heinrich war gewonnen und bot ihr entzückt die Hand, und die Eroberung des jungen schönen Mannes versetzte sie in die heiterste und glücklichste Stimmung. Den ganzen Abend über vermochte Heinrich sich nicht mehr von dem holden Weibe zu trennen. Von dem ohnlängst verstorbenen Gemahl war mit keinem Worte mehr die Rede, und hätte nicht das schwarze Gewand an ihren früheren Bericht erinnert, man hätte geglaubt, sie trüge dasselbe nur zur Erhöhung ihrer Reize.

Ihr junger fremdländisch gekleideter Begleiter war in der Ferne stehen geblieben und musterte mit lebhaften Augen die frohe Gesellschaft, die nach Katharina's Eintritt immer lauter und ausgelassener wurde und dem heiligen Urban, dem christlichen Bacchus, immer lustigere Opfer brachte. Ihn trafen dagegen auch manche neugierige, aus schönen Augen nach ihm gesandte Blicke.

„Wer ist der schwarzlockige Jüngling, der mit Dir gekommen?" fragte Mechtilde nach einiger Zeit die Schwester.

„Mein Knappe,"erwiderte diese kurz.

„Fürwahr, Du hast eine geschmackvolle Wahl getroffen," flüsterte Jene, und ihre Augen sprachen, was die Worte nicht ausdrückten. „Du hast ihn wohl aus Jerusalem kommen lassen, wo er wahrscheinlich einer der Hüter des heiligen Grabes gewesen ist?"

„Still!“ sagte Katharina neckisch, „und führe mich nicht in Versuchung.“

„Ich werde dem hübschen Jungen einige Becher Wein reichen lassen, um zu erproben, ob er ein Türk oder ein Christ ist.“ Mit diesen Worten ging Mechtilde nach der Schenkbank, und der schöne Knappe folgte der an ihn ergangenen freundlichen Einladung.

Apel Vitzthum hatte seinen Freund Kochberg in ein Fenster gezogen, und indeß die Gesellschaft der Freude den Zügel schießen ließ, verhandelten diese Beiden angelegentlich mit einander.

„Ihr werdet Euch erinnern,“ sagte Apel, „welchen Wohlgefallen der Herzog auf seiner Hochzeit an Euerer Schwägerin fand.“

„O, er hatte fast nur Augen für sie!“ entgegnete der Andere, „und geberdete sich wie ein lüsterner Minneknabe. Auch hat er mich seit der Zeit gar oft nach ihr befragt und sich nach ihrem Befinden theilnehmend erkundigt.“

„Auch gegen mich hat er mehr als einmal geäußert, daß ihre Liebenswürdigkeit ihm nicht gleichgültig sei. Nun mein' ich, Ritter, Katharina ist zu guter Stunde gekommen.“

„Ich glaub' Euch zu verstehen, Apel.“

„Ihr seht ein, daß wir aus jedem an unserm Wege wachsenden Flachs Fäden spinnen müssen, die wir zu einem Seile zusammendrehen, womit wir den Herzog an uns binden und ihn damit leiten wie und wohin wir wollen. Der wildeste Bär folgt seinem Führer willig, wenn dieser ihm das Leitseil durch die Nase gezogen hat. Nun denk' ich, Katharina ist das grüne üppige Flachsstück, das uns zum Seil für des Herzogs Nase werden muß. Geht die schöne Witwe auf unsern Plan ein und tritt in unsre Wagschale,



so erhalten wir ein Uebergewicht, das uns Kunz von Kauffungen nicht aufwiegen soll, und zög' er den Kaiser mit heran. Ich denke, der Ritter Heßberg hat uns zur guten Stunde das Zeitliche gesegnet. Wir bringen die reizende Frau an den Hof; ihr Herz ist nicht von Stein, und der Herzog nicht schwer zu gewinnen."

„Ihr habt da einen guten Gedanken. Die Herzogin Anna scheint den jungen Herrn eben nicht sehr anzuziehen."

„Sie ist eine Betschwester und hat eine Froschnatur, die sich schlecht zu den feurigen Ausbrüchen seines jungen Bluts paßt. Wenn sein kecker Uebermuth auflodert, so weint sie wie ein verzogenes Kind. Sie hätte eine Nonne werden sollen; für die Frau eines jungen rüstigen Fürsten ist sie verdorben. Katharina wäre das Weib, das den Brausekopf zu fesseln vermöchte."

„Wahrlich!" rief Kochberg vergnügt und rieb sich die Hände; „sie kann uns das Regiment auf immer sichern. Dann mag der Kurfürst mit allen seinen klugen Räthen mit langen Nasen abziehen; und wen wir am meisten auslachen, das ist der hochnasige Kunz von Kauffungen."

„Aber behutsam laßt uns zu Werke gehen!" fuhr Apel fort. „Wir bringen Katharinen nach Weimar; dort muß sie der Herzog unvermuthet finden. Erst muß er fertig werden mit den albernen Unterhandlungen, aus denen doch kein Friede werden soll, das schwör' ich Euch zu. Sind ihm die brandenburgischen Markgrafen und der hessische Landgraf vom Halse, dann ist er wieder ganz unser, und ungestört führen wir ihn zu unserm Ziele. — Doch jetzt laßt uns an das gehen, was uns zunächst liegt! Es ist Zeit, daß

Ihr unterschreiben laßt. Der Provencerwein hat seine Schuldigkeit gethan; thut Ihr die Euere. Hier ist das Pergament und der Griffel."

Kochberg schlich geschmeidig wie eine Katze von Ritter zu Ritter; keiner verweigerte die Unterschrift; die meisten unterschrieben, ohne zu wissen was. Ein lärmender Toast folgte rasch dem andern. „Hoch lebe der edle ritterliche Herzog von Thüringen!" — „Unserm Wirth ein donnerndes Hoch!" — „Die Freunde und Anhänger Herzog Wilhelm's und Apel Vitzthum's leben!" — „Nieder mit dem Kurfürsten und seinem Anhange!"

Apel berichtete zum Dank seine Absicht, das Heer durch böhmische Miethsoldaten zu verstärken, und wildes Jauchzen war die Antwort der berauschten Banketirer. Eine allgemeine Verschwörung vereinte die Gäste, die sich erst früh trennten.

Der Graf von Schwarzburg beurlaubte sich bei der schönen Witwe mit zärtlichen Blicken und Händedrücken, die von ihr nicht unerwidert gelassen wurden. Sie gab ihm auf sein Bitten die Erlaubniß, sie morgen nach Roßla begleiten zu dürfen, und wonneberauscht taumelte der verliebte Graf auf sein Lager. An der Thüre wartete der Knappe mit Kerzen, um seine Herrin nach ihrem Gemach zu bringen. Mechtilde warf ihrer Schwester beim Gutenachtgruß noch einen lachenden Blick zu.

Der schönlockige Junge setzte die Kerzen auf den Tisch und blieb mit einem verdrießlichen Gesichte stehen.

„Was hast Du vor, Cäsar?" fragte Katharina und streichelte ihm das Kinn. „Deine Stirn ist mit Wolken umlagert."

Cäsar erwiderte nichts, sondern verrichtete Zofendienste bei der Gebieterin.

„Du bist mürrisch, lieber Junge; hab' ich Dir weh gethan?“ fuhr sie mit süßer Stimme fort. „Der hübsche Graf von Schwarzburg hat Dich eifersüchtig gemacht. — Sei kein kleiner Thor! Dir soll nichts abgehen. Du weißt doch, wie gut ich Dir bin. Drum schmolle nicht!“

Da wurde des braunen Burschen finsteres Gesicht wieder heiter und halb bittend erwiderte er: „Ich glaubte, Ihr wäret meiner überdrüßig, weil Ihr so schön thatet mit dem rothen Gesicht.“

„Du bist ein dummes Kind und wirst zuweilen unverschämt. Will Dir denn nicht zu Kopfe, daß Du nicht das Zeug dazu hast, Dich gegen mich wie ein minnesüchtiger Junker zu betragen? Der Liebesbote mag sich wohl süßen Lohns erfreuen, aber er darf nie vergessen, daß er der — wenn auch gehätschelte — Knecht ist.“

„Wenn Ihr mir Euere Gunst schenkt, so will ich Euere Aufträge bestellen, an wen Ihr wollt. Auch will ich nicht hinsehen, wenn ein Anderer Euch küßt, obgleich mir's jedesmal einen Stich durch's Herz giebt. Nur verstoßt mich nicht!“

„Nimmermehr! Du bist mir theuer gewesen, als mein Eheherr siech darnieder lag, und ich gestorben wäre vor Sehnsucht und Langeweile, hätt' ich Dich nicht gehabt, Du wirst's mir sein, so lange Deine schwarzen Augen so verliebt und verlangend mich ansehen.“

„Ich habe Eueretwegen auch Manches im Stich gelassen, Vater und Mutter, das glaubt mir.“

„Ei, Schelm, wie Du lügen kannst! Hast Du solch schlechtes Gedächtniß, daß Du Deine frühere Aussage nicht behalten hast? Als Du auf unsere

Burg kamst, erzähltest Du ja meinem preßhaften Gemahl und mir, Du wärst ein armes Waisenkind."

„Das sagte ich nur, damit Ihr mich behalten möchtet. Ich hatte Euch gesehen, und von dem Augenblick an war kein Wunsch weiter in mir, als in Euerer Nähe zu sein und Euch zu dienen. Es wurde immer toller mit mir; da ging ich meinen Leuten durch und kam zu Euch."

„Du süßes Herzblatt!" entgegnete Katharina, schlang ihren Arm um ihn, und küßte seinen frischen Mund. „Also meinetwegen? Solche Anhänglichkeit werd' ich Dir stets vergelten. Nur sei verschwiegen wie das Grab; keine Seele darf jemals erfahren, was wir uns sind. — Aber wer bist Du denn eigentlich?"

„Ein Aegyptier. Meine Aeltern zogen durch das Land, und Gott weiß, wo sie jetzt sind."

„Aus Aegypten!" rief die Frau überrascht. „Drum hast Du solch südliches Feuer und liebst so innig, so recht, wie ich selbst. Komm, Junge, und erzähle mir, wie Du nach Deutschland gekommen bist, wie Du mich lieb gewonnen hast, und wie Du mich jetzt liebst."

Er gehorchte gern dem süßen Befehle.

2.

Böhmische Hülfsvölker in Thüringen.

Katharina zog, wie zum Hohn in Trauer gekleidet, mit dem zärtlichen Grafen von Schwarzburg nach Roßla. Cäsar ritt hinter her, bald pfiffig lächelnd,



bald dem Ritter im Rücken Gesichter schneidend, bald maulend und schmollend, wie ein ungezogenes Kind. Katharina warf ihm, je nachdem sein Betragen war, einen aufmunternden, einen tadelnden oder einen strafenden Blick zu. Der Graf erhielt die feurigen, schmachtenden, süßen und berauschenden. Eh' das Paar das brandenstein'sche Ritterhaus erreichte, war es schon im schönsten Einverständniß. Graf Heinrich blieb während der ganzen Zeit der Waffenruhe in Roßla und war bald Katharina's erklärter Minnewart.

Apel Vitzthum war nach Freiburg zum Herzog geritten. Mit dem Dokumente aller vornehmen Ritter von seiner Partei in der Hand, in welchem sie die Fortsetzung des Kriegs wünschten, war es ihm leicht, den heißblütigen Fürsten nach seinem Willen zu bereden. Nachdenken und Prüfen war des Herzogs Sache nicht; die Regierungssorgen legte er gern auf Apel's Schultern; er liebte es auch, von Kriegsruhm zu träumen und verschloß die Augen nicht, wenn ihm Apel in der Ferne den Kurhut zeigte. Zum Kriege hatte er nun nicht allein „gerechten“ persönlichen Grund (wie er meinte und Apel ihm bestätigte), all seine Vasallen bestanden auch darauf. Alle Vorkehrungen, die die umsichtigen Friedensvermittler bei Wilhelm getroffen hatten, waren mit einem Schlage vernichtet, als Apel von Aufbringung eines böhmischen Heeres sprach. Ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen, jubelte der stolze Jüngling auf, schlug an sein Schwert und rief: „Ja, Krieg, Apel, das ist mein Element! Ich fühl's, ich bin ein Fisch ohne Wasser, wenn ich nicht die Waffe gegen den Feind schwingen kann. Die Duckmäuser wollen mich immer zum Frieden beschwatzen. Ich soll nachgeben, soll meinem Bruder den Pantoffel küssen, soll auch sanftmü-

thig und friedfertig sein. Wenn ich erst noch einmal so alt bin, ist's auch noch Zeit. Mein Herz hat erst drei und zwanzig Jahre geschlagen, und soll so langsamen Schritt halten, als wenn's an Krücken ginge, wie das nichtsnutzige Herz des Kurfürsten. Schafft mir die Böhmen, Apel, und Niemand soll mir wieder etwas von Vergleich vorleiern, selbst Kunz von Kaufsungen nicht, den ich unter all den Friedensprädicanten am meisten schätze. Der sanfte Fritz soll sich nicht wieder einfallen lassen, von Euerer Entfernung zu faseln, und wir wollen's auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen, ob ich geschickter bin, neben dem Herzogthum Thüringen auch das Kurfürstenthum zu verwalten, oder er sich auch in Thüringen Herr nennen zu lassen."

So schwadronirte der verblendete Fürst fort und gab Apeln die stärksten Beweise seiner unbeschränkten Gunst. Dieser ritt mit einigen seiner Getreuen in das böhmische Land, besuchte viele bekannte Ritter, die den Antrag mit Freuden ergriffen, und kam nach Prag zum Statthalter des unmündigen Königs Ladislaus, Georg Podjebrad. Dieser einflußreiche Mann war ein Freund der Hussiten und ein Feind des katholischen Klerus. Die Länder des Kurfürsten von Sachsen, von Anbeginn der Hussitenzüge Gegenstand ihrer Rache, waren auch jetzt noch von anziehender Kraft für die Böhmen, und Podjebrad war dem frommen und sanftmüthigen Friedrich nichts weniger als geneigt. Er ergriff die lang gewünschte Gelegenheit, sich in Sachsen festzusetzen, vielleicht in der Hoffnung, den unterdrückten Taboriten dadurch wieder emporzuhelfen. Die Entzweiung der brüderlichen Herrscher hatte ja die sonst verbundene Kraft getheilt, und so war es möglich, beiden zu schaden, obgleich man des einen Partei

nahm. Podjebrad, dies Alles klug berechnend, forderte desungeachtet einen hohen Preis für die Truppen und bedingte ihnen eine reiche Löhnung. Apel stand nicht an, Alles zuzusagen, um seinen Zweck zu erreichen. Des Kurfürsten Land, meinte er, müsse ja doch zahlen, was der Krieg koste. Podjebrad und die böhmischen Vasallen machten sich verbindlich, ihr Heer binnen vierzehn Tagen an die Grenze des Osterlandes zu stellen und dasselbe ein Vierteljahr lang dem Oberbefehl des Herzogs Wilhelm zu unterwerfen. Apel verbriefte sich mit ihnen darüber und nahm dann seinen Weg wieder nach Hause. Das glückliche Vollbringen dieses Geschäfts feuerte nicht nur seine Getreuen und die Partei, die er sich geschaffen, sondern auch das ganze Heer des Herzogs an, so daß man nur von Krieg und nichts mehr von Frieden sprechen hörte.

Der Waffenstillstand ging zu Ende, und die fürstlichen Friedensvermittler, die sich während desselben auf kürzere oder längere Zeit entfernt hatten, trafen wieder ein, ihr Werk fortzusetzen. Der Herzog willigte zum Schein ein, um nicht gegen seine Schwäger zu verstoßen, doch bestand er fester und unerschütterlicher, als je auf seinem Willen und verlangte sogar, der Kurfürst solle ihn im Beisein ihrer beiderseitigen Räthe nach aller Form wegen der ihm angethanen Beleidigungen um Verzeihung bitten. Nur zu wohl wußte er, daß unter solchen Bedingungen nimmermehr eine Annäherung möglich werden könne.

Die Markgrafen von Brandenburg und der Landgraf von Hessen beriefen die Räthe beider Fürsten und die Landstände, und da man glaubte, daß die St. Georgenkirche, in der man erst gestritten, durch die Besprechung weltlicher Händel entweiht würde, so tagte man unter einer großen Linde vor derselben.

Jede Partei hatte einen geschickten Sprecher, die damit anfingen, lange gelehrte lateinische Reden gegen einander zu halten. Jeder unterstützte seine Gründe aus vielen Rechtsbüchern und Gesetzen und kam eigentlich gar nicht auf die Hauptsache. Beide sagten viel Gutes und Schönes, sagten es lateinisch und deutsch; aber sie hätten es in allen Sprachen der Welt sagen können, es hätte nichts gefruchtet. Binnen drei Tagen steigerte sich die Langeweile der Zuhörer, obgleich sich einige zur Abwechselung zuweilen in den Streit mischten, bis zur Unerträglichkeit; aber die Angelegenheit war dadurch nicht weißer noch schwärzer geworden. Endlich riß die Geduld, die Parteien wurden heftiger; man stritt über die Vorrechte der Brüder vor einander, über die Untreue der thüringischen Edeln, welche zum Kurfürsten übergegangen waren, über die schwarzburgischen Erbverhältnisse und über zehnerlei Dinge, aber es wurde auch kein einziges zu einem bestimmten Resultat gebracht. Viele Ritter verließen unmuthig die Stadt und zogen es vor, zu den Waffen zu greifen und auf ihre eigene Faust den Feind zu bekriegen, als in Naumburg sich die Kehlen heißer zu sprechen und doch nichts auszurichten. Graf Ludwig von Gleichen, Hermann von Harras und mehre thüringische Edle von des Kurfürsten Partei fielen mit ihren Haufen in die Dörfer um Weimar, brannten sie nieder, verwüsteten das Land, verjagten die Bauern und richteten alle erdenklichen Greuel im Gebiete des Herzogs an. Der Erstere trieb es mit Apel Vitzthum's Besitzthümern um Tannroda so abscheulich, daß dieser sich genöthigt sah, ihm mit bewaffneter Macht entgegen zu gehen. Er vergalt damit, Dörfer des Kurfürsten zu zerstören. Selbst in der nächsten Umgebung Naumburgs fehlte es während der eifrigen Unterhand-

lung nicht an Neckereien, Reibungen und blutigen Auftritten. Der Herzog ritt fast alle Tage von Freiburg nach Naumburg, und obgleich er an den Gesprächen nicht persönlichen Antheil nahm, so wenig wie sein Bruder, so wollte er doch eben so wie Jener in der Nähe sein. Endlich wurde ihm gemeldet, daß die Böhmen an der Grenze erschienen seien; plötzlich nahm er nun einen noch trotzigeren Ton an, seine streitlustigen Anhänger wurden muthiger und hitziger; die Kurfürstlichen ließen sich auch nichts nehmen, und wären die fürstlichen Schwäger nicht zugegen gewesen und hätten den Haufen in Ordnung gehalten, es würde auf dem Platze der Unterhandlung zu Thätlichkeiten gekommen und die alte ehrwürdige Linde ein Denkmal blutigen Zwistes geworden sein.

Kunz von Kauffungen hatte sich alle Mühe gegeben, neue Feindseligkeiten zu verhindern, und so sehr es ihm gelungen war, seinen fürstlichen Herrn zu milderen Gesinnungen umzustimmen, so wenig vermochte er auf den Herzog einzuwirken, der ihn entweder gar nicht vor sich ließ oder nicht anhörte. Apel hatte auch schon solche Veranstaltungen getroffen, daß der Herzog für fast Niemanden als ihn selbst zu sprechen war.

Jetzt eilte der ränkevolle Mann, auf Wilhelm's Geheiß, die Böhmen zu empfangen. Sie wurden von ihm in die Gegend von Weida bis nach Weißenfels in die Dörfer und Städte verlegt. Statt aber als Söldner des Landesherrn ruhig zu liegen, bis dieser selbst sie zu seinem Dienst auffordern werde, folgten sie ihren eigenen Lüsten, fielen über die Bauern in den Stiftern Merseburg und Naumburg her, beraubten sie, schlugen sie todt, schändeten Weiber und Mädchen und brannten Dörfer und Höfe nieder.

Apel Vitzthum war über diesen Unfug bestürzt und suchte dem Herzog die Kunde zu verheimlichen, daß er einen neuen Feind ins Land gebracht habe. Die Böhmen wurden aber, da ihnen Niemand wehrte, von Tag zu Tag ungeberdiger, und der Herzog mußte ihre Schandthaten endlich doch erfahren. Nun waren sie aber schon trotzig geworden, ließen nicht mit sich reden, hörten auf keine Abmahnung und gaben dem Herzog und seinen Geheimen gegründete Veranlassung zu der Befürchtung, das unbändige Volk möchte am Ende gar, wenn man ihm zu nahe trete, das Schwert gegen sie selbst kehren. Diese Furcht bewirkte mehr, als Kauffungen's Mühe. Die Unterhandlungen zu Naumburg hatten vierzehn Tage gedauert, und die Parteien trennten sich mit Haß und Erbitterung. Die Häupter blieben in der Stadt. Kunz wagte noch einen Versuch; er fand den Herzog nachgebiger als sonst, selbst Apel zeigte sich zum Frieden geneigt und bot die Hand. Wilhelm machte jetzt nur die Bedingung, daß der Kurfürst nicht auf die Abdankung der Vitzthume bestehen solle, in allen andern Stücken wolle er sich mit ihm zu vergleichen suchen. Landgraf Ludwig benutzte auf Kunzen's Bericht diese günstige Stimmung; beide beredeten den streitmüden Friedrich, von der Hartnäckigkeit seines Willens in dem einen Punkte abzustehen, und so wurde endlich eine persönliche Zusammenkunft der Brüder verabredet. Apel sah wohl ein, daß er unter den zwei Uebeln dieses als das kleinere vorziehen müsse, doch ließ er sich vom Herzog versprechen, nichts mit seinem Bruder abzuhandeln, was sie nicht vorher bestimmt hätten. Wilhelm, mit dem eigentlichen Grunde und den Einzelheiten der meisten Streitpunkte nur oberflächlich bekannt, fügte sich gern der Meinung und Bestimmung seines „alten getreuen“

Apel's, wie er ihn zu nennen pflegte. Am festgesetzten Tage ließen sich beide Fürsten nach dem Schlosse führen, jeder von seinem Anwalt begleitet. Ausdrücklich hatte man bedingt, daß außer den verwandten Fürsten Niemand weiter zugegen sein solle. In einem großen Saale kamen sie sich entgegen, reichten sich die Hände und umarmten sich. Aber Wilhelm war nicht so herzlich wie vor zwei Jahren in Halle, und Friedrich nicht wärmer, es blieb eine steife Versöhnungsscene, die keinen befriedigte. Der Kurfürst berührte den Punkt nicht, über den aller Streit entbrannt war, aber eben deshalb war er mißmuthig, daß er nach jahrelangem Kriege nichts über seinen trotzigen Bruder gewonnen; Wilhelm nahm ein rauhes Wesen an, und hätten nicht die anderen Fürsten die Unterhaltung befördert, es wäre zwischen den Brüdern zu gar keiner Verabredung gekommen. Ein neuer Waffenstillstand bis zu einer Versammlung der Stände in Mühlhausen war die Folge dieser Scheinversöhnung; den Markgrafen von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen wurde von Beiden die endliche Entscheidung übertragen. Unbefriedigt und grollend, wie sie zusammen gekommen waren, gingen die Brüder wieder von einander, und man konnte es dieser lauen Vereinigung ansehen, daß sie nicht lange anhalten werde.

3.

Ein geheimnißvoller Ritt.

Herzog Wilhelm befand sich in einer überaus mißlichen Lage, gegen die die Augen zu verschließen selbst sein zeither stets bewährter jugendlicher Leichtsinn nicht mehr aushalf. Alle Künste des alten schlauen Ränkeschmieds, die den jungen Fürsten über die wahre Beschaffenheit der Verhältnisse zu täuschen verstanden hatten, zogen nicht mehr, den Herzog in Unwissenheit zu lassen, oder etwas vorzuspiegeln: Apel war mit seiner Weisheit zu Ende. So fest saß er aber doch in der Gunst seines Gebieters, daß dieser trotz alledem in ihm nicht den Begründer und Verursacher der steigenden Bedrängniß sah, sondern Grund und Ursache lieber in den Sternen suchte, in der Unbrüderlichkeit des Kurfürsten, in der Untreue der Vasallen und wo sonst noch, als da wo sie wirklich lagen: in seiner Unfähigkeit ein Land zu regieren und in der Hab- und Herrschsucht seiner unwürdigen Günstlinge.

Fast der größere Theil des Grundes und Bodens im Herzogthum Thüringen gehörte den geistlichen Stiften, die ihre freundliche Gesinnung für den Kurfürsten bei mehr als einer Gelegenheit unverhohlen an den Tag gelegt hatten. Der reichen Vasallen gab's eine große Anzahl, die mit ihren Gütern seinen eignen Landbesitz sehr schmälerten und von der vitzthum'schen Partei durch Stolz, Trotz und Geldmacherei gekränkt, offen oder heimlich dem Kurfürsten zuhingen. Und wie schrecklich waren schon ganze Gegenden sei-



nes Landes verwüstet, so daß an Abtragung von Steuern und fürstlichen Gefällen unter Jahren nicht gedacht werden konnte! Sollten noch mehr Dörfer, Felder und Wälder verbrannt und verwüstet werden? Was sollte dann aus seiner hochfürstlichen Herrlichkeit werden, deren Kassen jetzt schon oft leer genug waren? Mit welchen Mitteln wollte er dann die phantastischen Jünglingsträume von Wiederherstellung des alten glänzenden Ritterthums, der Feste und Turniere, des Minnegesangs und des Frauendienstes verwirklichen, die ihm im Kopfe spukten und von den Vitzthumen genährt wurden?

Die böhmische Hülfe hatte ihm schnell den Sieg über den Kurfürsten und dann Geld in Fülle verschaffen sollen, und nun war sie seine eigne Geißel geworden und drohte ihn in weit größere Verlegenheit zu stürzen als das kurfürstliche Heer selbst. Es war leicht vorauszusehen, daß die Böhmen, wenn sie in der Weise fort wirthschafteten, wie sie angefangen, in gar nicht langer Zeit das ganze thüringer Land aufgezehrt haben würden. Und wer sollte es ihnen wehren? Wie sollte sie sich der Herzog vom Halse schaffen, bevor sie nicht bezahlt waren? Und zu ihrer Befriedigung war schlechterdings kein Geld aufzutreiben. Der Herzog hatte Boten auf Boten mit Befehlen und Bitten an den Feldhauptmann derselben, Hroska, geschickt, die Einen hatten so wenig gefruchtet als die Andern; die Vitzthume waren selbst in das böhmische Lager geritten: es hatte nichts geholfen. Die Erneuerung des Kriegs stand vor der Thür, von des Herzogs Trotz provocirt; der Kurfürst war gut gerüstet, der Herzog schlecht, und zu wem die Böhmen eigentlich halten würden, war sehr ungewiß. Denn plötzlich drang ein seltsames Geflüster zu des

Herzogs Ohren von ganz unerwarteten Dingen, die sich in aller Stille vorbereitet haben sollten und die beim rechten Lichte besehen, nichts weniger als unwahrscheinlich waren.

Herzog Wilhelm hatte außer Apel Vitzthum, dessen Brüdern und Vettern noch einige andre Vertraute, die, wenn in Rang und Stand weit geringer als jene, ihm dafür desto lieber waren. Denn eigentlich war es doch mehr Ehrfurcht oder wohl gar Furcht und Scheu vor dem alten Apel, die ihn von demselben abhängig machten. So wild und ungeberdig auch sonst immer der junge Herzog sich benahm, Apeln gegenüber spielte er doch eine etwas blöde und kindische Rolle. Er war seiner eignen geistigen Schwäche sich bewußt, überzeugt, daß ihm Apel zum Regieren durchaus unentbehrlich sei, und daß er auf Erden keinen treuern, weisern und gerechtern Minister finden könne. Nichts destoweniger fühlte er sich aber doch in Apel's Gesellschaft durch seine Abhängigkeit von demselben etwas genirt. Dieses war durchaus nicht der Fall, wenn er seine gemeinern Vertrauten um sich hatte. Dies waren einige Vögte, Waldwarte und Junker von wenig Befähigung und Bedeutung, mit welchen er zechte, spielte und lärmte. Er konnte sich da ganz als ungezogener Reke gehen lassen, konnte seine Bockssprünge machen und jeder tollen Eingebung seiner verwöhnten Laune folgen. Der liebste Mann in dieser unpolirten Gesellschaft war ihm der Burgvogt der Veste Dornburg, ehemals sein Leibdiener, ein in Lastern und Sünden ergrauter Spasmacher und Schlemmer, von dem der Herzog mehr als eine Untugend gelernt hatte, und der ihm deshalb über Alles lieb und werth war. Dieser Freund und Gesellschafter des Herzogs hieß Hotzel. Der jetzige Leibdiener des jungen Für-

sten war ein Schwestersohn desselben, Namens Seiffarth, ein Mensch ganz nach seinem Ohm geartet und deshalb vom Herzog ebenfalls sehr geliebt. Von diesen Leuten erfuhr der leichtsinnige und lebenslustige Fürst oft Dinge aus dem Volke, die ihm die Vitzthume absichtlich verschwiegen, freilich aber auch nur solche, die ihn Hotzel oder Seiffarth wollten erfahren lassen. So hinterbrachte denn der Burgvogt von Dornburg: er habe von einem Rottenführer der Böhmen, mit dem er einen Abend gezecht, erfahren: die Widerspänstigkeit der Böhmen gegen die Befehle des Herzogs und ihre wüste Wirthschaft habe ihren guten Grund. Man munkele: die Böhmen wären von den Tatern für den vom Kurfürsten gefangen gehaltenen zweiten Bruder, den Herzog Sigismund von Sachsen, gewonnen, würden sich beim Wiederbeginn des Kriegs für diesen erklären, ihn aus der Gefangenschaft befreien, die ihm gebührende Landesportion erobern und ihn auf den Herzogsstuhl, der ihm von Gott und Rechtswegen gebühre, setzen.

Schon vor einiger Zeit war verlautet, daß die Geisteskrankheit, mit welcher der gefangene Herzog Sigismund behaftet gewesen, gewichen sei, und man erklärte die fernere Haft desselben für eine Ungerechtigkeit des Kurfürsten.

In der That konnte es keinen bessern Zeitpunkt für Herzog Sigismund geben, seinem klaren Recht, dem seine beiden Brüder freiwillig niemals die Anerkennung gewähren würden, den nöthigen Nachdruck zu verschaffen und zu seiner Landesportion zu gelangen, als dieser Bruderkrieg. Es stand zu erwarten, daß Sigismund, wenn er zum vollen Gebrauch seiner geistigen Thätigkeit wieder gelangt sei, diese Gelegenheit benutzen würde. Es war eben so wahrscheinlich, daß

der Statthalter von Böhmen, Podjebrad, ein schlauer Mann, ebenfalls diese Gelegenheit benutzen würde, den Kurfürsten, wie den Herzog Wilhelm an Land und Leuten dadurch zu schwächen, daß er die Ansprüche des Herzogs Sigismund mit einem Heer unterstützte.

Als Herzog Wilhelm diese ihm so gefährliche Sachlage übersah, verwünschte er den Rath Apel Vitzthum's, der die Böhmen ins Land gebracht hatte.

Hotzel's Nachricht von den Böhmen war aber doch auch wiederum so unbestimmt und ungewiß, daß sie ein bloßes Soldatengerücht sein konnte. Der Herzog beschloß in seiner großen Verlegenheit sich Gewißheit darüber zu verschaffen. Aber nicht allein über den möglichen Plan seines Brudes Sigismund, sondern über seine ganze bedenkliche Lage. Denn das begriff er jetzt, daß es sich um seine Existenz handle. Trat Sigismund wirklich mit einem böhmischen Heere gegen seine Brüder auf, so ließ sich voraussehen, daß er auch bald einen starken Anhang im Oster- und im Pleißnerlande finden werde. Dann gab es einen Bruderkrieg, wie noch keiner gewesen: drei Brüder, jeder gegen jeden, und eine grenzenlose Verwirrung, deren für Herzog Wilhelm günstigste Lösung der Verlust der Hälfte seines Landes war. Siegte aber der Kurfürst, selbst von Sigismund abgesehen, was unter den jetzigen Umständen wahrscheinlich war, so durfte Wilhelm einem gleichen Schicksale wie das Sigismund's entgegen sehen, des Landes verlustig erklärt und eingesperrt zu werden. Es war immerhin im Auge zu behalten, daß der Schwager des Kurfürsten der deutsche Kaiser war.

„Wir müssen in das böhmische Lager reiten und die Tatern, die sich darin herumtreiben, zu gewinnen und auszuhorchen suchen," sagte Hotzel zum Herzog. „Ich glaube, wir gehen da nicht fehl und er-



fahren den reinen Grund über die Absichten des Herzogs Sigismund."

„Ich reite selbst mit!" rief der Fürst. „Ich, Du und Seiffarth, ich als gemeiner Ritter und mein eigner Bote an den Feldhauptmann Hroska."

„Da kann Euch die Wahrheit nicht entgehen, Gnaden. Ihr hättet solch einen heimlichen Ritt schon längst machen sollen. Und die Tatern sind tüchtige Wahrsager; die gucken in die Zukunft, wie wir in eine Weinkanne. Im Thüringerwalde hat die letzten Jahre zu Zeiten eine Taternbande bald hie, bald da ihr Wesen getrieben, die soll eine Aeltermutter haben, so erfahren in der Wahrsagerei wie die Hexe von Endor, der der jüdische König Saul einen Besuch machte, um sich Raths bei ihr zu erholen. Was meint Ihr, gnädigster Herr, wenn Ihr zwei Fliegen mit einem Klaps erlegtet und es dem König Saul nachthätet?"

„Das ist ein gescheidter Einfall von Dir!" rief der Herzog. „Den wollen wir unverzüglich ausführen. Eh' der Tag graut morgen, müssen wir zu Gaule sitzen. Aber wo werden wir die Hexe finden?"

„Das, denk' ich, sollen wir im böhmischen Lager erfahren."

„Besorg' mir ein Kleid, Hänschen, und was mich sonst so unkenntlich als möglich macht."

Kein Mensch von den Hofleuten erfuhr von diesem Ritt. Am folgenden Tage hieß es, der Herzog sei nach Weimar. Das war nichts Ungewohntes. Unterdessen trabte er in sehr unscheinbarer Gestalt auf der Straße nach Gera und unterhielt sich zum Schönsten mit seinen Dienern. Aber die gute Laune wurde ihm doch verdorben, als sie die Dörfer erreichten, in welchen die Böhmen einlagen, und er sich mit



eignen Augen von der Heuschreckengeschicklichkeit derselben überzeugte, alles Eßbare zu verzehren und das Uebrige zu verwüsten. Die Bauern klagten Gott die Noth und verwünschten den Bruderkrieg sammt den Brüdern, die ihn führten. Der Herzog hörte keine feinen Loblieder auf sich singen. Die Böhmen betrugen sich frech und brutal wie in einem feindlichen und eroberten Lande und verlachten den Bauer und dessen Herzog.

In Weida fand dieser ziemlich verstimmt das böhmische Hauptquartier. Da ging's wild und lustig zu. Die Soldaten trieben das Vieh der Bauern herbei, Andere schlachteten, buken und brauten. Auf dem Platze unter der Linde wurde geschmaußt, gezecht, getanzt, gespielt. Es ging zu, wie auf einer thüringischen Dorfkirmeß. Nur daß die Bauern hier keine fröhlichen Gesichter zeigten. Eine Zigeunerbande spielte zum Tanze auf, die Soldaten tanzten zumeist mit Zigeunermädchen.

Der Herzog ließ sich zum Feldhauptmann Hroska führen. Er fand ihn in einem Zechgelag mit den Rottenführern. Der Herzog nannte sich Ritter von Dornberg, Bote des Herzogs, dessen Brief er überbringe. Graf Hroska las das Schreiben und lachte. „Euer Herzog hat gut schreiben!" sagte er dann spöttisch. „Er hätte erst bedenken sollen, daß böhmische Soldaten keine frommen Meßknaben sind. Sie sind zum Krieg geschaffen und bestellt. Der Krieg ist ihr Leben und ihr Tod. Zum Krieg sind sie nach Thüringen gerufen worden. Werden sie nun nicht in den Krieg geführt, so fangen sie kleinen Krieg auf ihre eigne Faust an und mit dem Bauer und seiner Heerde, und mit des Bauern Weib und Tochter schließen sie Frieden. Das ist Weltlauf. Was will Euer Herzog?"

„Ihr sollt das Land schonen!“

„Schont er es? Schont es sein Bruder, der Kurfürst? Er mag selbst kommen und sein Land beschützen. Ich bin nicht dazu bestellt, und wenn ich's wäre, so könnt' ich's nicht.“

Der Herzog begriff leicht, daß hier gar nichts zu machen sei, und er gab sich Mühe gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Da ihm weiter nichts übrig blieb, so nahm er die Einladung der böhmischen Herren an und zechte mit ihnen und ergötzte sich am Tanze der Tatermädchen.

„Wenn ich die Bauern Eueres Herzogs auch nicht mit Hasenpfötchen streicheln kann,“ sagte der Feldhauptmann zum Herzog, „so gelingt mir's vielleicht doch Euch eine absonderliche Freude zu machen. Ihr scheint Wohlgefallen am künstlichen Tanze der ägyptischen Kinder zu finden; das ist mir ein Beweis, daß Ihr Geschmack in diesem Fache habt. Ihr sollt etwas ganz Apartes haben. Gestern ist die kleine niedliche Königin dieser Zigeuner hier angelangt, um ihre Befehle an ihr Volk selbst zu überbringen. Dieses Kind tanzt zum Entzücken. Ich habe nach ihr geschickt, und ich zweifle kaum, daß sie meinen Wunsch erfüllen wird.“

Nach einiger Zeit wurde die Musik der Tambaurins, der Triangel und des Cymbals lebhafter und rauschender. Hroska nickte dem Herzog bedeutungsvoll zu, und einen Augenblick darauf hüpfte Estrella's phantastische Gestalt herein, reizend wie der arabische Dichter sich die Houris geschaffen hat, und entfaltete den ganzen Zauber jener Poesie der Bewegung, wie sie den Kindern des Morgenlandes eingeboren ist. Der Herzog war ganz Auge und zuletzt von einem Sinnenrausche befangen, der ihn für Alles Andre unempfänglich und

zum Gegenstand spöttischen Gelächters von Seiten der Böhmen machte.

Als Estrella sich reich belohnt wieder entfernt hatte, litt es auch den Herzog nicht länger in der Gesellschaft. Er suchte seinen getreuen Hotzel auf.

„Wir sind doch nicht vergebens geritten,“ raunte er diesem zu. „Mögen die Böhmen arg im Lande hausen, ich kann's nicht ändern; aber einen Schatz haben sie hereingeführt, der den Schaden tausendfach aufwiegt, ein Tatermädchen, dessen Schönheit mich bezaubert hat. Hotzel, dieses Mädchen muß mein werden, und sollt' ich drob dem Kurfürsten noch gehorchen lernen. Für ihren Besitz bin ich zu Allem fähig. So verliebt war ich noch nie, selbst nicht in die schöne Katharina von Brandenstein.“

„Was befehlt Ihr, das hinsichtlich des hübschen Kindes geschehen soll?“ fragte der alte Verführer.

„Suche sie auf und biete ihr Geld. Versprich ihr, daß sie wie eine Fürstin gehalten werden soll. Und wenn sie nicht freiwillig thut, was geschehen muß, so rauben und entführen wir sie.“

„Das wird nicht nöthig sein. Dergleichen Kreatur hat immer Vernunft. — Auch ich habe gut ausgerichtet; ich habe den Aufenthalt der berühmten Hexe erfahren. Sie heißt Chiska und gibt der Hexe von Endor nichts heraus. Sie haußt mit dem Tatervolk in einer Höhle an der Mulde beim Schlosse Stein. Es ist nicht sehr weit von hier und ein Tater wird uns führen. Morgen früh brechen wir auf. Es ist Alles abgemacht.“

„Noch nicht Alles, Hänschen! Wir müssen erst die kleine Königin haben. Die ist mir lieber als alle Fürstinnen des heiligen römischen Reichs zusammen.“

„Ich gehe, sie zu werben oder zu fangen oder wie

ich ihrer sonst habhaft werden kann. Haben sollt Ihr sie, so wahr ich Hans Hotzel heiße und Euer treuster Knecht bin."

Es war Nacht geworden, und der Herzog vertrieb sich die Zeit mit seinem Seiffarth so gut es gehen wollte und sah und hörte dabei Manches, was ihm nicht lieb war. Hotzel blieb lange aus, und der Fürst wurde ungeduldig. Endlich trat der Vogt vor den Fürsten, aber das Armensündergesicht desselben verkündete diesem nichts Gutes. „Gnaden," sagte er, „diese Hexe Chiska kann noch mehr als die Hexe zu Endor. Sie hat uns nicht sowohl einen Strich durch die Rechnung gemacht, sie hat sie ganz und gar zerrissen."

„Was ist geschehen?" fragte der Herzog unangenehm überrascht.

„Die Tateraltermutter hat sich jedenfalls von ihrem kleinen Finger sagen lassen, was wir im Schilde führen.. Ja was das Tollste ist, sie muß es früher gewußt haben, als wir selber. Denkt Euch, vorhin ist plötzlich ein alter Tater, der der Haushofmeister der Königin zu sein scheint, mit einem Befehle Chiska's an diese angekommen, daß sie sogleich mit ihm abreisen soll. Und die Königin gehorcht unverzüglich. Daraus ist zu ersehen, daß die Alte Macht hat über die Königin. Der Alte — Neko ist er mir genannt worden — hat die Königin schnell auf einem Esel fortgeführt. Dem Taterburschen, der uns morgen führen wollte, hat er ein Verbot der Aeltermutter überbracht, und nun könntet Ihr diesem oder einem Andern Euer Land bieten, es würde uns keiner führen."

„So reiten wir allein!" rief der Herzog hitzig, „und zwar sogleich hinter dem alten Gauner und dem

süßen Schätzchen her, und fangen es ab, wie ein Vöglein."

„Versucht's wenn Ihr Hals und Beine brechen wollt. Erstlich ziehen die Tatern niemals auf den Wegen, deren sich Christenkinder bedienen. Wir würden sie nimmer finden in dieser kohlschwarzen Nacht. Sodann hat die Hexe durch den alten Hexenmeister einen Gruß an Euch bestellen lassen. Denn sie weiß prächtig wer Ihr seid und was Ihr wollt. Ihr sollt es nicht wagen, in ihr Bereich zu kommen, wenn Euch Euer Leben lieb sei. Der Bursche sagte mir: Ihr könntet wochenlang in den Wäldern umherreiten, Ihr würdet die Höhle nicht finden; die der Chiska dienstbaren Geister würden Euch stets in der Irre führen, und wenn Ihr sie wirklich fändet, so würden sie Euch entweder den Hals umdrehen, oder Ihr gucktet in das leere Nest."

„Ich will und muß das Mädchen haben!" rief der Herzog wild. „Ich laß mir nicht bang machen."

„Verschiebt Euern Appetit auf gelegnere Zeit. Jetzt kann nichts draus werden. Das läßt sich nicht in einem Tage abmachen. Mit Gewalt läßt sich nichts ausrichten; wir müssen die List zu Hülfe nehmen. Ich muß erst allein mit der Hexe verhandeln. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als morgen ruhig nach Freiburg zurück zu kehren und zuzusehen, was mit dem Böhmervolke anzufangen ist. Ich rath' Euch zum Besten."

Der Herzog tobte und schimpfte, mußte sich aber doch fügen. Auf der Heimreise schmiedete er mit seinen Getreuen allerlei Pläne, wie Estrella zu fangen sei.

4.

Unmuth der Brüder von Kauffungen.

Der Kurfürst zog nach Altenburg und richtete dort seinen Hofstaat ein. Kunz von Kauffungen genoß seit der naumburger Conferenz nicht mehr sein Vertrauen in so hohem Grade, wie früher. Die langen Unterhandlungen, seinem persönlichen Geschmack angemessen, hatten ihm den Rath Bibenberg und den Kanzler Magdeburg wieder unentbehrlich gemacht, und diese hatten nicht ermangelt, Kunzen möglichst entbehrlich zu machen. So sah sich der Ritter plötzlich vom Kurfürsten übergangen und vernachlässigt und verhehlte seinen Unmuth darüber nicht. Eine trübe Seelenstimmung bemächtigte sich seiner. Mit Schrecken kam er zur Erkenntniß, daß sein Landesherr nicht so unselbstständig sei, wie er geglaubt, und daß dasjenige, was er für Bibenberg's und Magdeburg's Einflüsterungen gehalten, Friedrich's Charakter sei. Mit großer Unbehaglichkeit sah er ein, daß sein Oheim, der Bischof, in Bezug auf den Kurfürsten recht habe und die Prophezeihung desselben schon jetzt anfange in Erfüllung zu gehen. Denn auch beim Herzog konnte Kunz keinen Zugang gewinnen, Apel hatte ihm den Weg versperrt. Nur seine Ehewirthin ließ keine Hoffnung zerfallen, auf die sie ihre stolzen Pläne gebaut, und nur ihr ermuthigendes Zureden hielt die Ausbrüche seines Unmuthes zurück. Im Kreise seines Hauses suchte er die verlorene Zufriedenheit wieder zu finden, aber die ungewohnte Ruhe brachte sie ihm nicht. Anna verschwendete vergeblich ihre Liebkosungen an den düstern

Gemahl; er liebte sie wohl, aber der unselige Wunsch diese Frau mit königlichem Geist und Körper auch hoch und glänzend zu stellen, zehrte ihm so am Herzen, daß er den Sinn für andre Dinge verlor, und jedes Ereigniß, das den ehrgeizigen Planen in den Weg zu treten schien, ihn nur zu größerer Bitterkeit stimmte. Anna, die Leiden ihres Gemahls mitfühlend, entbot heimlich seine beiden Brüder auf ihre väterliche Burg, und Kunz war überrascht, als sie anlangten, um einige Zeit mit ihm vereint zu leben.

„Laßt Eure Schwerter einrosten, arme Jungen,“ sagte Kunz zu den Angekommenen; „unser Ohm und der Kurfürst haben Recht, die Zeit mag gut sein, in der wir leben, aber wir gehören nicht hinein. Wir sind zu spät auf die Welt gekommen. In dieser Schlaffheit des heutigen Lebens müssen Männer wie wir verkümmern und verderben.“

„Freilich,“ erwiderte Dietrich, „wenn der Rothbart noch unser Kaiser wäre und führte uns gegen die Ungläubigen, wir würden uns vorkommen, wie halberfrorne Leute, die in einer warmen Stube aufthauen. Denn wie Frost liegt's uns in allen Gliedern und zumeist im Herzen. Führt man Krieg, so ist's nicht gehauen und nicht gestochen, und wird Friede geschlossen, so ist's auch nur ein halbes Ding. Die ganze Welt steckt in der Schlafmütze, und natürlich die Häupter der Welt erst recht. Hat das heilige römische Reich jemals einen armseligern Kaiser gehabt, als diesen Friedrich den Dritten? Nur von einem Mann wird er an Thatlosigkeit übertroffen, das ist der griechische Kaiser in Konstantinopel. Ich denke die Türken werden über lang oder kurz diese Kaiser und dann die Länder auffressen, und der lieben Christenheit wird ihr letztes Stündlein schlagen.“

„Ja ging's gegen den Türken jetzt," fiel Kunz ein, „ich wär' der Erste dabei; es wäre fürwahr tausendmal besser, sich mit den Ungläubigen herumbalgen, als unter diesem frommen Kurfürsten mit der Narrenkappe herumlaufen; denn was Du vom deutschen Kaiser sagst, das gilt auch von unserm Herrn. Ist das ein langweiliges Wesen! man sollte meinen, es führten ein paar Haufen Knaben Krieg miteinander. Mehr als zehnmal hab' ich's dem sanftmüthigen Herrn gesagt, wenn er den Herzog bekriegen will, so soll er Ernst brauchen und mit aller Kraft losschlagen, dann würden alle die Albernheiten bald geschlichtet sein; will er den Frieden, so soll er nicht ewig an ihm häckeln, wie eine Katze, von der man nicht weiß, ob's gut oder bös gemeint ist. Aber da zuckt er die Achseln, spricht von Verträgen und Recessen und mault fort mit dem Herzog. Bald soll das Pulver dran Schuld sein und die Kanonen, bald die Schreibekunst und was weiß ich Alles, daß man die Dinge jetzt nur halb machen müsse. Mich verdrießt's, ihm noch ein Wort darauf zu erwidern. Ich habe mir die Zunge heiß gesprochen und wieder kalt, um dem Kinderzanke einmal ein Ende zu machen, jetzt bin ich's überdrüßig."

„Es wird nicht lange dauern," erinnerte Heinrich, „so werden sie sich wieder die Dörfer verbrennen. Diese Aussöhnung in Naumburg war für keinen Quark besser als die zu Halle."

„Wenn der Krieg wieder ausbricht, wie ich selbst glaube," entgegnete Kunz, „so schone ich nicht mehr. Von den Fürsten ist Einer so unklug wie der Andere. Wahren guten Rath will keiner hören; s'ist drum besser, man heult mit den Wölfen, wenn man unter ihnen steckt. Sind die Andern toll, so will ich rasend sein."

„Kunz," sagte Anna, ihren Gemahl bedenklich anblickend, „wohin ist Dein schöner Eifer? Wollte ich reden und Dir die heiligen Versicherungen, die Du mir gethan, zurufen!"

„Laß sie ruhn, die thörichten Kinder eitler Wünsche und Hoffnungen! Sie mögen den ewigen Schlaf schlafen, wie manches Schöne, das früh und schnell stirbt und nimmer wieder aufsteht. Glaubt mir, ihr Lieben, es ist auf Erden Alles eins; wir kriechen herum auf dieser steinigen und kothigen Fläche zwei Spannen breit wie die Ameisen auf ihrem Hügel oder die Räupchen auf ihrem Blatte. Ob ich nun zwei Zoll höher in der Luft krieche oder tiefer, ich bin doch ein Wurm. Was sind denn diese Fürsten? Der eine läßt sich den Sanftmüthigen nennen, man sollte ihn besser den Ohnmüthigen heißen; denn von eines Mannes Muth hat er keinen Begriff. Er kriecht und schleicht, sieht sich vor, ist bedachtsam, wie ein blindes Pferd, will Alles mit frommen guten Worten abmachen und ist eigensinnig und störrisch, wenn's ihm nicht nach Willen geht. Der Andere ist ein verzogener Bube, hat kaum den Bart am Kinn gefühlt und meint schon, er sei klüger, als die halbe Welt und läßt sich desohngeachtet von einem alten Schurken an der Nase führen, wohin dieser will. Man möchte lachen, daß die Mauern über einem zusammenstürzten über solche Narren!"

„Kunz, diese Bitterkeit, zu der Dich Dein Unmuth verführt, ist fürchterlich!" sagte Anna besorgt.

„Laß Dich's nicht kümmern, Bruder!" wandte sich Dietrich an ihn. „Mögen sie's doch treiben, wie sie wollen! Wenn wir unsere Güter verwalten, so haben wir zu leben. Deine Knaben wachsen heran,

sorge für ihre Erziehung; Du wirst dabei bald Ruhe und endlich Vergnügen finden."

„Wer solch ruhiges Blut hätte wie Du, Dietrich, hätte das schon lange gethan. Ich liebe das Leben und sein buntes Treiben. Desto ekelhafter kommt mir die Welt jetzt vor. Hätt' ich die Jungen nicht, meine Burgen könnten zusammenstürzen, ich ließe keinen frischen Stein einsetzen. Vielleicht kommt nach mir eine bessere Zeit, wo sie das leisten können, was ihr Vater gewollt hat. Wir leben im Zwielicht, 's ist nicht Tag und nicht Nacht. So kann's nicht bleiben."

„Weißt Du auch," fiel Heinrich ein, um dem trüben Gespräch ein Ende zu machen, „was aus den Böhmen geworden ist, die der Apel herbeigeholt hat?"

„Ich habe nichts davon erfahren."

„Als sie von des Herzogs Land ein großes Stück ausgeplündert und aufgezehrt hatten, legte er sie vor drei Wochen in das Gebiet der Stadt Erfurt. Unbekümmert aber, daß sie in Freundes Land seien, haben sie dort fortgefahren, wo sie's hier gelassen, das Volk gedrangsalt und Alles aufgefressen und gestohlen, wessen sie habhaftig werden konnten. Ganze Schaaren von Bauern sind zum Herzog gerennt, 's hat schier einem Aufstand ähnlich gesehen. Der weise junge Herr hat seines Leibes keinen Rath gewußt, um die Leute zufriedenzustellen, und die Böhmen haben nicht abziehen wollen ohne ihr Lohngeld, eine Summe, die er nicht aufzutreiben im Stande gewesen ist."

„Die Folgen der Kinderstreiche!" hohnlachte Kunz. „Der graue Schelm, der Vitzthum, führt den ärgsten Feind in des Landes Herz, und nun kann weder er noch ein Andrer dem milchbärtigen Herzog rathen und helfen. — Was ist endlich daraus geworden?"

„Der Erzbischof von Köln ist gegen die Stadt Soest in der Mark erbost, die ihm untreu geworden, und zieht gegen sie zu Feld mit einem winzigen Häuflein. Dem hat der Herzog in der Bedrängniß die Böhmen durch Apel Vitzthum, den er an den Rhein geschickt, angeboten und zum Glück hat der Pfaff sie angenommen. Zwar haben die Böhmen nicht dran gewollt, aber da ihnen Apel an die Hand gegeben, daß dort was zu holen sei, haben sie sich endlich zum Zug entschlossen. In aller Eil' ist der Herzog selbst mit ihnen aufgebrochen, und vor einigen Tagen sind sie fort nach der Mark."

„So muß er sich nun den Sold vom Erzbischof verdienen, wie ein gemeiner Rottenführer," spottete Kunz.

„Und wer weiß denn, ob er ihn auch erhält!" sagte Dietrich.

„Seinen verdienten Lohn wird er schon erhalten, wenn auch nicht in klingender, aber doch in schallender Münze," lachte Heinrich. „Wenn der kölner Oberpfaffe merkt, wie die Sachen stehen, wird er das von den Böhmen angefangene Werk schon vollenden."

„Solcher Lohn wär' dem Herzog schon zu gönnen!" rief Kunz. „Trinken wir auf prompte Auszahlung desselben!"

5.

Estrella's Raub.

Indem sie noch mit einander kosten und Kunz durch diese Mittheilung heiterer geworden war, wurde



ihnen die Ankunft des Ritters Wilhelm von Mosen gemeldet. Ueber diesen unerwarteten Besuch erfreut, eilten die Brüder, den Ritter im Schloßhof zu begrüßen. Aber schon auf der Treppe kam er ihnen mit verstörtem Angesicht entgegen. Seine sonst blühenden Wangen waren bleich, die Augen unstät, das Haar hing ihm verwirrt über die Stirne, sein Gang war wild und hastig, und sein ganzes Wesen zeigte von einem aufgeregten Zustand seines Innern.

„Was ist Euch zugestoßen?“ fragte Kunz den Angekommenen erstaunt. „Ihr seht Euch nicht mehr ähnlich.“

„Kunz,“ rief Mosen mit wilder Stimme, „denkt Euch das Schrecklichste für mich! Meine Estrella ist mir geraubt. Niemand weiß besser als Ihr, wie ich das Mädchen liebe, und nun —“ dabei schlug er sich mit der geballten Faust an die Stirn.

„Faßt Euch, Ritter!“ redete ihm Kunz zu. „Ertragt das Unvermeidliche, und laßt uns zu Rathe gehen, was zu thun ist. Den Verstand dürft Ihr jetzt gerade nicht verlieren, wo Ihr ihn am meisten braucht.“

„Jetzt passen ich und Wiland erst recht zusammen. Wir haben dasselbe Leid. Aber besonnener als ich hat er mich hierher geleitet.“

„Erzählt uns die nähern Umstände, damit wir unsere Schlüsse daraus ziehen können. Sammelt Euch beim Becher, dann wollen wir Euch verständig zuhören.“

Sie führten den Unglücklichen in den Saal. Der Wein schmeckte ihm trotz allem Herzeleid. Dann rief er Wiland herbei, damit dieser seinen Bericht ergänze, wenn er etwas vergäße. Er erzählte:

„Estrella hatte mir seit diesem Frühling von ihrem

Aufenthalte aus durch Schwalbe zuweilen Nachricht gegeben und wieder von mir erhalten. Mein Herz war voll Sehnsucht nach ihr, und ich eilte, die Versöhnung der Fürsten nicht erwartend, schon mit Beginn der zweiten naumburgischen Unterhandlung nach Böhmens Grenze, um das geliebte Mädchen aufzusuchen."

„Ihr habt zu berichten vergessen," fiel ihm Wiland in's Wort, „daß Euere Geliebte Euch sagen ließ, wie ihr der schlechte Mönch, den Ihr, Ritter Kunz, bei Naumburg zu früh meiner Rache entzogt, auf allen Wegen nachstelle."

„Recht, mein Sohn," bemerkte Mosen. „Hätten wir das an jenem Abende gewußt, so hätten wir den Mönch todtgeschlagen, der sich solches unterfangen." Und in der Erzählung fortfahrend: „Der Mönch muß ihr schlimm zugesetzt haben, denn sie klagte mir in einem Briefe ihre bittre Noth, und das trieb mich um so schneller zu ihr, damit ich ihr zum Schutz sei und dem verliebten Bruder Sebastian einen Denkzettel anhänge, der ihm die Lüsternheit nach solchen Früchten vertreibe. Wir waren nach zwei Tagen in der bekannten Gegend. Mich beschlich ein ungewohntes Bangen, als wir vom Schlosse Stein im Thale hinauf trabten, wo kein Plätzchen war, das mich nicht an mein vorjähriges Glück erinnert hätte. Das Herz schlug mir wie ein Hammer, je näher wir dem Felsenloche kamen, in dessen Nähe Estrella's Hütte stand. Wir waren am Fuße der Höhle angelangt, gerade über mir auf der steilen Höhe erblickte ich durch die Baumstämme und Steinblöcke die Oeffnung derselben; aber ringsum war Alles öde und ruhig, das Thal schien ausgestorben. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl war ich vom Gaule gestiegen und kletterte den

Berg hinan. Auf meinen dreimaligen Ruf kam ein Tatermädchen heraus, sprang aber wieder erschreckt zurück, als sie mich erkannte. Auf den in den Felsen gegrabenen Stufen klimmte ich nun bis zum Eingang der Höhle und rief Estrella's Namen hinein, aber nur das Echo antwortete mir. Voll Angst wollte ich weiter rennen, da trat mir Chiska entgegen.

‚Nicht weiter!' kreischte sie; ‚die Du suchest, ist verschwunden.'

Was sagst Du, Weib? rief ich ihr zu. Wo ist Estrella?

‚Verschwunden, entflohen!'

Wo ist sie, Weib? Du mußt es wissen! Du weißt alle Geheimnisse!

‚Ich weiß es nicht!' erwiderte sie kalt. Ihr welkes Gesicht grinste, ihre Augen schossen Blitze auf mich. Da faßte mich der Wahnsinn der Leidenschaft, ich konnte meine Wuth nicht bändigen, und Flüche speiend stürzte ich auf die Hexe los, um sie zu packen und zum Geständniß zu zwingen. Aber in demselben Augenblick berührte sie mich mit einem Stabe, den sie in der Hand hielt, und von aller Kraft verlassen stürzte ich besinnungslos zu Boden. Nun erzähle weiter, Wiland, denn was darauf vorgegangen, weißt Du besser, als ich."

Wiland fuhr fort:

„Ich hielt mit den Pferden in dem Engpasse; einen Schritt weiter links brauste das schwarze Gewässer und sah mich aus seinem Kessel unheimlich an, eben so weit rechts erhob sich der steile Berg mit Bäumen und Felsen. Plötzlich schlug ein Heulen an meine Ohren, daß die Pferde einen Satz thaten und fast mit mir in's Wasser hinabgesprungen wären. Nicht anders war's, als wenn in dunkler Nacht wilde

Thiere mit Eulen um die Wette schreien und Töne ausstoßen, die jedes Christenkind erschrecken. Unschlüssig, was ich thun sollte, überwand doch die Besorgniß um meinen Herrn alle Bedenklichkeiten; ich band die Pferde an einen Baum, nahm meine geladene Büchse und kletterte damit so eilig als ich konnte bergauf. Da ich meine Blicke auf die Oeffnung der Höhle gerichtet hielt, so gewahrte ich mehre Taterweiber mit ihren Kindern, welche wie Katzen an dem Felsen herabrutschten und dann überhin liefen und verschwanden. Es war klar, daß das Heulen von ihnen herkam. Ohne mich zu besinnen, suchte ich die Höhle zu erreichen, denn mir ahnete aus der Flucht des Weibsvolks, daß meinem Herrn etwas Schlimmes zugestoßen sein müsse. Die Angst lieh mir Schnelligkeit, und ich weiß selbst nicht, wie ich hinaufgekommen bin. Mit Schrecken erblickte ich meinen Ritter am Boden des schwarzen Felsennestes liegen. Ich hielt ihn für todt und warf mich jammernd auf ihn. Doch bald bemerke ich zu meiner Freude, daß er athmete. Ohne Umstände lud ich ihn auf den Rücken und stieg vorsichtig wieder den Berg hinab. Unten riß ich ihm die Kleider ab, sprang vom Ufer auf ein Felsenstück, welches aus dem Flusse ragte, schöpfte mit meinem Baret Wasser, eilte zurück und wusch den ohnmächtigen Ritter. Nach einiger Zeit schlug er die Augen auf; aber unstät irrten seine Blicke umher, er war trostlos und ist es bis auf diese Stunde geblieben."

„Von Wiland geleitet," erzählte der Ritter wieder, „durchkreuzte ich die Berge und Thäler bis nach Böhmen, aber nirgends fanden wir eine Spur. Unser Rückweg führte über Grünhain. Wiland machte sich so unkenntlich wie möglich, damit wir uns nicht den Mönchen verrathen und sie Rache an uns nehmen

möchten wegen des Auftritts bei Naumburg. Mit Wiland's Geschichte bekannt, nahm ich Antheil an seiner Bewegung, als wir zu dem Bergwerke kamen, worein sein Glück begraben worden war. Unter andern Umständen hätte ich noch größern daran genommen. Wir gingen zum Stollen, und hier fanden wir einen Tater, den ersten auf unserer ganzen Wanderung. Es war Schwalbe, der Junge, der mir nach Naumburg Estrella's Briefe gebracht hatte. Er steckte im Gewande eines Bergknappen und zerklopfte Steine. Der Bursche sprang erfreut auf mich zu, denn er hatte immer Ursache gehabt, mit mir zufrieden zu sein. Ich war ebenfalls froh, endlich ein Geschöpf zu sehen, das mit der Königin meines Herzens zusammengelebt hatte. Auf meine Frage nach Estrellen, erzählte er, daß sie eines Abends, ihrer Gewohnheit gemäß, am Ufer der Mulde mit der Laute hinab gegangen sei und jenes Lied gesungen habe, das sie von mir erlernt, da habe er plötzlich zwei Reiter auf sie zusprengen sehen, deren Einer sie trotz ihres Schreiens und Sträubens auf's Pferd gehoben und sie umschlungen habe. Im Galopp seien sie davon geritten. Er habe eilig Chiska die Nachricht hinterbracht, diese sei aber, wie die übrigen Weiber und Mädchen, gleichgültig geblieben, und Niemand habe ihm auf seinen Bericht geantwortet. Die Männer seien seit dem Anfang des Frühlings weit zerstreut. Neko sei schon lange abwesend, er wisse nicht wo, Cäsar nach Franken gezogen auf Neko's Befehl, um dort auf einer Ritterburg etwas Wichtiges auszuspüren; Eule und noch Einige seien nach Thüringen gegangen, und er mit noch ein paar Gesellen arbeite auf Chiska's Befehl im Bergwerk beim Bergmann Gotthard. Weiter konnte mir der Junge nichts sagen, so sehr ich ihn auch durch ein Geschenk

dazu ermunterte. Wir mußten weiter ziehen. Stumm ritten wir an den Köhlerhütten vorüber; Wiland wollte nicht erkannt sein. Ich verdachte dem armen Jungen nicht darum. So kamen wir nach Grünhain und zogen spähend durch das Städtchen. Da gewahrte ich ein blasses feines Frauengesichtchen an einem Fenster. Neugierig blickten ihre klaren Augen auf uns, plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück. Es war Wiland's sonstige Geliebte. Bald wäre mir der arme Schelm vom Pferde gefallen. Diese Scene vermehrte meinen Schmerz, und da wir allein doch nichts zu erfahren hoffen konnten, so beschloß ich auf Wiland's Zureden, Euch heimzusuchen, Freund Kunz. Und so bin ich hier, Euern ritterlichen Beistand anzurufen."

„Ich schätze die Innigkeit Euerer Liebe zu dem braunen Mädchen viel zu hoch und weiß nur zu gut, wie reizend das holde Kind ist, als daß ich Euch nicht zu Willen sein und sogar meine Brüder zu Euerm Beistand auffordern sollte," entgegnete der Burgherr. „Ehe wir aber aufbrechen, laßt uns überlegen, wer die reisigen Männer sein könnten, die das Taterkind geraubt haben."

„Wer wird sie weiter haben, als der Mönch," sagte Dietrich, „und dem wollen wir schon auf die Sprünge kommen. Ich will nach Meißen reiten, zu unserm Ohm, der wird die frommen Brüder schon ins Gebet nehmen."

„Du mußt bedenken," entgegnete Kunz, „daß die Minne unseres Freundes ein Geheimniß bleiben soll. Erst durch diesen Unfall habt Ihr davon erfahren. Bei Euch ist es wohl aufgehoben, aber St. Valentin behüte, daß es weiter ruchbar werde!"

„Den Oheim können wir aber auf keinen Fall entbehren."

„Ich glaube selbst; aber laß mich das besorgen. Was meint Ihr zu dem Mönch, Mosen?"

„Hätte mir Schwalbe nicht gesagt, daß zwei Ritter Estrellen entführt, ich würde selbst auf keinen Andern rathen; aber da wir keinen Weg unbetreten lassen dürfen, um eine Spur zu bekommen, so kann eine Anzeige bei Euerm Ohm nichts schaden, sobald Ihr meinen Namen verschweigt, zumal, da ich von Estrellen weiß, daß die Tatern unter dem Schutz des Abtes in Grünhain und in Verbindung mit dem Kloster und seinen Bewohnern stehen."

„Ja," sagte Wiland, „auch der böse Bergmann ist vom Abte geschützt. Es ist Gottes Gericht, wenn alle Schandthaten, die sie zusammen getrieben, an's Tageslicht gezogen werden."

„Auch ich habe meine guten Gründe, ein Augenmerk auf dieses Kloster zu haben," sagte Kunz. „So wollen wir denn in aller Heiligen Namen das Werk beginnen. Zieht Ihr zusammen wieder nach dem Erzgebirge, zerstreut Euch nach allen Gegenden, durchkriecht alle Berge, alle Thäler, laßt keinen Winkel undurchspäht, und wo Ihr einen der Tatern erwischt, den gebt nicht wieder los. Den glücklichsten Fang würdet Ihr machen, wenn Ihr der alten Hexe habhaft werden könntet, denn ich wollte diese Burg an die Wette setzen, sie weiß, wo das Mädchen steckt und hat Antheil an ihrem Raube."

Kunz verließ den Saal, um die Fahrt zu rüsten; Anna sah ihm frohbewegt nach. Ihr Blick war durch dieses Ereigniß heiterer geworden. Es goß einige Tropfen Oel auf das düster brennende Geisteslicht ihres Gatten. Er wurde dadurch aus seinen Grübeleien gerissen und hatte wieder einen Gegenstand, dem er seine Aufmerksamkeit schenken, ein Ziel, das er mit Liebe und Haß, die zwei größten Leidenschaften seiner Seele, verfolgen konnte. Dann wandte sie sich zu Mosen.

„Ritter," drohte sie schelmisch, „was muß ich von Euch hören! Ungetreu den schönen Töchtern unseres Vaterlandes, habt Ihr Euer Herz einer Fremden zugewandt? Sollte das Schicksal nicht eine kleine Rache an Euch im Sinne haben?"

„Richtet nicht mit mir, edle Frau," entgegnete Mosen, „sondern mit der höhern Macht, die unsern Sinn lenkt. Der Himmel hat es wunderbarlich mit mir gefügt. Ich glaube fast, der heilige Antonius von Padua hat die Hand im Spiele. Da Ihr nun mein Geheimniß wißt und ich auf Euere Großmuth rechnen darf, so bitt' ich Euch, mein sonderbares Zusammentreffen mit jenem reizenden Kinde Euch von Euerm Gemahle erzählen zu lassen. Ihr werdet mich sicher dann entschuldigen."

Wiland hatte sich auf dem Hofe zu Schweinitz und den andern Knappen gesellt, um ihnen an die Hand zu gehen.

„Du ziehst mit Wiland, Schweinitz, und noch sechs Knechten ins Gebirg; von ihm wirst Du hören, was Du dort sollst," sagte Kunz hinzutretend.

„He, Brüderchen, was meinst Du?" sagte Schweinitz zu Wiland, „wenn wir dem schwarzen Berggeist die hübsche Frau abjagten? Wärst Du nicht mit bei dem Streiche? Vielleicht find' ich auch ein niedlich Jungferngesicht auf dem Ritt; wir machen dann zusammen Hochzeit; das ledige Leben hat mir schon lange nicht mehr angestanden."

„Sei kein Thor!" entgegnete Wiland. „Wie kann ich eines Andern ehelich Weib heirathen?"

„Wir machen's kurz, Närrchen, und schlagen den Kobold todt. Du wirst doch nicht ein so zartes Gewissen haben? Hast Du einen Mönch durchgebläut, wirst Du ja wohl auch einem Bergmann eins in's Genick versetzen können, daß ihm das Wiederaufstehen vergeht."



Wiland schauderte vor dem guten Rath.

„Nein," sagte er, „Gott wird ihn richten. Mir ist keine Macht gegeben, solchem Gericht vorzugreifen."

„Nun wenn Du nicht willst," bemerkte Schweinitz vor sich hin, „so wird sich ja wohl Jemand finden, der Dir den Gefallen thut."

„Du wirst Dich doch nicht vom Teufel verführen lassen?" fragte Wiland, aber Schweinitz ging ohne zu antworten und sattelte die Pferde.

6.

Wiland in der Heimath.

Kunz schickte sich an nach Meißen zu reiten, die Andern verließen die Burg und zogen an der Mulde hinauf. Von Waldenburg aus verließen sie den Strom und ritten nach Wildenfels. In Lößnitz vertheilten sie sich. Mosen, Wiland und Schweinitz durchzogen die Gegend nach Süden und kamen über Schwarzenberg, das damals böhmisch war, durch das Muldenthal, bis sie sich östlich höher in das Gebirg nach Wiesenthal wandten.

Doch so weit sie auch die Thäler durchstreiften, es bot sich ihnen nichts dar, woraus sie einen Vortheil für ihre Absicht hätten ziehen können. In der Gegend von böhmisch Wiesenthal trafen sie mit einem Häuflein zusammen, dessen Anführer Heinrich von Kauffungen war; auch er hatte nichts entdeckt, und nur von einem Waldbewohner erfahren, daß ein Probst mit einem Ritter und vielen Knechten in Grünhain eingezogen sei. Dies konnte niemand anders als Kunz mit dem Abgeordneten des Bischofs sein. Die Füh-

rer beschlossen, ebenfalls hinab nach Grünhain zu reiten und den Ausgang der Untersuchung abzuwarten. Da sie den Weg über Raschau nahmen, so kamen sie wieder in das schöne Thal, wo Wiland's Freuden und Leiden geblüht hatten. Schweinitz war mit vier Knechten zurückgeblieben und Niemand hatte ein Arges davon, selbst Wiland war die frühere Aeußerung seines Freundes aus dem Sinn gekommen, und hurtig trabte er mit den Rittern eine Strecke von dem verhaßten Bergwerke vorüber. Sie hatten aber kaum die Mitte des Thals erreicht, wo ein heller Bach, jetzt der St. Gotthardsbach genannt, dasselbe durchschlängelt, als sie ein Nothgeschrei und andere laute Stimmen verworren durch einander rufend hinter sich vernahmen. Wie ein Blitz fuhr Wiland die Erinnerung an Schweinitz' Geschwätz durch den Kopf, und er zweifelte keinen Augenblick, daß derselbe daran sei, sein mörderisches Vorhaben auszuführen. Schnell wandte er sein Pferd und beschwor die Ritter ihm zu folgen; in wenigen Minuten war er zur Stelle und sah seine Ahnung bestätigt. In der Ecke eines Schopfen beim Stollen kämpfte Gotthard nur schwach gegen die Streiche des Knappen, die andern Knechte balgten sich mit einigen Bergknappen, welche ihrem Herrn zu Hülfe eilen wollten. Schon blutete Gotthard und war dem Sinken nahe, da stürzte Wiland hinzu, riß Schweinitz zu Boden und donnerte allen Knechten zu: „Zurück! oder ihr habt es mit mir zu thun. Mein Messer soll keinen schonen, der es noch wagt, sich an diesen wehrlosen Leuten zu vergreifen."

Gotthard hatte ihn erkannt und war vor Schrecken umgefallen, meinend nun sei es aus mit ihm. Wiland sprang ihm bei und untersuchte seine Wunden. Die Ritter machten sich unterdessen ein Geschäft dar-

aus, ihre unsinnigen Knechte mit Prügeln zu züchtigen, und Schweinitz wunderte sich nicht wenig, für seinen vermeintlichen Freundschaftsdienst so übel belohnt zu werden. Er konnte nicht anders denken, als dem guten Wiland rappele es im Kopfe, und indem er herzliches Mitleid für ihn fühlte, hatte sein Rücken Gelegenheit, noch etwas mehr zu empfinden als sein freundschaftlich gesinntes Herz. Wiland hatte zu seiner Freude gefunden, daß die Wunden seines Feindes von keiner Bedeutung waren. Mit Hülfe der andern Bergleute trug er ihn auf ein Lager, verband die Wunden und brachte ihn zur Besinnung. Der Bergmann stierte den geschäftigen Knappen an, als besänne er sich auf etwas, aber er traute weder seinen Augen noch seinem Gedächtniß.

„Ist's möglich," begann er endlich zu Wiland gewendet, „Ihr seid mein Retter? Ihr seid doch der Köhler, um den mein Weib oft heimlich weint, oder seid Ihr des Köhlers Geist, der kommt, um mich zu strafen?"

„Wenn Ihr der guten Magdalena meinetwegen wehe gethan," erwiderte Wiland mit Thränen im Auge, „so seid Ihr freilich nicht werth, daß ich Euch aus den Fäusten meiner Gefährten gerettet habe. Aber an Euch soll Gnade vor Recht ergehen. Geht in Euch, bereut Eure Sünden und liebt das holde Weib, wie sie es verdient."

Der Tag neigte sich; Wiland empfahl den Bergknappen Gotthard's Pflege und gab ihnen auf, ihn nach der Stadt in seine Wohnung zu bringen. Die Leute, die Wiland nicht kannten, machten unheimliche Gesichter und flüsterten ihm zu: Gotthard sei ein gar böser Christ und sein Unfall eine gerechte Strafruthe des Himmels. Er habe solche allein schon an seinem frommen jungen Weibe verdient, die gar viel von ihm



auszustehen habe. Diese Worte schnitten Wiland durchs Herz. Schnell bestieg er sein Pferd und eilte den vorausgerittenen Gefährten nach. Ein köstlicher Sommerabend hatte sich in das Thal gesenkt, seine warmen Lüfte legten sich mit heiteren und wehmüthigen Erinnerungen an Wiland's Herz. Bergaufwärts kam er seiner stillen Wohnung näher, und manche Thräne perlte auf den Hals seines Thieres. Der blaue Rauch der dampfenden Meiler, der sich mit dem leichten über dem Berge hinschwebenden Abendgewölk vermählte und endlich zu Duft verschmolz, winkte ihm näher und näher. Endlich war er bei den Köhlerhütten und vernahm ihm wohlbekannte Stimmen. Alle verbleichten Bilder seiner Kinderjahre tauchten mit frischen Farben vor seinem innern Auge auf und gewannen so viel Leben und Wahrheit, daß er sich in dem Kriegsrocke und auf dem Rosse fremd vorkam; ihm war's, als müsse er vom Wege abbiegen und sich unter die Gesellen seiner Jugend mischen, den Schürbaum zur Hand nehmen, seinen Meiler bauen und anzünden, und sich in seiner Hütte zur Ruhe niederlegen. Wie mit Ketten zog es ihn hin nach den Hütten; er konnte nicht widerstehen, stieg vom Pferde, band es an und schlich leise nach seiner ihm theuren Quelle. Georg Schmidt, der gute Vetter, saß von des Tages Arbeit rastend vor der Thüre. Wiland trat zu ihm und bot einen guten Abend. Schmidt wurde über den Ton der Stimme stutzig, stand auf und sah ihm in's Gesicht.

„Je, Junge, bist Du's? kehrst Du endlich zu uns zurück? Wie wird sich Margareth freuen! Wie oft haben wir von Dir gesprochen und uns nach Dir gesehnt! Du Wildfang! so fortzulaufen in die Welt, und uns so großen Kummer zu machen! Christoph,



das war nicht recht! Doch was hast Du für ein schmuckes Kleid an?“ So sprach der frohe Köhler, ohne auf eine seiner Fragen die Antwort abzuwarten und schloß den lang entbehrten Neffen in seine Vaterarme.

„Wie geht's Euch, guter Vetter?“ fragte Wiland wiederum; aber Schmidt rief in die Hütte: „Margreth, komm schnell heraus! wir haben einen unverhofften Gast.“

Neugierig, wer angekommen sei, folgte die Frau eilig dem dringenden Ruf, und stutzte, einen Kriegsmann vor sich zu sehen.

„Kennst Du den nicht?“ stieß sie der Mann an. Da schrie sie laut auf und umhalste unbekümmert um den fremden Rock den Wiedergefundenen.

„Hole das Beste her, was Du im Leben hast, daß wir den lieben Jungen laben.“

„Ich bitt' Euch, lieber Vetter!“ fiel Wiland dem Köhler ins Wort. „Bemüht Euch meinetwegen nicht. Ich bin nicht gekommen, bei Euch zu verweilen. Meine Pflicht treibt mich wieder fort. Nur Euch zu begrüßen, hab' ich mir eine halbe Stunde von der karg zugemessenen Zeit abgebrochen, die laßt uns verplaudern. Dann muß ich nach Grünhain, zu meinem Ritter.“

„Du willst nicht bei uns bleiben?“ fragten Schmidt und sein Weib betrübt. „Wieder fortziehen willst Du von denen, die Dich so sehr lieben?“ setzte Margaretha hinzu, und: „O bleibe bei uns und sei wieder ein Köhler! Wirf diesen Rock von Dir!“ bat Schmidt.

„Nimmermehr!“ rief Wiland ernst. „Laßt ab mit Bitten! ich kann nicht!“ Mit kurzen Worten erzählte er ihnen seine Erlebnisse und Verhältnisse. Dann fragte er schüchtern: „Und Lenchen?“

„Gott tröste sie!“ erwiderte Margaretha. „Das arme Weib weint sich die Augen noch aus dem Kopfe, und ihr böser Mann behandelt sie schlecht. Es wär'

ihr freilich besser gewesen, wenn sie in unsere Verwandtschaft gekommen wäre. Ihr einst so stolzer Vater ist gar sehr gedemüthigt, er thut sich's nur nicht aus; aber daß er sich grämt, sieht ihm ein Kind an. Frau Christine kann vollends ihr Herzeleid nicht bergen über das Unglück ihres einzigen lieben Kindes, und hat oft bei mir gejammert, daß Du nicht ihr Eidam geworden bist."

„Laßt's gut sein, Base," sagte Wiland wehmüthig und wischte sich Thränen aus den Augen. „Macht mir das Herz nicht noch schwerer. Gott gebe der jungen guten Frau das vollste Maß seines Segens! sie verdient's."

Die übrigen Köhler, Wiland's Verwandte und Jugendfreunde, waren auf die schnell verbreitete Nachricht seiner Ankunft herbeigekommen und begrüßten ihn halb scheu, er aber drückte Allen die Hände, und als er noch eine Weile mit den Lieben gekos't, riß er sich mit blutendem Herzen wieder von ihnen los, küßte den betrübten Pflegevater und die weinende Margareth, bestieg sein Rößlein und trabte nach Grünhain zu. Es war Nacht geworden, als er dort ankam. Laue Lüfte wogten durch das Thal, in dem das Städtchen und darunter das Kloster lag, mit den schwarzen vom Mondschein schwach beleuchteten Schieferdächern, die ihm düster entgegen sahen, der ja auch düster im Herzen von der Höhe herabritt. Als er vor Gotthard's Wohnhaus vorbei kam, war kein Fenster erhellt. „Was schafft wohl die liebe Frau?" dachte er; „vielleicht verweilt sie im Garten unter ihren Blumen, oder sieht hinauf nach des Himmels goldenen Blumen und denkt an dich." Der Gedanke, daß er sie im Garten belauschen könne, erfaßte ihn mit solcher Gewalt, daß er sein Pferd in



der Herberge abgab, und ohne seine Reisegefährten zu sprechen, hinter den Häusern hinschlich bis zu dem Pförtchen, welches in Gotthard's Besitzthum führte. An der hinteren Hecke desselben war eine kleine Laube. Vorsichtig lugte er mit hochklopfendem Herzen durch den Zaun. Da vernahm er ein unverständliches Geflüster, das aus der Laube zu kommen schien. Flugs war er hinter derselben, bog die Zweige zurück und erblickte den Mönch Sebastian.

„Sei kein thörichtes Kind," sagte der Klosterbruder, „und bedenke daß ich's gut mit Dir vorhabe. Du thust keine Sünde, wenn Du meine Küsse annimmst, aber Du thust eine solche, wenn Du sie zurückweisest. Uebrigens kann ich Dich von allen Sünden absolviren."

Wiland's Athem stockte. In der Ecke der Laube sah er eine zusammengekauerte weibliche Gestalt, die das Gesicht in ihrem Schoße verbarg. Sie antwortete nur mit Schluchzen, aber Wiland erkannte Magdalena's Stimme.

„Was weinst Du nun die langen Tage und halben Nächte durch!" fuhr der Mönch fort; „wer wird sich das Leben so verbittern? Es ist wahr, Dein Ehewirth ist ein rauher Mann und weiß Deinen Werth nicht zu schätzen, aber desto mehr bin ich Dir ergeben. Laß ihn doch poltern und zanken; ich will's schon wieder gut machen. Komm, liebes Schäfchen, sei getrost. An meiner Brust ruhst Du weich und sicher. Meine Liebe soll Dir Dein Herzeleid versüßen. Belohne meine Ergebenheit mit einem Kuß." Damit bog er sich zu der Weinenden herab und wollte sie umarmen.

„Um aller Heiligen willen!" rief Magdalena angstbeklommen, „verschont mich, Herr Pater! Habt Er-

barmen mit einem unglücklichen Weibe und verlangt nicht, was ich Euch nimmer zu geben vermag."

„Kind," entgegnete der Pater gereizt, „Du stellst meine Geduld auf eine harte Probe. Fast wird's ein Jahr, daß ich wie ein Tauber um Dich girre. Länger halt' ich's nicht aus. Drum beschwör' ich Dich beim heiligen Valentin, erhöre mich endlich!"

Mit diesen leidenschaftlichen Worten warf er sich vor sie hin und umklammerte ihre Kniee.

„Ihr seid entsetzlich, Sebastian!" stöhnte das arme Weib. „Die Angst erstickt mich fast. Aber wie Ihr auch bittet, und Euch, ein gottgeweihter Mann, vor einem schwachen Weibe erniedrigt, ich kann Euch nichts gewähren."

„Weib," rief der Mönch, „Du bringst mich auf's Aeußerste!"

Und er riß ihr das gesenkte Haupt empor und küßte sie.

Wie sich die Taube vergebens gegen den Geier wehrt und mit mattem Flügelschlag unter seinen Fängen verblutet, so vermochte sich das bedrängte Weib nur wenig gegen den schrecklichen Mönch zu sträuben. „Ihr heiligen Nothhelfer schützet mich!" stöhnte sie mit matter Stimme.

Wiland war mit einem Sprunge über die Hecke im Garten, faßte den Mönch von hinten und schleuderte ihn einige Schritte weit auf die Erde. Wie vom Blitz getroffen, lag der schnell abgekühlte Bruder, raffte sich aber auf und rannte davon, als ob die Hölle hinter ihm wäre. Wiland stand stumm vor dem geängsteten Weibe. Der Mond warf seinen klaren Schimmer auf sein Gesicht, und Magdalena erkannte ihren Erretter.

„Christoph! Ist's Dein Geist?“ fragte die Ueberraschte.

„Nein, Lenchen, mich selbst haben die heiligen Nothhelfer, die Du um Hülfe angerufen, zu Deinem Schutze hierher gesandt!“ rief er wonnetrunken. Unwillkürlich breitete sie die Arme aus, unwillkürlich sank er hinein, ihre Lippen begegneten sich, und ein langer seliger Kuß vergalt ihre Leiden. Da tönte lauter Ruf von vorne aus dem Hause, die Bergknappen brachten den verwundeten Gotthard. Wiland riß sich aus ihren Armen und sprang über die Hecke.

Kunz war wirklich in Grünhain; Sebastian kam am andern Tag in Untersuchung, aber es ergab sich nichts Erfreuliches für Mosen. Der Abt wollte nichts vom Aufenthalt der Tatern wissen, ebensowenig ein Mönch, und die Reise hatte keine Folge, als ein Verbot des Bischofs an das Kloster, sich aller Gemeinschaft mit dem heidnischen Volke zu enthalten. Mißvergnügt zogen die Ritter davon. Wilhelm von Mosen ging mit seinem Knappen auf seine Güter in Meißen; Kunz von Kauffungen eilte nach Altenburg. Seine Brüder kehrten auf ihre Burgen zurück.

7.

Herzog Sigismund.

Wenn man den Lauf der Mulde landeinwärts verfolgte, so gelangte man über die Burg Kauffungen auf der rechten Seite des Flusses durch reizende Ge-

genden über die Städte Penig, Lunzenau, Wechselburg theils rechts theils links vom Strome gelegen, nach dem vielthürmigen Rochlitz. In diesem Thale hat die Natur mit Felsenschrift ihre Wunder aufgezeichnet, deren großartige Züge von Erdrevolutionen zeugen, von welchen die kühnste Fantasie sich kein Bild zu schaffen vermag. Malerische Felsenmassen thürmen sich übereinander, an deren Gipfel Gewitterstürme gerüttelt und sie zuweilen zersplitternd in die nasse Tiefe geworfen haben, wo das rauschende Wasser an den Blöcken schäumt. Höhlen und Schluchten finden sich von Penig bis Lunzenau in den Felsengebilden; oft ist der Pfad am abschüssigen Ufer so schmal, daß nur ein geübter Fuß ihn zu wandeln vermag. Bei Rochlitz öffnet sich das Thal und gestaltet sich zur angenehmen Aue. Links vom Flusse erhebt sich der rochlitzer Wald, ein zweigipfliger Berg von beträchtlicher Höhe, von wo aus das Auge die Schönheit des Landes weithin überschaut. Daran schließt sich der Schloßberg mit dem Schlosse. Sonst war es eine feste Burg, altväterisch, aber bequem. Jetzt diente sie dem Bruder des Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog Sigismund, zum Gefängniß. Einige Zimmer waren fürstlich eingerichtet, und Herzog Sigismund durfte sich nicht beklagen, daß er von seiner Umgebung, der lebendigen und der todten, nicht an die Hoheit seines Standes erinnert würde. Hohe eichene Stühle, mit rothledernen Sitzen und Lehnen, mächtige Tische von blankem Ahorn und zierlichem Getäfel, ein schön ausgeschnitzter Bücherschrank mit der Foliantenweisheit der ehrwürdigen Kirchenväter, ein großer bilderreicher Ofen und ein bequemes Ruhebett mit vergoldeten Knäufen waren der Inhalt seiner Wohnstube. Aber die Schweinslederbände der Bücher waren eben nicht abgegriffen; ein

blanker Humpen und ein goldner Becher auf dem Tisch schienen auf angenehmere Beschäftigung des Gefangenen hinzudeuten.

Der Schloßkaplan, hinsichtlich solcher Studien mit dem Herzog einverstanden, ein Burgvogt, dieser Weisheit auch zugänglich und seit der kurzen Zeit, daß Sigismund seiner Obhut anvertraut war, (er hatte bis vor Kurzem auf der Burg Scharfenstein in Haft gesessen) in ein vertrautes Verhältniß mit ihm gekommen, und ein halbes Dutzend Knechte waren mit dem gefangenen Fürsten die Bewohner der Burg und seine Wächter.

Das bezeichnete Kleeblatt saß eines Abends traulich beisammen; vom silbernen Leuchter warfen Kerzen ihr Licht, das sich in dem purpurrothen Inhalt der Becher widerspiegelte. Im weiten Stuhle pflegte sich die wohlbeleibte Gestalt des Herzogs; sein feister Hängebauch hatte zum Körper dasselbe Verhältniß, wie das glänzende Doppelkinn zum Gesicht.

„Ihr habt nicht besser und bequemer gelebt, Gnaden," sagte der Pfaffe, als er den Becher geleert, „da Ihr Bischof in Würzburg wart."

„'S ist doch schöner, Benedict," lallte der Herzog gemächlich lächelnd, „Land und Leute zu besitzen, einmal Krieg zu führen und ein andermal zu thun, was einem einfällt, als sich mit Euch langweilen, schwatzen, schlafen und mit den Sternen Zwiesprach halten."

„Freilich wär's artiger," bemerkte Benedict, und lachte daß der Tisch schütterte, „Ihr könntet mit zwei schönen Sternen Euch unterhalten, deren Himmel sich mit den Händen anfühlen läßt."

„Laß das gut sein!" sagte der Herzog und deutete verstohlen auf den Burgvogt. „Ich vertraue auf Neko's Wort. Du weißt, was er mir vor acht Wochen ver-



sprochen: wenn sich der Mond zum zweitenmale fülle, solle ich Nachrichten haben. Heute Abend ist dieser Vollmond.“ — Aengstlich sah er nach dem Vogt hin.

Der Pfaffe rückte diesem näher, trank ihm zu, legte, als dieser Bescheid gethan hatte, die Hand vertraulich auf seinen Schenkel, und sagte pfiffig:

„Wolfgang, wie weit geht Euere Instruction vom Kurfürsten, über den Herzog?“

„Streng!“ erwiderte dieser. „Mit meinem Kopf muß ich haften für den gnädigen Herrn. Ihr werdet doch nicht — —?“

„Behüten uns alle Heiligen! Man hat nur einen Kopf zu verlieren. Der Herzog denkt nicht daran, Euch um den Eurigen zu bringen. Nur sagt, wie weit dürft Ihr gehen, um dem Herzog eine Kurzweil zu verschaffen?“

„Ich darf Seine hochfürstliche Gnaden keinen Schritt von der Burg lassen.“

„Aber wen dürft Ihr hereinlassen?“

„Keinen Ritter, keine Frau, keinen Knappen.“

„Wer also keins von diesen Dreien ist, darf herein.“

„Wolfgang,“ setzte der Herzog hinzu, „es wird Euer Schade nicht sein, wenn Ihr Euere Instruction nicht zu ängstlich auslegt. Wir müssen zusammen leben.“

„Wen gedenkt Ew. Gnaden bei sich zu sehen?“

„Einen alten Sterndeuter mit seinem Schüler. Ihr müßt wissen, daß der Herzog ein Verehrer der Sternkunde ist,“ setzte der Pfaffe hinzu. „Wir beide können ihn nicht damit unterhalten. Laßt Ihr aber die Astronomen herein, so macht Ihr Euch nicht nur ein Verdienst um den Herzog, Ihr belebt auch unsere Einsamkeit.“

„Ich weiß zu leben und leben zu lassen," erwiderte Wolfgang. „Von Sterndeutern steht nichts in meiner Regel. Wenn die Sache verschwiegen bleibt, hab' ich nichts dagegen. Ich bin Ew. Gnaden sehr ergeben und bedaure Euer böses Schicksal von Herzen. Und da einmal die Rede darauf kommt, so erlaubt mir die Bitte um einen Bericht aus Euerm Munde, wie Ihr in solchen Mißstand gerathen seid. Ihr seid nun fast drei Wochen auf der Burg, und was ich nicht von Andern erfahren, das weiß ich nicht über Ew. Gnaden Schicksal. Erzählt's mir selbst beim Becher; zum Dank laß ich die Sternforscher passiren."

„Eine Liebe ist der andern werth," versetzte der Herzog vergnügt. „Drum will ich Deine Bitte erfüllen. Doch in der Mitternachtsstunde mußt Du am Pförtchen Wache halten. Sobald Du drei Schläge an dieselbe vernimmst, so fordere das Wort. Es heißt Chaire! Hast Du dieses erhalten, so öffne die Pforte; der alte Sterndeuter ist entweder allein, oder mit seinem Schüler da."

Der Vogt versprach der Weisung nachzukommen, schenkte die Becher voll und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit auf Sigismund's Erzählung.

„Als mein Bruder Heinrich starb," begann dieser, „war ich ein und zwanzig Jahre alt, und theilte auf den Rath unserer hochseligen Mutter, mit meinen zwei übrigen Brüdern, dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzog Wilhelm, das väterliche Land. Der letztere war erst zehn Jahre alt, und wir hatten die Vormundschaft über ihn und die Verwaltung seiner Landesportion. Mit dem Kurfürsten konnt' ich mich damals eben so wenig vertragen, wie jetzt Wilhelm. Er maßte sich die Oberherrschaft über mich an und griff in meine Rechte, wo sich nur eine Gelegenheit bot.

Die sich entspinnende Uneinigkeit verbitterte mir manche Stunde und verleidete mir das schwere Regentengeschäft."

„Na Ew. Gnaden wird sich das schon leicht gemacht haben," warf der Vogt ein. „Ich kann mir überhaupt das Regieren nicht schwer vorstellen."

Der Kaplan nickte lachend Beifall: „Man braucht nicht viel Verstand dazu."

„Die Heiligen stehen einem bei!" versicherte der Herzog, und fuhr dann in der Erzählung fort: „Schon war ich ein Jahr Herr meines Landes, das einen großen Theil des Osterlandes und einen kleinen Thüringens in sich begriff, und noch hatte ich unter den Fürstentöchtern keine gefunden, die mir als Gemahlin angestanden hätte. Mein Herz machte seine Stimme geltend, und es war schwer zu befriedigen. Unter den Schlössern meines Landes liebte ich das zu Mildenfurt bei Weida und hielt mich oft dort auf, entzückt von der schönen Aussicht, welche sich nach Norden in das Elsterthal öffnet. Unter dem Schlosse liegt ein Nonnenkloster, in welchem ich meine Andacht verrichtete und oft dem heiligen Dienste der gottgeweihten Jungfrauen beiwohnte. Unter den Nonnen fiel mir bald eine hohe Gestalt auf, die, je öfter ich sie sah, stets einen tiefern Eindruck auf mich machte. Sie hieß Isidore von Lohma. Das Bild dieser reizenden Jungfrau schwebte mir vor, ich mochte mich beschäftigen, womit ich wollte, und je mehr ich der in mir erwachten Leidenschaft zu widerstehen mich bemühte, um so heftiger faßte sie mich. Dadurch gerieth ich zuweilen in einen sonderbaren Zustand, wo ich, für alle äußere Gegenstände unempfindlich, nur mit Isidorens Schattenbild beschäftigt war. Obgleich ich da jedesmal zu schlafen schien, so war doch mein Geist

in der höchsten Anspannung und Aufgeregtheit, ihr Bild und dessen Liebkosungen so täuschend, daß ich nach Wiedergewinnung meines Bewußtseins hätte schwören mögen, dasjenige wirklich erlebt zu haben, was mein verirrter Geist nur sich selbst geschaffen hatte. Da ich nirgends mehr Ruhe und Rast fand, und mein fürstlicher Stand mit seinen Pflichten mich anekelte, so beschloß ich, der schönen Isidore Minne zu entdecken. Bald fand ich Gelegenheit dazu. Aber wie erstannte ich, als sie mir auf die Schilderung meines merkwürdigen Zustandes ohne Zurückhaltung entdeckte, daß sie oft in einem ganz gleichen gewesen und mit meinem Schattenbilde zu schaffen gehabt habe. Sogar am Tage auf ihrer Zelle überrasche sie es wie ein Traum, der ein Chaos von Gestalten vor ihre Seele führe, aus denen sich mein Bild entwickele, welches freundlich mit ihr in süßer Minnelust verkehre. Mein Staunen stieg aber über allen Ausdruck, als ich von ihr Zeit und Stunde erfuhr, in welcher sich dieses unerhörte Traumleben einzustellen pflegte und daraus erkannte, daß es mit dem meinigen zusammenfalle. Wir glaubten in diesem Wunder einen Fingerzeig Gottes zu erkennen und ergaben uns von dieser Stunde der hohen Minne, wie sie nur immer zwei gleichgeschaffene Seelen für einander zu empfinden vermögen. Nichts auf der Welt hätte mich von jenem glückseligen Augenblick an von Isidoren trennen können; unsere Geister waren in einander geflossen und hatten sich in heiliger Weihe auf ewig treuliebend vermählt. Von jenem Tage an hörten unsre seltsamen Gesichte auf; mit dem Entzücken, das uns beim ersten Kusse durchschauerte, schienen sie von uns gewichen zu sein. Aber die Abneigung gegen meinen Stand und dessen Obliegenheiten, die mich

über lang oder kurz von Isidoren hätten trennen müssen, nahm in mir überhand, und sie und der heiße Wunsch, ja das tief empfundene Bedürfniß meines Geistes, stets um Isidoren zu sein, erzeugte den unerschütterlichen Entschluß in mir, allen Vorrechten zu entsagen, welche mir meine hohe Geburt verliehen, und in jenen seligen Stand, in welchem meine Isidore selbst lebte, überzutreten. Meinem Bruder, dem Kurfürsten, kam dieser Entschluß gelegen, denn sein Land erhielt durch die Hälfte des meinigen einen hübschen Zuwachs. Ohne ihm das zarte Geheimniß meiner Minne ahnen zu lassen, gab ich die Unlust an weltlichen Dingen, die sich sehr auffallend an mir gezeigt hatte, als den Grund meines Entschlusses an. Diesen führte ich in Merseburg aus. Ich ward Mönch und lebte das seligste halbe Jahr meines Lebens mit Isidoren in der engsten geistigen Vereinigung. Eine von bösen Sternen beherrschte unglückliche Stunde raubte unserem schönen Verhältniß die zarte Krone der reinen Minne und drückte ihm den Stempel der Sünde auf. Seit jenem Rausche stürzte das Unglück auf uns ein. Unser Umgang wurde dem Kurfürsten verrathen, und er war so grausam, mich auf das Schloß zu Freiburg gefangen zu setzen, wozu ihm kein Recht zustand. Mein Zustand grenzte an Wahnsinn. Dies bewog meinen heimtückischen Bruder, mir zwar die Freiheit wieder zu geben, aber unbarmherzig riß er mich von Isidoren und ließ mich nach Würzburg bringen, wo ich durch sein Verwenden in das Domkapitel aufgenommen wurde. Es gelang mir, mich mit Isidoren, die das einzige Glück meines Lebens ausmachte, in Briefwechsel zu setzen. Was wir uns nicht mehr zuflüstern konnten, das mußten uns theure Schriftzüge sagen. Bald wurde auch diese unschuldige Minnelust entdeckt,

die mir allein noch Freude auf Erden gewährte. Ich erhielt keine Briefe mehr von ihr; mein Kummer hatte keine Grenzen, meine Lage war fürchterlich. In dieser unseligen Zeit that mir das Kapitel die Ehre an, mich an des verstorbenen Bischofs Stelle zu wählen. Meine Standeserhöhung gebot mir einen größeren Aufwand, und dieser war mit mehr Zerstreuung verknüpft. Der Wein mußte meinen Liebesgram ertränken. Ein mir vertrauter Kleriker benutzte meine Schwäche und riß mich, da ich einmal gestrauchelt war, von Sünde zu Sünde. Durch Sinnenrausch suchte ich meine Leiden, später mein nagendes Gewissen zu beschwichtigen. Nach zwei Jahren trat das Domkapitel gegen mich auf und erklärte mich meiner Würde verlustig. Da kamen alle meine Leidenschaften in Aufruhr; ich wüthete, widersetzte mich dem Ausspruch, rief die Hülfe meiner Brüder an. Alles vergebens. Meine eigenen Schwäger, die Markgrafen von Brandenburg, traten auf die Seite der Domherren; ein kaiserlicher Befehl nahm mir den Bischofsstab. Das Bisthum erhielt einen Verweser und ich einen Jahrgehalt. Dieses Schicksal traf mich nicht unverdient, aber seine Härte war mir unerträglich. Sehr verdrießlich kehrte ich nach Meißen zurück. Ein Schimmer von Hoffnung belebte mich noch, ob ich mit Isidoren nicht noch ein stilles Glück finden könne. Es war mir nicht beschieden. Die Holde war aus dem Kloster Mildenfurt entfernt worden, ich konnte nicht erfahren wohin. Zorn und Rache gegen meinen Bruder erwachten in meinem Herzen. In ihm sah ich den Urheber meiner Leiden. Vom geistlichen Stande war ich ausgestoßen. Als geborner Fürst und rechtmäßiger Erbe meines Vaters glaubte ich wieder an die Landesportion Anspruch machen zu können, welche mir in

der Erbtheilung zugefallen war. Ich hatte ja nur als Geistlicher darauf verzichtet, und der war ich doch nicht mehr. Mit Hohn wies Friedrich meine Forderungen zurück. Demüthigungen, die mich empörten, mußte ich von ihm erdulden. Ohne triftige Gründe behandelte er mich abscheulich und legte den Grund zu einem Menschenhaß in mich, der meinem Geiste geschadet hat. Heimlich wandte ich mich an den nun verstorbenen König von Polen, Ungarn und Böhmen, Ladislav, der mir seinen Beistand versprach, ich verband mich mit dem Burggrafen von Meißen und andern Großen, denen ich ansehnliche Belohnungen gelobte, wenn sie mir zum Besitz meines Landes behülflich sein wollten. Schon glaubte ich mich fast am Ziele, als der Kurfürst einen Brief auffing, den ich an einen böhmischen Ritter geschrieben; der Plan ward entdeckt und ich abermals gefangen auf den Scharfenstein geführt. Meine Wuth war groß, aber meine Ohnmacht noch größer. Mit der Zeit versank ich in eine dumpfe Gleichgültigkeit, aus der ich erst wieder aufzuleben anfange, seit man mein Gefängniß gewechselt hat und ich in Deine Verwahrung gekommen bin, mein lustiger Wolfgang."

8.

Sigismund's Lied.

Während der Erzählung hatte sich das Aussehen des Herzogs merklich verändert. Der schlummernde Geist schien geweckt, frisches Leben in seine Glieder zu

senden. Er war aufgestanden; sein Auge glänzte, von Unruhe bewegt, seine Fäuste hatten sich geballt, seine Füße auf den Boden gestampft und sein ganzes Wesen zeugte von hoher Erregung.

„Und Euer Lieb habt Ihr nicht wiedergesehen?" fragte der lustige Burgvogt theilnehmend.

„Niemals!" erwiderte der Herzog, und der wilde Schmerz in seinen Zügen wurde milder.

„Noch nicht aller Tage Abend ist!" bemerkte der Kaplan mit pfiffigem Gesicht. Ein Wink des Herzogs gebot ihm Schweigen. Dieser nahm seinen Lehnstuhl wieder ein, der Becher lief unter Witzen und Späßen des Pfaffen und des Vogts über die wunderliche Geschichte, im Kreise herum. Der Herzog sah stumm vor sich hin und schien über etwas nachzudenken; plötzlich stand er auf, öffnete das Fenster, schaute einige Minuten an den Himmel und sagte:

„Der Stand der Gestirne verkündet die Mitternacht. Wolfgang, geh' und thu' wie ich Dir befohlen!"

Der Burgvogt entfernte sich, und der Herzog maß unruhig mit großen Schritten das Zimmer.

„Ob er wohl kommen wird!" sagte Benedict gähnend und griff zum Becher.

„Neko hält Wort!" erwiderte Sigismund. „Seiner mächtigen Wissenschaft kann nur selten eine feindliche Gewalt widerstehen. Ich hoffe und zage. Die bange Erwartung spannt meinen Geist wunderbar an, und fast ist es mir, als fühlte ich die Annäherung jenes sonderbaren Zustandes, den ich Euch vorhin beschrieb. Mir däucht, als empfinde ich wie im Traume die Nähe der Holden. Ja sie kann nicht fern mehr sein." Immer heftiger schritt er auf und ab; seine Gestalt schien zu wachsen, die hängende Fülle seines

Kinnes und Leibes schien edlere Form zu gewinnen, seine Augen leuchteten, sein Mund stieß einzelne Worte aus, über sein Gesicht war ein ungewöhnlicher Ernst ausgegossen.

Dem Kaplan wurde bei diesen, an seinem Beichtsohne noch nicht wahrgenommenen Erscheinungen etwas unbehaglich. Eine Viertelstunde verfloß, welche der Herzog in Entzückung, Benedict in Furcht verbrachte. Endlich fuhr der Letztere von Schritten auf dem Gange erschreckt zusammen. In das Zimmer trat der alte finstere Aegypter, an seiner Hand ein schöner bleicher Jüngling in der abenteuerlichen Tracht eines Tatern. Auf seinen reichen Locken saß ein breitkrempiger Hut, der das Gesicht beschattete. Der Herzog schritt rasch auf den Letzteren los, nahm seine Hand, preßte sie lange zwischen den seinigen und sah ihm stumm und unverwandt in die Augen. Der alte Tater forderte vom Vogt einen Imbiß, und als dieser sich wieder entfernt hatte, um das Verlangte herbeizuholen, umfaßte der Herzog den bleichen jungen Mann, drückte ihn an die Brust, hielt ihn lange sprachlos umarmt und überhäufte ihn zuletzt mit Küssen. Der so Geliebkoste konnte vor Rührung ebenfalls kein Wort hervorbringen; der Sturm der Gefühle in Beider Brust schien zu groß, um sich in Worten auszusprechen. Als sich die Schritte des Vogts wieder vernehmen ließen, nahm Neko den Jüngling bei der Hand, führte ihn in eine Ecke des Zimmers und bedeutete ihn, sich dort in einen Stuhl niederzulassen, den die Strahlen des Kerzenlichts nur schwach berührten.

„Merkur ist noch immer feindlich gegen Venus gestellt und Euer Horoscop gibt mir noch nicht die erwünschte Auskunft," bedeutete Neko den Herzog, der

wieder schweigend im Zimmer wandelte. Der alte Tater sprach den Erfrischungen munter zu. Lange redete Niemand im Zimmer; der Burgvogt und der Kaplan gähnten, und erwarteten, daß sie der Herzog gnädig entlassen möchte. Keiner hatte eine Ahnung von dem, was in ihm vorging; er war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er die Schläfrigkeit der Gesellen nicht bemerkte. Sein unruhiger Blick flog immer nach der Ecke, wo Neko's Gefährte in sich gekehrt saß.

„Ihr seid für heute Euerer Pflicht entbunden," wandte sich endlich Sigismund zu den Beiden. „Sucht Euere Lagerstätte; ich werde mit den beiden Gästen den Himmel betrachten."

Das Paar empfahl sich, und als man seine Schritte nicht mehr vernahm, verschloß der Herzog die Thür. Rasch kehrte er sich um. Der Jüngling war aufgestanden, hatte Hut und Gewand abgeworfen und zeigte sich als ein schlankes Frauenbild. Reiche dunkele Locken, auf die Schultern gerollt, ließen auf gleiche Augen schließen, aber als sie den Blick dem auf sie zueilenden Herzog wonnetrunken kehrte, zeigte sie ein Paar hellblaue sanfte Augen, welche mit dem bleichen Gesichte harmonirten und, mit den Haaren verglichen, das Mädchen zu einer seltenen Schönheit erhoben.

„Meine Isidore!" sagte der Herzog mit weicher Stimme und umschlang die Nonne von Neuem. „Mein Gatte," lispelte sie und erwiderte seine Küsse.

„Kann ein gütiger Gott zürnend auf diese Seligkeit sehen? Kann unsere Liebe eine Sünde sein?" sagte Sigismund.

„Und wenn sie Sünde wäre, ich könnte nicht anders," erwiderte die Zärtliche.

Berauscht von den Wonnen des Widersehens nach so langen Jahren voll Leiden, hatten sie nur äußere Zeichen für ihre Empfindungen. Als die seligste Glut der innern Bilder verblich, lieh ihnen die Sprache ihre Laute, um den Abglanz in Tönen wiederzugeben. Sigismund erzählte der Geliebten von seinen Schmerzen und Qualen und deren traurigen Folgen, in die sie ihn noch verstrickt sah. Isidorens Thränen benetzten auch seine Wange, die er an die ihrige geschmiegt hatte.

„Gern," flüsterte sie, „ertrag' ich Deine Niedrigkeit mit Dir und lieber als Deine Größe. Die höchsten Gipfel der Erde sind den Sonnenstrahlen, aber auch den Stürmen am meisten ausgesetzt. Hier trifft mich kein Neid, keine Bosheit; ich kann nur Dir leben. Aber werd' ich bei Dir verweilen dürfen?"

Sigismund sah bei dieser Frage den Aegyptier an, der schweigend und dem Anschein nach theilnahmlos dem Kosen der Liebenden horchte.

„Neko, was wird unser Loos sein?"

„Liebe und Tod!"

„Gib uns nähere Auskunft!"

„Die höchste Liebe ringt sich in den Schauern des Entzückens los von der Fessel, und die Seele flattert entbunden der reinsten Liebesumarmung zu. Der Rose im vollsten Glanz vermählt sich die Myrte."

„Ich ahne den Sinn seiner Worte," sagte Isidore. „Ich werde bald sterben; hab' ich doch jetzt keinen Wunsch weiter. In Deiner Umarmung, mein Sigismund, drängt mich die Sehnsucht nach einem ungekannten Etwas, und was könnte das anders sein, als der Tod?"

„Was sagen Deine Sterne über mich?" fragte Sigismund weiter.



„Die leuchtenden Blumen des Himmels blühen und verblühen, wie die Blumen der Erde. Wenn die Rose in höchster Pracht ihre Blätter entfaltet, hebt sich ihre Seele schon aus dem Kelche hervor und schwebt auf den zitternden Blättern. Die höchste Fülle des Lebens ist des Todes Kuß; entzückt vermählt sich der eine Genius dem Andern. So in Blumen, in Sternen, in Menschen, im All. Heute stehen Deine Sterne in höchster Blüthe, bald verwelken sie. Osiris verschwindet und Isis trauert."

„Mich ergreifen Deine dunkeln Worte. Nur in der Liebe seligen Stunden soll mein kurzes Glück auf Erden blühen."

„Noch wird die Flamme nicht verlöschen, und das Wort nicht verhallen. Osiris erwacht und kehrt als Gott zurück. Die heilige Zahl zweiunddreißig spricht für Dich. Das ist die Zahl Deiner Jahre. Die Sterne eines anderen Mannes stehen Dir nahe, würden sie sich mit den Deinigen vermählen, Du wärst gerettet zu Deiner Feinde Spott. Aber ihnen droht der Mars, und so gehen sie vielleicht eher unter, als die Deinigen."

„Und wer ist der, dem ich vertrauen soll?"

„Der Ritter Kunz von Kauffungen: er ist der Einzige, der Dich auf den Thron Deiner Väter zu setzen vermag."

„Ich kenne den Tapfern. Aber wie soll ich ihn für mich gewinnen?"

„Ueberlaß mir die Sorge; ich will's versuchen."

„Darf Isidore bei mir verweilen?"

„Laß sie in Deinen Armen ruhen. Mit heiliger Innigkeit feiere Deine Wiedervereinigung mit ihr. Mir gebot der Geist der Natur, sie Dir zuzuführen.



Die Sterne verbleichen, und wenn der Morgen dämmert, ist Alles anders."

„Woher, Geheimnißvoller, der so wunderbar in mein Leben eingreift, kommt Dir die Kunde meines Schicksals?" fragte der Fürst den Tater.

„Noch ist der Tempel der Isis nicht zerfallen, noch tönen seine Säulen. Aus den Höhlen der Erde kommen die Stimmen der Natur."

„Und wo wohnst Du jetzt, daß Du diese Stimmen vernimmst?"

„Nicht weit von hier in diesem Thale; zwischen der Veste Rochsburg und der Stadt Penig stehen am Strome die Felsen, die Grabsteine einer untergegangenen Zeit. Aber in ihren Höhlen und Schluchten ist noch die Sprache laut, welche die Natur vor Jahrtausenden geredet, aber nur dem treuen Sohne der Mutter vernehmbar. Dort wohn' ich und meine Brüder, auch Isidore hat dort verweilt, bis wir sicher waren vor ihren Verfolgern."

„Sieben Wochen," nahm Isidore das Wort, „hab' ich bei diesen Edeln in den Höhlen dieses Thales gewohnt, und sie haben mir Liebe erzeigt."

„Aber wo kam Neko zu Dir? Wie hat er Dich gefunden?"

„Fern in Böhmen lebte ich in einem Kloster?" erzählte die Nonne, „da erschien er einst an des Paters Hand. Mit wenigen Worten gab er mir den Plan zur Flucht an, der bald durch ihn glücklich obwohl mir unbegreiflich ausgeführt wurde."

„Dir sind wir Alles schuldig," wandte sich der Herzog wieder an Neko. „Wie kann ich Dir vergelten?"

Da schwebte ein spöttisches Lächeln über des Aegyptiers Züge. „Das Ihr Kurzsichtigen doch immer



vom Belohnen sprecht! Mir lohnt der Geist der Natur, ich bedarf keines Menschendankes. — Doch jetzt scheid' ich. Genießt Euer Glück, mit dem nächsten Vollmond bin ich wieder bei Euch."

„Wohin willst Du?" fragte der Herzog erstaunt.

„Nach meinen Wohnungen!"

„Das Thor ist verschlossen; in dieser Nacht öffnet es Dir der Burgvogt nicht."

„Ich bedarf seiner Schlüssel nicht. Lebt wohl!"

„Morgen werde ich für Dich reden," sagte er an der Thüre und verschwand.

Die Liebenden verlebten schöne Tage, aber die plötzlich in Sigismund's Geiste aufgeloderte Flamme verglühte bald wieder, und im Schoße der Ruhe und des Genusses sank er in die alte träge Leidenschaftlosigkeit zurück. Isidore pflegte, als Knabe gekleidet, des gemächlichen Herrn mit sorgsamer Emsigkeit; er nahm zu, nicht an Geist, aber an Fülle des Leibes, und der Vogt war nicht so klug, das Geschlecht des Dieners zu errathen.

9.

Neko's Plan.

Neko wartete am Thore der Burg Kauffungen. Im Abendschein ritt Ritter Kunz heran. Schweinitz folgte. Er kam von Altenburg, wo ihn der Unmuth vertrieben, um in der Mitte seiner Familie freier athmen zu können. Die feine Hofluft sagte ihm nicht zu, und doch strebte er stets, von einem Dämon getrieben, die Segel seines Lebensschiffes von ihr blähen

zu lassen. Neko trat zu ihm, und Kunz besann sich auf die ihm bekannte Gestalt.

„Hoho, der alte Hexenmeister aus der Höhle in Thüringen, bei dem wir eine feine Nacht zugebracht!" rief Schweinitz, und Kunz war aus dem Traume.

„Sei mir willkommen, Alter!" sagte der Ritter, dem Tater die Hand bietend; „ich gedenke Deines guten Dienstes mit Dank."

„Vielleicht nehm' ich Euere Gefälligkeit dagegen in Anspruch," erwiderte Neko und trat auf Kunzens Einladung in die Burg.

„Kann ich Dir wieder dienen, Mann, so thu' ich's herzlich gern," fuhr Kunz fort, als sie zusammen im Saale saßen, und Anna, die Becher kredenzend, mit neugierigen Blicken den Tater betrachtete, von dem ihr Gemahl ihr erzählt hatte.

„Nicht mich betrifft mein Anliegen. Ich habe für mich von einem Menschen nichts zu bitten. Ein fürstliches Haupt ist es, das Euch durch mich um Beistand anruft."

„Welcher Fürst bedürfte meiner Hülfe?" fragte der Ritter verwundert.

„Ich verstehe den ganzen Sinn Euerer Frage, Ihr habt mit Euern Bemühungen bei den feindlichen Fürstenbrüdern nichts ausgerichtet. Euere Hülfe ist überflüssig geworden. Wohlan, helft dem dritten Bruder; der wird's Euch mehr Dank wissen. Herzog Sigismund ist's, der Euch durch meinen Mund anruft."

Augenblicklich wölkte sich Kunzens Stirn, und nach einigen Minuten Nachdenkens fragte er: „Was hätte Herzog Sigismund von mir zu bitten?"

„Befreit ihn aus der Gefangenschaft des Kurfürsten."

„Und wenn ich ihn befreit hätte, was dann?"



„So verhelft ihm zu seinem Recht und zu seinem Lande."

„Ich habe am Streit der beiden Brüder genug. Der des Dritten fehlte noch, um die Verwirrung allgemein zu machen."

„Der Krieg der beiden Brüder ist die Folge des Fluches, welchen ihr an ihrem Bruder Sigismund begangenes Unrecht auf ihre Häupter herabgerufen hat. Würden sie genöthigt ihm gerecht zu werden, so würde der Fluch schwinden und ihr Streit aufhören. Sigismund ist so gut ein Sohn des streitbaren Kurfürsten Friedrich, wie der sanftmüthige Friedrich und der wilde Wilhelm."

„Aber er hat freiwillig auf seinen Landestheil verzichtet und ihn den Brüdern überlassen."

„Als Kleriker hat er verzichtet, nicht als weltlicher Fürst. Das ist er jetzt wieder, und sein Erbe gebührt ihm von Gott und rechtswegen. Auch gibt es genug brave Männer im Lande, die das einsehen und geneigt sind, dem gefangenen Herzoge zu Recht und Land zu verhelfen. Es fehlt ihnen aber das Haupt, der Anführer. Und dazu seid Ihr ersehen, Ritter Kunz."

Argwöhnisch forschte Kunzens Auge in Neto's Zügen. „Wie kommst Du zu dem Herzog und seinen Händeln?" fragte er scharf betont.

„Erlaubt mir, Ritter, daß ich Euch diese Frage unbeantwortet lasse. Genug ich kenne den Herzog besser als irgend Jemand, und kann Euch versichern, daß er Freiheit und Recht verdient."

„Dann wirst Du zufrieden sein müssen, wenn ich auf Dein Gesuch nichts erwidere."

„Ihr mißtraut mir."

„Schon einmal standest Du mir feindlich gegenüber ich mag nicht noch einmal in ähnliche Lage kommen

Auch hab' ich genug am Dank des Kurfürsten und des Herzogs Wilhelm für meine Dienste, und bin nicht lüstern nach Sigismund's Danke."

„Vielleicht zeigt sich hier die Gelegenheit, schneller zum Ziel Euerer Bestrebungen und Entwürfe zu kommen."

„Meiner Bestrebungen und Entwürfe?" fragte Kunz erstaunt. „Was weißt Du von ihnen?"

„Mehr, als Ihr ahnen könnt. Wär' ich der, welcher ich bin, wenn ich nicht mehr wüßte als andre Menschenkinder? — Doch was soll ich dem Herzog von Euch zur Antwort sagen?"

„Noch weiß ich nichts vom Herzog."

„Ein Brief von ihm wird Euch Glauben und Vertrauen machen."

„Verschone mich mit seinen Bitten und Briefen. Ich bin aller Fürstengunst überdrüßig. Suche Dir einen andern Mann aus, der mehr darnach geizt, als ich."

„Das kam nicht aus Euern Herzen, Ritter."

„Ob aus dem Herzen oder dem Kopf, es ist meine Meinung und wird sie bleiben, wenn sich die Umstände nicht ändern."

„Ich verstehe Euch. Ihr versprecht Euch von Sigismund's Sache keinen Erfolg. Aber nicht Euch, sondern mir ist ein Blick in die Zukunft vergönnt. Euer Weg mit dem Kurfürsten wird Euch ins Verderben, Euer Weg mit Herzog Sigismund zu Ehren und Würden, zu Glanz und Hoheit führen. Ich werde Euer Vertrauen zu gewinnen wissen."

„Vielleicht gelingt es Dir. Genug davon für heute! Aber Eins möcht' ich von Dir erfahren. Wo ist Estrella, Euere Königin? Freundespflicht berechtigt mich zu dieser Frage."

„Sie lebt auf einer Burg dieses Landes; mehr darf ich nicht sagen.“

„Warum ist sie aus Mosens Armen gerissen? Du hast diese Liebe erst begünstigt.“

„So lange ich wußte, daß sie Beiden heilsam war. Der Ritter hat jetzt höhere Pflichten, ihn fesseln andere Bande; sind jene erfüllt und diese gelös't, so leg' ich selbst Estrellen ihm wieder an die Brust.“

„Deine Rede ist dunkel.“

„Sie wird sich klären.“

„Man wird das Mädchen zur Untreue an ihrem Geliebten verführen.“

„Ihr thut ihren Beschützern unrecht.“

„Sind es wirklich Beschützer, warum darf man sie nicht kennen?“

„In neun Monaten ist sie frei! das genüg' Euch und dem Ritter Mosen.“

Kunz hatte nicht Lust, weiter in den wunderlichen Alten zu dringen, und dieser ging; aber in des Ritters Herzen ließ dieser den bösen Samen zurück, den er listig ausgestreut, und dieser schlug Wurzel. Allmälig dämmerten in ihm Gefühle auf, die erst noch zu Gedanken werden sollten. Lange Zeit gehörte dazu, eh' ihm Alles zum Bewußtsein wurde, was der Zigeuner in ihm aufgeregt, und noch viel mußte geschehen in eigenthümlicher Verknüpfung der Begebenheiten, bis die Farben sich zu Gestalten zusammensetzten. Anna hatte sich leichter und schneller mit der Idee befreundet, den Grundstein ihrer künftigen Größe auf den Boden des Herzogs Sigismund zu setzen. Sie war unermüdet im Wiederaufbau ihrer Luftschlösser, so oft sie auch der Sturm schon verweht hatte. Anna war nicht nur abergläubisch, sie glaubte auch, was sie wünschte. Und so schenkte sie Neko's Prophezei-

ung vollen Glauben und nahm im Stillen ihre Maßregeln danach. —

Vier Wochen später saß Kunz auf dem Schlosse zu Altenburg mit seinem Schwager Hildebrand zusammen; sie machten Betrachtungen über die Stille, welche im Lande wie bei Hof herrschte, und ihnen wie eine unglücksschwangre Pause des blutigen Streites bedünken wollte, der über lang oder kurz um desto wüthiger losbrechen möchte. Schweinitz führte einen jungen Burschen herein, dessen Gesicht Kunzen bekannt vorkam. Schweinitz berichtete, daß das Bürschchen allein mit dem Ritter sprechen wolle, und Kunz trat mit ihm in ein anderes Zimmer.

„Ich heiße Schwalbe," sagte der Junge, „und bin einer von Neko's Leuten; hier schickt er Euch einen Brief." Kunz erbrach das versiegelte Schreiben und erschrak, als er Herzog Sigismund's Namen unterzeichnet fand. Ohne es zu lesen, verbarg er das Papier in seinem Wamse, und sagte zu dem Burschen:

„Du bist tollkühn, Dich mit einem solchen Briefe auf dieses Schloß zu wagen. Wenn man Dich gefangen hätte, so weißt Du nicht, welch' Unglück über mich gekommen wäre. Und Dein Tod wäre es unvermeidlich gewesen."

„Mich fängt Keiner," antwortete Schwalbe trocken, „und dann steht ja Euer Name nicht auf und wohl auch nicht in dem Briefe, und von mir hätte ihn kein Mensch erfahren und wenn sie mich mit glühenden Zangen gezwickt hätten."

„Du hast viel Selbstvertrauen, Bursche, und ließest Dich wohl zu Dingen gebrauchen, die treue und geschickte Hand erfordern."

„Ich denke mein Herr ist mit meinen Diensten zufrieden. Neko hat mich vom Hungertode gerettet."

„Du gefällst mir, Bursche. Bist Du denn kein Aegyptier?"

„Nein! ich bin aus Böhmen; Vater und Mutter sind mir gestorben, nun gehöre ich schon seit zwölf Jahren zu den Tatern. — Wollt Ihr mir keine Antwort geben?"

„Nein, mein Sohn; die Sache will überlegt sein. Ich werd's schon besorgen. — Solltest Du über kurz oder lang den Dienst zu wechseln genöthigt sein, so kannst Du bei mir anfragen. Ich weiß treues und anstelliges Gesinde zu schätzen."

„Ich werd' mir's merken," rief Schwalbe und ging hurtig davon.

Nachdenkend kehrte Kunz zu Hildebrand zurück. Am andern Morgen ritt er mit diesem nach Gnandstein und auf seine ohnweit gelegene Burg, wo sich seine Gattin aufhielt, um ihr des Briefes wichtigen Inhalt mitzutheilen.

10.

Herzog Wilhelm's Heimkehr.

Herzog Wilhelm hatte in Westphalen schlechte Geschäfte gemacht; denn nicht nur daß der Erzbischof von Köln ihm den versprochenen Sold nicht zahlen konnte und über fünf und zwanzigtausend Gulden schuldig blieb, auch die Böhmen hatten sich trotzig und widerspenstig gegen ihn benommen und seines Oberbefehls gespottet. Ein Theil derselben, in der Hoffnung auf reichen Gewinn betrogen, ward auf-

rührisch und brach aus freien Stücken, fünftausend Mann stark, auf, um nach Thüringen zurückzukehren und das unglückliche Land nach wie vor zu plündern und zu brandschatzen. Dazu kam, daß er bei der Belagerung einen beträchtlichen Theil seiner Landeskinder verloren hatte, und der Verlegenheiten, in die er sich gestürzt, kein Ende sah.

Der Herbst war über die verfehlte Kriegsfahrt herangenaht, und als der Herzog seinen Einzug in Weimar hielt, kam ihm seine Gemahlin mit vielen Edlen entgegen geritten, die sich bereits hier versammelt hatten, um bald nach Mühlhausen zur verabredeten Zusammenkunft und neuen Friedensunterhandlung aufzubrechen. Darunter war der Graf Heinrich von Schwarzburg, und unter den zahlreichen Frauen des Comitats Katharina von Brandenstein. Man durfte diese beiden für Verlobte halten, die ihre öffentliche Verlobung nur bis nach Ablauf des der Witwe einzuhaltenden Trauerjahrs verschieben mußten.

Kalt und mißmuthig empfing der junge Fürst die demüthig zärtlich ihm nahende und mit liebevoller Herzlichkeit ihn bewillkommende Herzogin; kaum daß er ihre ihm dargebotene Hand annahm. Für die Worte der Begrüßung, die scheu und leise über ihre bleichen bebenden Lippen quollen, aber mitten im Satze vor Furcht und Bangen der Sprecherin stockten und versiechten, hatte seine Zerstreuung kein Ohr. Sein großes feuriges Auge schien in der Begleitung der Herzogin begierig nach irgend einer andern Person zu suchen, und in der That verklärten sich seine finstern Züge, als er unter den Frauen die stolze Katharina wahrnahm. Indem er an dem Comitat vorüberritt und huldreiche Dankesworte sprach, widmete er der schönen Witwe einen besondern herzlichen Gruß. Al-

len Frauen bezeigte er höfliche Theilnahme, gegen die Herzogin hatte er nur höfliche Gleichgültigkeit. Ein paar große Thränen bitterer Wehmuth fielen aus ihren Augen; er sah sie nicht und eilte auf Apel Vitzthum los, der während seiner Abwesenheit die Regierung verwaltet hatte, um ihn zu umarmen und ihm Liebe zu bezeigen, wie ein Sohn dem Vater. Nicht minder herzlich dankte er seinen Geheimen und ritt unter trautem Zwiegespräch mit ihnen auf das Schloß, indeß die sanfte Dulderin zwischen ihren Hofdamen mit betrübtem Herzen nachfolgte. Zwei Fräulein aus ihrer Umgebung waren es vorzüglich, denen sie ihre trauernde liebebedürftige Seele aufschloß und die ihre Freundinnen in der schönsten Bedeutung des Wortes geworden waren. Beide gehörten erst seit Kurzem zum Hofstaat der Gebieterin, aber schnell hatten sie die Schätze ihres Gemüths umgetauscht. Die eine war die unglückliche Bertha von Wangenheim, die vom Wahnsinn geheilt, erst in stiller Melancholie, dann in ruhigem Ernst umwölkte Tage verlebte. Um sie zu zerstreuen, hatte ihre Familie sie an den Hof gebracht; die Herzogin fand an ihrer Ruhe und reinen Gottergebenheit so großes Wohlgefallen, daß sie bald mit ihr die Bande zarter Freundschaft knüpfte, die gegenseitiges Unglück und dessen Mittheilung täglich enger anzog. Das andere Fräulein war Jutta von Hopfgarten, eine sanfte stille Blume, in ihrem ganzen Wesen fast Anna's Ebenbild, ein holdes frommes Kind, mit jener Gefühlstiefe und Engelsruhe ausgestattet, die nicht erst durch Leiden erkämpft wird, sondern Erbtheil der Natur ist.

Anna hatte den ätzenden Schmerz in die Brust zurückgedrängt; als sie aber wieder in ihren Gemächern war, da brach der Quell ihrer Thränen un-

aufhaltsam hervor, sie sank bald an Bertha's bald an Jutta's Brust, und die Freundinnen weinten mit der in ihrem innersten zartesten Leben verletzten Fürstin.

„Es ist Alles vorüber," schluchzte sie, „sein Herz hat keinen Laut mehr für mich. — O und wie jubelte ihm meine Seele entgegen! Kein Wort kann es ermessen und bezeichnen, wie ich ihn liebe. Diese meine Liebe zu meinem Gemahl muß wohl eine Sünde sein, daß mich Gott so schwer dafür straft, und es ist wahr, ich gesteh' es Euch, ich liebe ihn mehr als den Heiland."

„Ich kenne diese Liebe, die unerwiedert oder zurückgewiesen sich unter tödtlichen Schmerzen nur immer tiefer in die Seele einbrennt," sagte Bertha mit innigstem Mitleid. „Sie gewährt zugleich die höchste Wonne und die furchtbarste Qual. Sie kann Wahnsinn erzeugen. — Tröste Euch Gott, gnädigste Frau. Doch verzweifelt noch nicht an Eueres Gemahls Gegenliebe. Er ist ein Sohn des Krieges, und wird von wilden Leidenschaften hingerissen, die dieser gebiert. Der Feldzug ist übel abgelaufen, und der Sinn des Helden verdüstert und für sanfte Gefühle unzugänglich. Ich hoffe, es wird Alles wieder ins Gleichgewicht kommen, wenn der Friede geschlossen ist. Hoffet auch Ihr das Beste, Hoheit!"

„Ja hoffen will ich! Hoffen will ich auf die Hülfe der allerheiligsten Himmelskönigin, zu der ich täglich flehe, daß sie sein Herz mir zuwende: denn ohne seine Liebe kann ich nicht leben. Hoffen will ich, daß, wenn mir seine Liebe nicht wird, sie mir die ihrige in tiefster Fülle schenke und mit erbarmenden Mutterarmen mich hinaufziehen werde von der kalten lieblosen Erde in das warme Reich ewiger Liebe." Und

sie wandte ihr blaues Auge hinauf in die ewige Bläue, als käme ihr von dort oben jene bessere Hoffnung, die nicht gegründet sei auf irdische Wünsche.

„Durch Schmerzen werden unsere Herzen geläutert,“ sagte Bertha gerührt und legte ihre Hand auf Anna's bang wallende Brust. „Es wird uns allen ein Tag aufgehen, wo die Thränen, die wir gesäet, zur lichten Ernte herangereift sind.“

Und vor dem Altar, auf welchem der gekreuzigte Gottessohn stand und drüber die milde heilige Schmerzenmutter hing, sanken die drei Frauen nieder zum Gebet. Und Pater Eusebius trat leise durch die Thür und spendete den Beterinnen seinen Segen.

Während die Herzogin um die Liebe ihres Gemahls betete, kosete er mit der verführerischen Katharina. Er gab ihr nicht so leicht Urlaub, wie den andern Frauen; er lud sie mit ihrer Schwester ein, ein Stündchen im Kreise seiner Getreuen mit ihm zu verplaudern.

„Es wäre unchristlich, Euch, schöne Frau, zu Euerm Witthume Glück zu wünschen,“ sprach er zu ihr, die auf sein Ersuchen auf einer Polsterbank neben ihm Platz genommen hatte, „aber die Flügel, die Euch die Natur nicht vergebens gegeben und die Euch gewaltsam gebunden waren, sind Euch gelös't, und ich hoffe, Ihr werdet Euere Freiheit nicht unbenutzt lassen.“

„Das strenge Urtheil der Welt vergönnt einer jungen Witwe nicht viel Freiheit,“ entgegnete Katharina mit erheuchelter Ehrbarkeit.

„Deshalb also eilt Ihr so sehr, wie man mir sagt, schnell wieder in das Ehejoch zu kommen.“

„Man hat Ew. Gnaden mehr von mir gesagt, als ich selbst weiß.“

„Eine gescheidte Frau weiß dem Urtheil der Welt und der Lust der Freiheit zugleich gerecht zu werden. Ihr werdet wohl thun die Freiheit ein Jahr oder länger an unserm Hofe zu genießen. Dann könnt Ihr, wenn's Euch nicht gefällt, Euch wieder an das Ehebett schmieden lassen."

„Das Eisen zu dieser Fessel muß erst noch gegraben werden."

„Das macht mir Freude. Laßt Euere Sonne in Weimar leuchten, da wird sich bald der rechte Mond finden, der von Euch erhellt sein will. Der thüringische Hof ist etwas triste, es geht fromm und schläfrig bei uns zu. Es fehlt uns an einer Königin der Freude, es fehlt an ächten Rittern und Minnesängern, um einen glänzenden Minnehof zu schaffen. Die Zeit ist so nüchtern und platt; solltet Ihr nicht berufen sein, sie an unserm Hofe mit Würze und Schwung zu versehen?"

„Ew. Hoheit traut mir mehr zu als ich zu leisten vermag."

„Freilich aus unsern dichtenden Schustern und Schneidern könnt Ihr keine Troubadours schaffen, aber unsre jungen Ritter und Junker könnt Ihr für die alte schöne Zeit begeistern und ihnen wieder Geschmack an Damendienst und Dichtkunst beibringen. Es lebt wohl mancher Walther von der Vogelweide und hat nur nicht Gelegenheit, sein Talent zu zeigen. Laßt uns versuchen, ob wir in Weimar nicht wieder einen Hof schaffen, wie mein Ahn der Landgraf Hermann von Thüringen ihn auf der Wartburg hielt!"

„Euere Aufforderung ist lockend, gnädigster Herr."

„So seid Ihr die Unsere! Darauf kredenzt mir den Becher!"

Und sie schlürfte den Wein und bot ihm den Be-

cher, den er an der Stelle leerte, die ihre Lippen berührt hatten. Gnädig wurde sie entlassen und zu Banket und Tanz für den folgenden Abend eingeladen. Berauscht von Hoffnungen, Wünschen und heißen Gefühlen trat sie in das Losament ihrer Schwester, die ihr zur Eroberung des Herzogs Glück wünschte. — Dieser zog sich in sein Kloset zurück, um sich auf den Gottesdienst vorzubereiten, wo er unter Beistand der Pfaffheit und mit dem Volke seiner Residenz Gott und allen Heiligen für glückliche Heimkehr danken wollte. Nach ihm trat der dornburger Burgvogt in das Gemach.

„Hast Du die Taterkönigin?" rief ihm der Herzog rasch entgegen.

Hotzel schnitt seine verzweifelte Grimasse. „Da hat sich's!" sagte er trocken. „Was ein Mensch vermag, ich hab's gethan. Aber mit solchen Teufelsbraten kommt unser Einer nicht durch. Durch langes Spioniren bracht' ich heraus, daß das Mädchen bald nach unserm Besuch bei den Böhmen von zwei Rittern geraubt worden sei —"

„Verflucht!" fuhr der Herzog auf.

„Getrost, Gnaden! Es kommt besser. Durch Geld und fleißiges Herumschnüffeln erfuhr ich, daß die alte Hexe Chiska und der alte Hexenmeister Neko diesen angeblichen Raub veranlaßt hatten, jedenfalls um Euch die schmucke Königin aus den Zähnen zu halten. Sie war nach Böhmen geführt worden, und der Feldhauptmann Hroska dabei betheiligt, ja wie es mir scheint, der Statthalter Podjebrad selbst. Ich habe einen der Tatern, der kein geborner Aegyptier, sondern ein Böhme ist, auf meine Seite gebracht. Der hat mir verrathen, was die Sippschaft für ein Plänchen mit der jungen Königin hat. Sie soll vor



dem Herzog Sigismund tanzen, spielen und singen, wie einst der kleine David vor dem König Saul, und man glaubt den Herzog durch das Mädchen vom Blödsinn zu befreien. Hernach soll er vom Statthalter unterstützt werden gegen Euch und den Kurfürsten. Zu diesem Behuf ist das schöne Taterkind auch wieder ins Land gebracht und wohnt bei einem heimlichen Anhänger des Herzogs Sigismund, dem Grafen von Schönburg auf Schloß Hartenstein."

„Weißt Du das gewiß?"

„Ich habe sie selbst gesehen."

„Nun dann soll sie bald in meinen Händen sein."

„Ich erwarte nur Euere fernern Befehle, gnädigster Herr."

„Wir wollen's überlegen. Jetzt überlaß mich den Pfaffen. Die Katharina ist auch ein herrliches Weib. Ich liebe sie Beide."

11.

Friedens- und Minnelust.

Einige Tage nachher, die der Herzog in rauschenden Genüssen in der Mitte seiner Getreuen und Geheimen zugebracht hatte, zog er mit denselben nach Mühlhausen. Die brandenburger Fürsten und der hessische Landgraf stellten sich ebenfalls dort ein, der Kurfürst Friedrich kam mit seiner Partei, und die alte Stadt wurde sehr lebendig. Unter des Herzogs Leuten befand sich ein Geistlicher, der Doktor Knorre, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Dieser

ward zum Redner bei den Verhandlungen bestellt, weil er in der Rechtskunde sehr erfahren war. Von kurfürstlicher Seite war Heinrich von Gera, Herr von Flowitz, der Sprecher. So sehr aber auch diese Beiden mehre Tage hintereinander mit Worten kämpften, es wurde doch nichts entschieden, und der Doktor Knorre als ein Geistlicher endlich von der andern Partei verworfen. Wilhelm brach darüber erbost trotzig auf und wollte von keiner weiteren Verhandlung wissen. Seine Schwäger wandten inzwischen Alles an, um ihn wieder zu besänftigen, und brachten es auch dahin, daß noch drei ganzer Wochen unterhandelt wurde.

Desungeachtet kam der Friede nicht zu Stande. War es doch gleichsam als fehle Kunz von Kauffungens Hülfe, und könne ohne dieselbe das ersehnte Friedenswerk nicht zu Stande kommen. Er verhielt sich ruhig beim Kurfürsten und machte keine Miene, dem Einen oder dem Andern zuzureden. Friedrich wollte seinem Stolze nichts vergeben, und hätte nicht seine Gemahlin ihm unablässig angelegen, er hätte, über Wilhelm's Trotz von neuem aufgebracht, den Bruch selbst wieder herbeigeführt. Aber nicht nur, daß die hochherzige Kurfürstin an ihren Gemahl und den Herzog, an die fürstlichen Vermittler und Sachführer Bittschreiben erließ, in denen sie Allen die Nothwendigkeit des Friedens an's Herz legte, sie brachte sogar, als sich die mühlhäuser Verhandlungen wieder zerschlagen hatten, mit unermüdlicher Thätigkeit eine neue Versammlung in Erfurt zu Stande. Sie selbst machte sich von Altenburg auf, kam nach Weimar zu ihrer Base Anna und beschwor den Herzog persönlich so nachdrücklich, legte alle Gründe, die den Frieden erheischten, so klar an den Tag, daß sie mehr

bei ihm ausrichtete, als alle Rechtsgelehrten. In Anna's Umgang brachte die edle Margaretha einige glückliche Tage in Weimar zu, und reisete dann mit ihr nach Erfurt. Der Herzog kam nach. Auf Margaretha's Betrieb wurde der Friede nach einigen Tagen glücklich geschlossen, und die Dokumente von beiden Seiten darüber ausgestellt und ausgewechselt; aber leider war man mit einigen Hauptsachen nicht ins Reine gekommen. Dies war vorzüglich mit dem schwarzburgischen Erbstreite der Fall. Heinrich von Schwarzburg hatte in Katharina von Brandenstein's leidenschaftlichen Minnedienst fast die ganze Angelegenheit außer Acht gelassen.

Nach geschlossenem Frieden ging der Kurfürst mit seinem Bruder nach Weimar, um das Versöhnungsfest zu feiern. Leider hatte er seinen Hauptzweck nicht erreicht: Apel Vitzthum blieb in Flor; doch unterdrückte Friedrich seinen Haß und schlug die dargebotene Hand seines heuchlerischen Feindes nicht aus. Wilhelm veranstaltete große Festlichkeiten zu Ehren seines Bruders und zur Friedensfeier. An seiner Seite erschien die holde Anna, selbst im fürstlichen Schmuck die einfache bescheidne Blume. Wilhelm war artig und aufmerksam gegen sie und stattete ihr dann und wann einen Besuch ab. Anna fühlte sich davon hoch beglückt und gab ihm ihr dankbares und zärtliches Gefühl auf rührende Weise zu erkennen. Ach, es war der letzte Strahl, den die Sonne ihres ehelichen Glücks über ihr Leben warf, eh' sie unterging!

Ein prächtiges Bankett versammelte die Blüthe des Adels aus den Ländern der beiden Brüder. Die Fürsten traten mit ihrem glänzenden Gefolge in den Saal. Der Kurfürst führte die Herzogin, und der Herzog die Kurfürstin. Beide Fürstinnen waren in

goldgestickte Purpurgewänder gekleidet, über die das Abzeichen der Herrschaft, der prangende Hermelin hing. Herrliche Diademe leuchteten wie Sonnen aus der Fülle ihrer Locken von den fürstlichen Häuptern. Margaretha schritt stolz einher im edlen Gefühl ihrer Würde und des vielbedeutenden Namens einer Landesmutter; Anna ging demüthig neben ihr, wie der Gottessohn einst im Purpur und der Dornenkrone, und in ihren milden Zügen las man den tiefen frommen Sinn ihres Wesens: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Wenn auch die Kurfürstin von Allen hochgeehrt wurde, so wurde die Herzogin dagegen von Allen tief geliebt. Wieder wie auf ihrer Hochzeit übte sie selbst auf rohere Männernaturen diesen milden Zauber.

Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch Katharina von Brandenstein, die der Herzog wieder wie damals auszeichnete. Er tanzte und unterhielt sich viel mit ihr, und ihre lebhaften Worte machten einen heitern Eindruck auf ihn, so daß ihn noch Niemand so leutselig gesehen hatte.

Apel Vitzthum und Bernhard von Kochberg sprachen lange heimlich zusammen.

„Unser Plänchen schlägt herrlich an," sagte der Erstere und deutete mit den Augen auf den Herzog und Katharinen, die eben wieder warme Worte und feurige Blicke mit einander wechselten.

„Wenn uns nur der Schwarzburger nicht den Weg versperrt; er ist weit mit Katharinen gekommen, und meine Frau hat in der Unwissenheit viel dazu beigetragen," erwiderte der Andere.

„Der soll uns den Handel nicht beirren," bedeutete ihn Apel. „Merken wir dem Herzog ab, daß er den schönen Bissen allein genießen will, und sehen

ein, daß er sich nicht anders fesseln läßt, so soll der geschmeidige Graf bald aus dem Sattel gehoben sein."

„Aber der Herzog thut sehr zärtlich gegen die Herzogin; am Ende verdirbt diese uns das gute Spiel."

„O darum laßt Euch kein graues Haar wachsen! Habt Ihr nicht weg, daß all' das minnesanfte Wesen Verstellung ist, wegen des Kurfürsten und der Kurfürstin, vor denen der Herzog Scheu hat? Namentlich fürchtet er die Letztere. Laßt nur die erst fort, wird sich das Blatt schon wenden. Und wenn's ihm ein Ernst gewesen wäre, meint Ihr nicht, daß die Reize Euerer Schwägerin das Mondscheingesicht der Herzogin bald in Schatten stellen könnten?"

„Werden wir Katharinen mit dem Plane, den wir mit ihr vorhaben, bekannt machen?"

„Bewahr' der Himmel! Wer wird einem Weibe so etwas aufbinden! Sie könnte uns dadurch statt nützlich, gefährlich werden. Leitet Ihr sie allmälig und ohne daß sie es selbst merkt auf den Gegenstand hin, ich gehe mit dem Herzog gleichen Schritt, und Beide müssen das für ihren Wunsch und Neigung halten, was doch unser Werk ist." Die Sprecher drückten sich mit Wärme die Hände und gingen von einander.

Auch Kunz von Kauffungen wohnte mit seiner Ehewirthin dem Feste bei. Er vermied es, Katharinen zu begegnen; schon ihre Gegenwart beleidigte ihn, mehr noch ihr leichtfertiges Benehmen. Er fühlte, daß er das schöne Weib hasse. In tiefes Sinnen versenkt stand er meist allein, und selbst das Lob, das beide fürstliche Brüder ihm spendeten, machte ihn nicht fröhlicher. Seine Gemahlin fühlte sich um so glück-

licher; denn die Kurfürstin und die Herzogin würdigten sie langer Unterhaltung. Wenn die drei Frauen im Saale wandelten, konnte man Frau von Kauffungen für die dritte Fürstin halten. Das Zeug hatte sie dazu. Der Kurfürst und der Herzog tanzten mit ihr. Indeß ihres Gemahls Sinne von trüben Nebeln der Zukunft umfangen wurden, schwelgte sie in den glänzenden Bildern ihrer Hoffnungen.

Das Fest führte eine Aussöhnung aller einzelnen Feinde herbei, und so näherten sich Bibenberg und Magdeburg Kunzen, so wie sie zusammen wieder den Vitzthumen. Aber eine Herzlichkeit wollte doch nicht unter ihnen erblühen. Selbst die schwarzburger Grafen beredeten eine Vergleichung unter sich, und der alte Günther gelobte seinem jungen Vetter eine Zusammenkunft auf die folgende Woche nach Erfurt, wo sie unterhandeln wollten. Vom guten Fortgange seiner Angelegenheiten froh gestimmt, wurde Graf Heinrich durch die Auszeichnung, welche seine geliebte Katharina vom Herzog erfuhr, noch seliger; er war ja ihrer Gunst gewiß. Unverholen äußerte er gegen Apel Vitzthum, daß er, sobald der Erbstreit in Erfurt geschlichtet sein würde, Katharinen dem Hofe als Braut vorzustellen gedenke. Indeß nach dem Festtanze der Herzog und der Graf jeder seine eigenthümlichen Pläne in Bezug auf die schöne Witwe schmiedete, versah der braune Cäsar Zofendienste bei seiner Herrin.

Nach einigen Tagen ging der Kurfürst mit seiner Gemahlin nach Altenburg zurück, die Ritter zerstreuten sich; Viele von ihnen zogen mit nach Erfurt, um den Streit der Schwarzburger beilegen zu helfen. Katharina kehrte mit ihrem Knappen allein nach Roßla zurück.

Als die meisten Geschäfte, die der Friedensschluß erheischte, beendigt waren, führte Apel den Herzog wie zufällig dorthin auf sein Ritterhaus, und dem Letzteren kam es ohne des getreuen Raths Erinnerung von selbst in den Sinn, der schönen Katharina einen Besuch abzustatten. Sie empfing den Fürsten mit solcher Liebenswürdigkeit, und entwickelte in ihrer Unterhaltung so viel Anmuth, Scharfsinn und Gewandtheit des Geistes, daß Wilhelm sie erst spät und entzückt verließ.

„Apel," sagte er, als Beide wieder allein waren, „diese Katharina ist ein göttliches Weib! O daß die eisernen Vorurtheile unserer albernen Zeit dem Fürsten verbieten, sich die Schönste und Würdigste seines Volks zur Gattin zu wählen! Was wär' ich für ein glücklicher Fürst, wenn ich mit Katharinen den Thron theilen dürfte! Alle Knospen meines Geistes, von denen die meisten verwelkt abfallen, ehe sie sich entfalten, würden zur Blüthe gelangen und gewiß schöne Früchte tragen; mein ganzes Leben wäre ein Wechsel von stiller und lauter Lust."

„Ich bedaure Euch," erwiderte Apel; „denn ich weiß wohl, daß man in Eueren Jahren wärmer fühlt, und diese Witwe ist beim Himmel ein Weib, das jeden jungen Mann in Flammen setzen muß."

„Alter Freund, ich habe keine Geheimnisse vor Euch. Also wißt, daß ich Gefühle der höchsten Minneglut für Katharinen hege. Schlagt mir einen Weg vor, wie ich zum Ziel komme."

„Es wäre thöricht, Euch Hoffnungen zu machen, die ich nachher nicht in Wirklichkeit umsetzen könnte, und nach meinem Dafürhalten besitzt Katharina viel Ehrliebe in diesem Punkt. Ihr wißt auch, daß sie so gut wie verlobte Braut des Grafen Heinrich von

Schwarzburg=Blankenburg ist. Es wird wohl am besten sein, Ihr thut Euch Eueres Verlangens ab."

„Nimmermehr!" rief der Herzog heftig. „Katharina darf des Schwarzburgers Gemahl nicht werden. Ich gönne sie Keinem. Mein muß sie sein, und sollt' ich Land und Leute d'ran setzen. Ihr habt eine Froschnatur, Ritter Apel; ich aber bin ein Feuerbrand. Gebt mir Rath! Ich kann mir selbst nicht rathen und helfen. Die Minnebrunst ist mir über den Kopf gewachsen und hat mir alle Ueberlegung geraubt. Denkt und handelt für mich! Ihr kennt meine Dankbarkeit."

„Und Ihr kennt meine unermüdete Thätigkeit, Euch gefällig zu sein. Katharina scheint die Pracht zu lieben. Ich wollte sie gern auf eins meiner Schlösser führen und sie mit der Herrlichkeit einer Fürstin umgeben; dort würden Euere Anträge größeres Gewicht haben. Aber leider bin ich jetzt fast ein armer Mann. Was helfen mir meine Besitzungen, sie sind öde und wüste; die Kurfürstlichen hatten's ja meist nur auf mich abgesehen, und so ist außer diesem keins meiner Ritterhäuser auch nur im erträglichen Zustande, um solche Gäste darauf zu beherbergen."

„Apel, verhelft mir zu Katharina's Besitz; ich will Euch den im Krieg erlittenen Schaden doppelt und dreifach ersetzen. Die Pflege Koburg hat Euch stets gefallen. Ich bin Euch Ersatz für Euere verwüsteten Güter schuldig und denke, wir werden eins über das Frankenland."

„Ihr seid sehr gnädig gegen Eueren ergebenen Diener. Erwartet von meiner Treue, daß ich Alles aufbieten werde, Euere Wünsche zu erfüllen. Wie gesagt, wäre nur eins meiner Schlösser —"

„Nun so bringt sie auf eins der meinigen; ich

will's Euch schenken. Ich geb' Euch das Frankenland um billigen Preis und erheb' Euch dadurch gleichsam zum Fürsten."

„Katharina soll Euer werden! Verlaßt Euch auf mein Wort! Den Handel, den Ihr mir vorschlagt, wollen wir morgen besprechen. Sollten wir einig werden, wie ich hoffe, so reis' ich in einigen Tagen mit ihr ab; Ihr folgt bald nach, und wenn der Schwarzburger kommt, findet er das leere Nest."

„So sei's!" rief der bethörte Fürst. „Der Ritt soll Euch nicht gereuen. Herzog Wilhelm weiß seine treuen Diener zu belohnen."

12.

Apel Vitzthum's Triumph.

Und der verblendete Herzog wurde wirklich mit dem schlauen Ritter des Handels eins. Er brach sich die Perle aus der Krone, um sie, wie einen werthlosen Stein, dem unwürdigen Manne zuzuschleudern. Nach mehren, theils bei der schönen Witwe, theils auf der Jagd zugebrachten Tagen, kehrten Herr und Diener nach Weimar zurück, um sich über die Abtretung der reichen Pflege Koburg zu verbriefen. Der Fürst war täglich und stündlich vom zauberischen Liebreiz der Huldin mehr bethört und alles Ueberlegens beraubt worden, daß er nicht einmal bedacht hatte, daß der Apeln abgetretene Landstrich zum Leibgeding seiner Gemahlin gehörte, welches er ihr im Ehepakt feierlichst zugesagt hatte. Erst von Apeln selbst dar=

auf aufmerksam gemacht, verfügte er sich zu Anna. Mit ihrem holden Ebenbilde auf dem Arm trat sie ihm freudig entgegen, selbst ein reines unschuldiges Kind, und enthüllte ihm die Schätze ihres tiefen, frommen Gemüthes, vor allen ihre zarte treue Liebe. Einen Augenblick stand er gerührt und hatte über die Beweise solcher demuthvollen Güte und Ergebenheit vergessen, weshalb er gekommen. Einmal winkte ihm noch sein guter Genius, aber ein Dämon führte ihm Katharina's Bild mit glühenden Farben vor die Seele, und der gute Engel wich für immer.

„Ihr wißt, liebe Anna," begann er nun, „welche unzuberechnende großen Dienste mir und uns Allen, Land und Leuten, Apel Vitzthum durch Rath und That bewiesen hat. Es ist Pflicht eines gerechten Herrschers, solche getreue Diener zu belohnen, damit er zum guten Beispiel zeige, wie er des Unterthanen Tugend zu schätzen wisse. Apel hat aber im Kriege großen Schaden an seinen Besitzungen erlitten, und ich gedenke ihn dafür zu entschädigen. Auf der andern Seite hat eben dieser Krieg auch meine Kassen geleert; der Erzbischof von Köln hat mir den Sold nicht gezahlt, und die Böhmen liegen noch im Land und wollen befriedigt sein. Deshalb bin ich mit Apeln übereingekommen, ihm das Frankenland käuflich zu überlassen. Da es aber Euer Leibgeding ist, so ist Euere Zustimmung und Bestätigung nöthig. Ich werde Euch auf andere Art zu entschädigen suchen."

„O wenn ich Euch einen Beweis meiner Liebe und Werthschätzung geben kann, so nehmt dieses Land und Alles was ich habe! Gern will ich um Euerer Liebe willen arm sein und gleich dem niedrigsten Weibe. So lange ich weiß, mein werther Ehegemahl ist mir geneigt, bin ich unschätzbar reich. Was hilft mir all'

zeitliches Gut, was diese Länder und jenes Leibgeding? Nur Ihr seid mein reichstes und köstliches Kleinod, das ich um aller Welt willen nicht verlieren möchte."

„Ihr seid ein gutes edles Weib," sagte der Herzog nicht ohne Gewissensregung. „Ich werde Euch den Verzichtbrief zur Unterschrift vorlegen lassen."

„Ich bin zu jeder Zeit bereit, die Wünsche meines Gemahls zu erfüllen."

Wilhelm entfernte sich nach einigen flüchtigen Liebkosungen, und Anna eilte in Bertha's Arme, die über das Glück der Gebieterin selbst wieder auflebte. Der Kaufkontrakt wurde noch an demselben Tage aufgesetzt. In diesem übergaben Herzog Wilhelm und seine Gemahlin die sämmtlichen Besitzungen im Frankenland, die unter dem Namen der Pflege Koburg begriffen wurden, an Apel Vitzthum, wofür dieser zwei und vierzig tausend Gulden zu zahlen und seine Güter zu Roßla, Reinstedt und Sulza abzutreten versprach.

Anna unterschrieb nicht nur diesen Kontrakt und den Verzichtbrief, sondern auch eine Aufforderung an die Bewohner des Frankenlandes, worin sie und der Herzog dieselben ersuchten, Apeln als ihren neuen rechtmäßigen Herrn anzuerkennen und ihm dieselbe Unterthanentreue zu erweisen, die sie zeither ihnen geleistet hätten.

So war der ehr- und goldgierige Apel durch die Gunst seines Fürsten zum reichsten Ritter in Deutschland geworden, und der Krieg, der zu seinem Verderben angefangen und jahrelang geführt war, legte den Grund zu seiner fürstlichen Macht. Mit frechem Uebermuth verhöhnte und verspottete er nun unter seinen jubelnden Gesellen alle Anstrengungen des Kurfürsten zu seinem Sturz. Man ließ Katharina's Reize

hoch leben und entwarf den Plan, ihr die volle Herrschaft über den Herzog zu verschaffen. Katharina's Schwester, Mechtilde, wurde durch ihren Ehewirth, den Ritter Kochberg, in den Anschlag gezogen und mußte jene bereden, Apeln heimlich nach dem Frankenlande zu begleiten. Schwager und Schwester zeigten der stolzen Frau ihr glänzendes Glück in der Ferne; sie wußten nicht, wie Katharina bereits für den Herzog glühete. Nachdem sich ihr der Fürst wieder genähert, dachte sie nicht mehr daran, des Grafen von Schwarzburg Weib zu werden. Solche Fesseln waren ihr ohnedies unerträglich geworden, und sie bezeigte nicht die geringste Lust, sich dergleichen wiederum anlegen zu lassen. Ohne dem Grafen also Nachricht zu geben, war sie plötzlich mit ihrem Knappen Cäsar verschwunden; außer Kochberg und ihrer Schwester wußte Niemand am Hofe, wohin sie gegangen war. Apel führte sie unter falschem Namen im Anfang des November nach Koburg, gegen das Ende des Monats erschien der Herzog als ein wandernder Ritter bei ihr. Sie war klug genug, ihm den Sieg mehr als jemals einem ihrer Anbeter schwer zu machen, und es gelang ihrem meisterhaften Spiele, ihn glauben zu machen, er sei der erste von ihr geliebte Mann. Der liebeberauschte Fürst hielt sich für den glücklichsten Sterblichen. Wochen verflogen ihm im Rausche; Katharina verstand's ihn gut zu unterhalten.

Apel Vitzthum hatte die Regierung der Pflege Koburg übernommen, hatte sich von seinen neuen Unterthanen huldigen lassen und in allen Burgen und Plätzen Vögte bestellt und war dann nach Weimar zurückgekehrt, um während der Abwesenheit des Herzogs, den man nach Wien verreist wähnte, das Staatsruder zu führen, wie er es ja auch bei des Herzogs Anwesen-

heit führte. Doch schon zum neuen Jahre machten mehre Umstände die Rückkehr des Herzogs nothwendig. Denn es war nicht nur eine Verordnung des Kaisers eingelaufen, die, wahrscheinlich auf des Kurfürsten Veranlassung, dem Herzog befahl, den Kauf mit Apel Vitzthum aufzuheben und zu vernichten und die Herzogin wieder in den Besitz ihres Leibgedings zu setzen: auch die Angelegenheiten des Grafen von Schwarzburg wurden ernsthaft und traten in ein neues Stadium bedenklicher Verwicklung. Der junge Graf hatte mit seinem Vetter nichts ausmachen können; denn dieser war, seinem Worte ungetreu, nicht nach Erfurt gekommen. Unmuthig war jener nach Roßla zurückgekehrt, um sich bei Katharinen für solches Mißgeschick zu entschädigen, aber mit Erstaunen erhielt er von Mechtilden die Nachricht, Katharina sei mit einem welschen Ritter, mit dem sie früher schon im Minnebund gestanden, heimlich auf und davon gegangen.

Obgleich er sich über ihren Verlust zu trösten wußte, so machte ihn dieser neue Unfall doch solch böses Blut, daß er ernstlich daran dachte, seinen heimtückischen alten Vetter in offener Fehde zu bekriegen. Dieses zu verhindern, war des Herzogs Gegenwart nöthig; auch drang der Kurfürst so nachdrücklich darauf, daß Apel ihn aus Katharina's Armen reißen mußte. Des Kaisers Verordnung wurde nicht geachtet, der Ausbruch des Streits zwischen den Schwarzburgern noch hingehalten und des Kurfürsten neue Beschwerden über Wilhelm's Betragen nicht berücksichtigt, aber doch gab es viel verdrüßliche Dinge, welche ihn den Winter über in Weimar fesselten. Auch wollte es Apeln bedünken, als habe Katharina unvorsichtig und sich selbst dem Rausche der Liebe überlassend, den Herzog übersättigt; der erst so stürmische Minneheld war unverkennbar



kühler gegen die schöne Witwe geworden. Apel wurde aufmerksam und erfuhr bald durch seine Späher, daß eine neue Leidenschaft zu einer jungen fremden Dame, die er bei einem Besuche in der Familie des Grafen Schönburg auf Hartenstein kennen gelernt habe, ihn beherrsche. Apel, ärgerlich daß der Herzög etwas hinter seinem Rücken thue, beeilte sich Katharinen mit dieser Entdeckung bekannt und ihr Vorwürfe über ihre Freigebigkeit machen zu lassen.

Das war ein Donnerschlag für die schöne Buhlerin. Sie schäumte vor Wuth und Rache. Ihre Leidenschaft für den Herzog war über alle Schranken gewachsen. Seinetwegen hatte sie den schwarzburger Grafen aufgegeben, und nun sah sie sich plötzlich einer Andern geopfert. Sie entwarf Pläne auf Pläne, immer einen abenteuerlicher als den Andern, bald um sich an dem ungetreuen Herzog und ihrer unbekannten Nebenbuhlerin zu rächen, bald um ihn wieder und zwar unauflöslich an sich zu fesseln. Cäsar, jetzt ihr einziger Freund, half ihr die Pläne schmieden.

„Lieber Junge," sagte sie schmeichelnd, von seinem Arm umwunden, „biete alle Deine Künste auf, mir den Herzog wieder herbeizuziehen. Du sollst sein Hofjunker und Edelknabe werden. Du weißt welch ein süßer Lohn Deiner harrt."

„Wenn Ihr wollt, so reit' ich nach Weimar und bring' dem Herzog heimlich einen Brief von Euch. Ich will ihn schon beschwatzen, daß er wieder kommt."

„Nimmermehr, kleiner Narr! glaubst Du wohl, ich werde mich vor ihm demüthigen und um seine Liebe betteln? Und wenn er der Kaiser wär' und ein Gott an Schönheit, und mich verzehrte die Minneglut, so würde ich mich doch nicht so weit vergessen. Das thu' ich wohl manchmal bei Dir, aber Du kennst auch

meine Schwächen. Ihn will ich zwingen, den stolzen Recken!"

„Ich weiß nur einen Menschen, der Euch rathen und helfen kann. Schon oft hab' ich Euch Mittheilungen über die Aegyptier, zu denen ich gehöre, gemacht, auch von der alten Chiska erzählt. Sie liest in den Sternen, wie Ihr in einem Buch, sie durchschaut jedes Menschenherz, weiß alle Geheimnisse und kennt Zukunft und Vergangenheit. Sie kann Euch einen Talisman bereiten, der des Herzogs Liebe mit Zauberkraft auf ewig an Euch fesselt."

Wie mit einem Schlage wurde es durch diese Worte licht in Katharina's Geist. Ja durch Zaubermittel wollte sie den Herzog wieder herbeilocken und an sich binden, die Kräfte der Hölle wollte sie beschwören, um das Ziel ihrer heißesten Wünsche zu erreichen.

„Cäsar," rief sie freudig, „welche Macht hat Dir diesen Gedanken in den Sinn gelegt? Ja, ich wußte es lange, daß Du meines Glückes Schmied sein würdest. Dein Rath ist unübertrefflich gut. Aber wo werden wir Chiska finden? Du bist schon lange von Deinen Leuten weg, wie willst Du erfahren, wo sie sich aufhalten?"

„Darum kümmert Euch nicht," erwiderte der Taterjunge. „Sie haben schon lange gewünscht Euch einmal bei sich zu sehen und Euch kennen zu lernen."

„So hast Du mit ihnen stets in Verbindung gestanden?" fragte die Herrin von neuem überrascht. Verwirrt schlug Cäsar die Augen nieder und dunklere Purpurglut färbte sein Gesicht. „Du bist nicht offen gegen mich," fuhr Katharina gereizter fort. „Gestehe mir, Du lebst mit den Aegyptiern noch in Verbindung?"

„Nun ja, sie wissen, daß Ihr mir gut seid; bei

ihnen bleibt es ewig Geheimniß, und Ihr könnt der Aeltermutter Chiska getrost Alles, was Euch angeht, anvertrauen."

„Du bist zum Verräther an mir geworden, und wehe Dir, wenn sich Deine Aussage nicht bestätigt! Erfüllt Chiska meine Wünsche, so soll Dir verziehen und meine Gunst erhalten sein. Wo aber hausen die wunderbaren Menschen, deren Abkömmling und Landsmann Du bist?"

„Laßt nur diesen Monat noch vorübergehen, kommt dann der freundliche Mai, so wohnen sie in Sachsen an der böhmischen Grenze. Dann will ich Euch selbst hinführen, und für Euch sprechen. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden."

Katharina küßte den frischen Mund Cäsar's zum Lohn und zur Verzeihung und unterhielt sich noch lange mit ihm über Chiska's und Neko's geheime Künste.

13.

Katharina's Besuch bei den Tatern.

Der Winter verging der in Koburg fast wie eine Gefangne lebenden Katharina ziemlich eintönig. Cäsar war ihr einziger Trost. Sie hätte den braunen Burschen gern nach Thüringen auf Kundschaft ausgeschickt, aber sie vermochte sich keinen Tag von ihm zu trennen. Er war ihr unentbehrlich geworden. Sie empfing sehr wenig Nachricht von ihrer Schwester und der

Herzog ließ sie nur einige mal grüßen. Mechtilden hatte sie beauftragt wo möglich zu erforschen, wer die neue Geliebte des Herzogs sei, und Apeln bestürmte sie, ihr den Herzog zuzuführen, beides ohne Erfolg. Auf den Letztern warf sie allmälig einen starken Haß. Mit Sehnsucht erwartete sie den Frühling, um zur Ausführung ihrer Pläne zu schreiten. Ihre Leidenschaft wurde fast zur Liebesraserei.

Der Mai des Jahres 1448 hatte schon der Erde alle Blüthen entlockt, und Katharina machte sich eben bereit die Reise zu dem besprochenen Abenteuer mit ihrem Liebling anzutreten, als ihr Mechtilde Botschaft sandte.

„Wer die Schöne auf Schloß Hartenstein ist, die den Herzog bezaubert hat, kann man nicht erfahren; ein tiefes Geheimniß ruht auf ihrem Stand, doch sagt man, daß sie von hoher Geburt sei. Dem sei, wie ihm wolle, der Herzog ist so sehr von ihr eingenommen, daß er nicht ruhen noch rasten kann, wenn er nicht auf Hartenstein um diese Reizende ist. Kein anderes sterbliche Auge hat sie noch gesehen. — —“

Katharina ballte knirschend das Papier in der Hand zusammen; ihre gekränkte Eitelkeit machte sie fast zur Furie. „Ha!“ rief sie, und ihre feurigen Augen sprühten Zorn, „der tolle Knabe wagt es, mich zu verachten! Ich hätte umsonst ihn liebeflehend zu meinen Füßen gesehen! Ich hätte vergeblich mit der Glutfülle, wie sie kein weibliches Herz weiter zu äußern vermag, ihn den Nektarkelch schlürfen lassen, nach dem er so gierig dürstete. Rache Dir, Herzog! Furchtbare Rache! Zu meinen Füßen sollst Du Dich wieder im Staube wälzen und um einen Kuß wimmern zur Kühlung der Flammen, die ich in Dir anzünden will, daß sie Dir Mark und Gebeine durchglühen.“ —



Am andern Tage zog sie mit Cäsar durch die grünen Frühlingsfluren dem Erzgebirge zu. Ihr Herz hatte jetzt keine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur; ihr Sinn vernahm die Sprache des Schöpfergeistes nicht; sie lechzte nach Befriedigung dämonischer Begierden.

Von Cäsar geleitet kam sie an die Höhen des Muldethales. Der letzte Tag war nicht freundlich gewesen, und der neblige Abend dämmerte schon. Cäsar meinte sie würden den Aufenthaltsort der Tatern noch erreichen. Es ward finster, der unsichere von Nebel und Regen feuchte Weg nöthigte sie, die Pferde langsam gehen zu lassen. Die Gegend gestaltete sich rauher und wilder. Berg und Thal wechselten häufig, Waldbäche stürzten ihnen rauschend entgegen, dichte Waldung umgab sie, aus der scheues Geflügel auffuhr und sie erschreckte. Katharina war in einen Mantel gehüllt, der wie ein Nonnengewand ihr über den Kopf fiel und nur das Gesicht frei ließ. Aeußerlich war sie von Regen durchnäßt und innerlich schuf ihre steigende Aufregung Unbehaglichkeit. Bei jedem Schritte der Pferde wuchs ihr Zagen, doch getraute sie sich nicht, dasselbe ihrem Führer zu entdecken. Sie hatten wieder eine Höhe erreicht, da sagte Cäsar: „Nun sind wir bald am Ziele; da unten im Thale fließt die Mulde und gegenüber ist die Höhle.“ Als sie noch eine Strecke bergab geritten waren, erblickte Katharina den Schein eines Feuers.

„Was ist das?“ fragte sie den Knappen.

„Das Feuer brennt über der Höhle auf dem Felsen; Chiska kocht ihre Kräuter,“ entgegnete Cäsar fröhlich und brach in ein lautes Jauchzen aus. Lehn führte der Weg bergab; bald waren sie im Thale und hörten das Rauschen des Gebirgsstroms deutlich.

Langsam ritten sie über die Brücke, unter welcher der Fluß sich, wie unwillig über das ihm aufgelegte Joch murrend, drängte. Der Feuerschein erhellte sparsam den Weg und blendete ihre Augen. Noch einige Schritte an dem rechten Ufer, und sie hielten gerade unter dem Feuer. Die Flamme zeigte Katharinen eine steile Höhe, die mit starken hohen Bäumen bewachsen und mit Steinblöcken besäet war.

Katharina zitterte, und sie erschrak noch mehr, als Cäsar sagte: „Das ist die Teufelskluft." Dann stieg er vom Pferde und rief laut: „Chaire!" daß es vielfach im Thale wiederhallte. Nach ein paar Minuten zeigten sich tiefer unter dem Feuer eine Anzahl Fackeln, die ihr Licht weit in die Finsterniß warfen. Katharina sah durch die Baumstämme durch, daß sie aus einer Höhle kamen und erkannte die einzelnen Menschengestalten, die die Höhe herabsprangen und bald bei ihnen waren. Noch mehr entsetzte sie sich vor den scheußlichen Gesichtern, welche das Fackellicht seltsam übermalte und vor der sonderbaren Kleidung der Leute. Cäsar redete dieselben in einer fremden Sprache an; jauchzend drängten sie sich um ihn und drückten ihm grüßend die Hände. Er erwiderte ihren freundlichen Empfang nur flüchtig, wandte sich schnell zu seiner Herrin und hob sie vom Pferde. Einer der Tatern führte beide Gäule fort. Sechs bis acht Männer gingen mit den Fackeln den steilen Berg hinauf, voran; Cäsar nahm Katharinen in den Arm; Andre folgten, und so klimmten sie langsam aufwärts. Katharina's Herz schlug wie ein Hammer; nur mit Mühe vermochte sie zu gehen; ihre Mattigkeit grenzte an Ohnmacht. Cäsar trug sie eine Strecke, dann setzte er sie auf einen Felsenblock nieder.

Das Feuer malte ihre nächste Umgebung grausen-



haft, aber Katharina's Phantasie stattete sie noch scheußlicher aus; wie Riesen streckten die Felsen ihre Fäuste aus, wie der Schlund der Unterwelt gähnte die Tiefe zu ihren Füßen, und das Getöse des schnell strömenden Flusses brauste dumpf aus dem Thale herauf. Oben schienen sich die schwarzen Wolkenmassen auf die Gipfel der Bäume gelegt zu haben, die unter ihrer Last zusammen zu brechen drohten. Bis unter die Höhle war Katharina gelangt, da verließen sie die Kräfte, besinnungslos sank sie in die Arme ihres Knappen. Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf wollenen Decken vor dem Feuer, dessen Zungen hoch in die Nacht empor leckten und einen selbst die Finsterniß noch überbietenden schwarzen Qualm ausspieen. Um das Feuer war wieder in einer kleinen Entfernung ein glühender Kreis gezogen, und innerhalb desselben saß Chiska, eine funkelnde Krone auf dem von langen grauen Haaren umflatterten Haupte. Um ihre Schultern hing ein Purpurmantel mit goldgestickten Säumen. Sie saß auf einem thronähnlichen aus rohen Aesten zusammengefügten Sessel, zu ihren Seiten lagen zwei schwarze Katzen, die mit glühenden Augen an ihr empor sahen. Mit einem weißen Stabe rührte sie in einem Kessel, der auf einem Dreifuß in der Mitte der Flamme stand. Dazu murmelte sie Zaubersprüche. Kein Mensch war weiter zugegen auf der Kuppel des Felsens.

Katharina starrte nach dem Weibe hin; Fieberfrost durchrieselte ihr Gebein. Chiska warf von Zeit zu Zeit etwas in den Kessel, dann zischte es, und eine blaue Flamme schlug heraus. Im Anfange schäumte der Kessel über, allmälig schien sich die Flüssigkeit zu verdichten. Katharina hatte wohl eine Stunde lang mit Zittern und Zagen zugesehen, da versank die

Flamme; der Zauberkreis leuchtete heller blau und roth. Chiska stand auf, wandelte dreimal um den Kessel herum, und sprach halb singend Zauberformeln; die Katzen sprangen neben ihr her und schrieen; dann schritt die Zauberin mit emporgehobenem Stabe auf die vor Furcht fast erstarrte Katharina zu, und sprach: „Ich weiß, was Du von mir begehrst. Deine Bitte ist schon erfüllt; nur bedarf ich noch drei Tropfen Deines Blutes.“

Katharina erinnerte sich nun erst wieder, weshalb sie hergekommen war, doch vermochte sie kein Wort hervor zu bringen.

„Tritt in diesen Kreis und entblöße Deinen rechten Arm!“ fuhr Chiska fort, und Katharina erhob sich langsam, wankte bis zum Kessel und streifte ihr Gewand zurück. Chiska erfaßte ihre Hand und ritzte ihr mit einem Messer die Haut auf. Drei Tropfen Blut quollen hervor und rannen in den Kessel. Da kam der dunkele Saft noch einmal zum Sieden und wallte empor. Katharinen zuckte es durch die Glieder und damit stellten sich ihr Muth, ihre Besonnenheit und ihre Wünsche wieder ein. Was sie bis jetzt gethan, war in einem halb bewußtlosen Zustand geschehen. Jetzt trat ihr klar vor die Seele, was sie wollte.

„Der Zauber ist vollbracht; der Trank ist gebraut. Gieb ihn dem Manne, den Du Dir zu eigen wünschest, und nimmer kann er sich von Dir reißen. So oft er im Liebesrausche Dir naht, befeuchte Deine Lippen damit, daß er mit Deinen Küssen den Zauber schlürfe. Du aber trinke jetzt einen Becher und nie wieder.“

Mit diesen Worten füllte sie erst eine Büchse, verschloß sie mit einem Deckel, dann einen Becher und reichte beides Katharinen.

Muthig leerte die leidenschaftliche Schöne den Becher. „Noch hab' ich einen Wunsch an Dich," wandte sie sich dann an Chiska. „Es ist mir nicht genug den Herzog für mich zu gewinnen, ich will auch die verderben, die er mir vorzieht. Niemand darf mehr Gewalt über ihn haben, als ich. Er liebt jetzt ein anderes Weib; lehre mich den Zauber, daß ich ihre Schönheit zerstöre!"

Da erhoben die Katzen ein furchtbares Geschrei, die Glut schlug noch einmal zur Flamme auf, die dann plötzlich mit den Kohlen verlöschte, so daß auch nicht ein Funke mehr zu sehen war. Dichte Finsterniß umhüllte Katharina's Auge, die Katzen schwiegen; Alles ringsum war grabstill; nur von unten herauf drang des Wassers fernes Rauschen, und der Wind bewegte die knarrenden Gipfel der Bäume. Katharina wäre vor Entsetzen fast wieder zu Boden gestürzt. Bald umfingen sie ein paar Arme, und Cäsar's Stimme flüsterte: „Folgt mir; ich will Euch leiten." Sie mehr tragend als führend, brachte er sie bergabwärts, bis Lichtschimmer ihr den Eingang in die Höhle zeigte. Auf Felsenstufen kletterte er hinauf und zog sie nach. Der innere Raum war so schmal, daß kaum drei Menschen neben einander stehen konnten; der Boden auf der rechten Seite höher; die Tiefe schien beträchtlich; Katharina konnte das Ende nicht sehen, doch einige Schritte weiter vermochte Niemand aufrecht zu stehen, so niedrig war der Durchgang. Vorn lagen Polster und daneben ein frugales Mahl. Brennende Kienfackeln steckten am Eingang in den Felsenrissen. Ein Tater war nicht zu sehen. Katharina konnte nur wenig genießen; Müdigkeit drückte ihr die Augen zu. Cäsar führte sie in die Hütte zwischen den Felsen, in der Mosen und Estrella gewohnt hatten.

Am Morgen stiegen sie die steile Höhe hinab und fanden im Wege ihre Pferde angebunden. Rasch verfolgten sie den Rückweg.

14.

Der Liebestrank.

In Koburg hatte Katharina nun keine Ruhe mehr. Heimlich brach sie auf und eilte nach Roßla. Aber mit Schrecken bemerkte sie hier, daß Apel Vitzthum sich kalt von ihr zurückzog. Sie vermuthete, daß der schlaue Graukopf stets nur der Geliebten des Herzogs huldige. Dieses feuerte sie noch mehr an, das Werk auszuführen.

Niemand als die Familie ihrer Schwester und Apel Vitzthum waren von ihrer Anwesenheit unterrichtet; daß diese verschwiegen waren, wußte sie; sie selbst lebte in der größten Eingezogenheit. Cäsar umkreiste den Herzog als Spion, bald in dieser, bald in jener Gestalt. Von ihm erfuhr Katharina, daß der Fürst oft in ein Gehölz auf die Jagd reite, welches nicht weit von Roßla lag. Nach diesem Walde ritt sie an einem herrlichen Morgen. Cäsar hatte ihr die Nachricht hinterbracht, daß der Herzog an diesem Tage nur mit wenigen Begleitern dorthin kommen werde. Sie führte labende Erfrischungen bei sich, aber der Wein war mit Chiska's Gebräu vermischt. Am Ziele ihres Ritts suchte sie sich ein verstecktes Plätzchen aus, wo die Ilm in den Wald bog und am

am andern Ufer die Aussicht auf das freie Feld gewährte. Der Ort war traulich und wie zur Liebe geschaffen. Unter einer breitästigen Buche ließ sie sich einen Teppich breiten und lagerte sich darauf. Sie trug das züchtige Kleid einer Jägerin. Sie verstand auch die keusche Diana zu spielen.

Nach einer Stunde bangen Wartens verkündete ihr der Ton eines Hüfthorns, daß der Ersehnte nahe. Herzog Wilhelm ritt ohnfern vorüber. Ein von Cäsar gewonnener Diener machte ihn auf die schöne Schläferin aufmerksam. Er war überrascht, stieg vom Pferde und schlich heran.

Mit süßem Erstaunen erkannte er Katharinen, und weidete seine Augen an ihrer herrlichen Gestalt. War's ihm doch, als hätte sie an Reizen gewonnen seit er sie nicht gesehen. So schön wie heute war sie ihm noch nicht erschienen. Und doch würde er sich wahrscheinlich entfernt haben, ohne ihren Schlaf zu stören, wenn sie nicht in diesem Augenblick die Augen geöffnet hätte. Wie meisterhaft spielte sie die Verwirrte!

Aber feurig schloß er sie in die Arme und überhäufte sie mit Liebkosungen. Sie that böse; er küßte ihr die schmälenden Worte von den Lippen. Da brach sie in Thränen aus. Je mehr er sie zu besänftigen suchte, desto heftiger weinte sie. Ihre Wangen entfärbten sich, ihr Auge brach gleichsam in ungeheuerm Schmerz. Ihre Glieder zitterten.

„Käthchen!" rief der Fürst außer sich. „Geliebtes Kleinod, was ist's, das Dich so furchtbar erschüttert? Bin ich nicht mehr im Stande Deinem Schmerze zu gebieten?"

„Und Du fragst noch, Grausamer, der Du mich mit Berechnung und Absicht zum elendesten und unglücklichsten Weibe gemacht hast? O Wilhelm, daß ich

Dir die Schwäche meines Herzens verrathen, daß ich Dich wissen ließ, wie es Dich liebt! Du hast wie ein Held über einem andern Helden über mir triumphirt und mich in den Staub geworfen. Aber ich bin in Wahrheit nur ein schwaches Weib, das keine Waffen gegen Dich gebrauchte, das nur Liebe, grenzenlose, unaussprechliche Liebe für Dich hatte, das Dir Alles gab. O wie hast Du mich gedemüthigt!"

„Käthchen, ich liebe Dich, wie ich noch kein Weib geliebt; ich schwör' Dir's bei allen Heiligen!"

„Das hast Du mir oft schon geschworen, um über meine Schwäche zu siegen. Nachher hast Du mich verlassen, um einer Andern dasselbe zu schwören. Du hast mich der Tugend untreu und mein Witthum zum Leutegespött gemacht."

„Herzog Wilhelm kann seine Geliebte wieder zu Ehren bringen, und ich will's! Dein Zorn und Dein Schmerz machen Dich zwiefach schön. — Ich sehe, Du hast einen Trunk und Imbiß bei Dir. Laß uns einen Becher auf schönere Wiedervereinigung, auf noch süßern Minnebund leeren!"

Sie bot ihm den dunkelrothen Becher, und er trank ihn hastig aus. Eine unheimliche Glut flammte in seinen Augen. Er umschlang und küßte sie, flüsternd: „Du gemahnst mich heute wie Dido in der Höhle. Ich bin Dein Aeneas."

„Euer Vergleich ist treffender als Ihr selbst meint," versetzte sie jetzt kälter. „Ihr habt schon den treulosen Aeneas gegen die arme Dido gespielt. Ihr wärt wohl grausam genug mir Dolch und Scheiterhaufen zurück zu lassen."

„Katharina, Du bist ungerecht gegen mich, und nie liebt' ich Dich stärker als heute. Ich danke es dem Geschick, daß Dich mir wieder zuführte."

„Hofft nicht, daß ich wieder schwach gegen Euch bin. Nein, der Fürst soll nicht glauben, er stehe so hoch über dem Menschen, daß er zärtlich liebende Herzen höhnend in den Staub treten dürfte.“

„Du bist fürchterlich, Katharina. Aber ich will Dich versöhnen. Komm an mein Herz, herrliches Weib!“

„Nimmermehr! Mein gequältes Herz wird nicht ferner Euer fürstliches Spielzeug sein.“

„Ich führe Dich nach Weimar. Du sollst die Zierde meines Hofes sein.“

„Ich glaube Euern Versprechungen und Schwüren nicht mehr.“

„Katharina, Du machst mich toll!“ Und er umarmte sie wilder. Aber je ungezügelter das Feuer seiner Leidenschaft wuchs, je kälter wurde sie. Mit Hohn erwiderte sie seine Bitten, und gab ihm Vorwürfe auf Schmeicheleien zurück. Einen Augenblick empört über diese Behandlung wollte er sich entfernen, aber er vermochte nur wenige Schritte zu thun; wie mit Ketten zog es ihn zu ihr zurück. Innerlich jubelnd sah Katharina die Wirkung des Zaubers; sie rief ihren Knappen, ließ die Pferde vorführen und empfahl sich dem Herzog spöttisch. Da hielt er sie wie ein Rasender fest, bat und flehte; sie blieb unerschütterlich.

„Ihr kennt ja den Ort,“ sagte sie, „wohin mich Euere Liebe verbannt hat; ich kehre heute noch dahin zurück; denn nur auf wenig Tage besuchte ich meinen Geburtsort. Ist nun Euere Liebe wirklich so heiß, wie Ihr versichert, so werdet Ihr den Weg dorthin nicht verlernt haben.“

„Ich gehe mit Dir!“ rief Wilhelm. „Sogleich begleit' ich Dich. Du hast Recht. Koburg ist der Tempel unserer Liebe gewesen. Dort wollen wir den süßen Minnedienst fortsetzen.“

„Versprechen kann ich Euch nichts. Ihr selbst habt mich vorsichtig gemacht.“

„Du liebst mich nicht, Käthchen!“

„Das weißt Du besser, Wilhelm. Nie liebte ein Weib einen Mann feuriger. Du hast's erfahren. Ich vergaß den Fürsten in Dir.“

„So ist Deine Liebe verglüht.“

„Mein Mund hat darauf keine Antwort; meine abgehärmte Wange gibt sie.“

„Du marterst mich an einem langsamen Feuer.“

„Herzog, Du hast mich gemartert. Du sahst den Taumel meiner Leidenschaft, meine glühende Liebe, und Du konntest gehen und mich der fürchterlichsten Verzweiflung überlassen? Ich habe mich schier zu Tod geweint.“

„Käthchen, vergib! Jetzt bin ich auf ewig der Deine. Ich werd' es Dir beweisen. Nur einen Kuß gewähre mir zum Beweise, daß Du mich noch liebst.“

Sie sank an sein Herz und flüsterte: „Die übrigen hole Dir in Koburg. Dort blüht Dir der Rosengarten neuer Minne. Aber — nicht wieder Aeneas!“

„Nein, Käthchen, Du sollst keine verlassene Dido sein.“

Sie trennten sich mit dem Versprechen baldiger Wiedervereinigung. Katharina reiste nach Koburg zurück, und schon nach wenigen Tagen traf auch der Herzog dort ein. Von jenem Tage an war er mit magischen Ketten an sie gebunden. Nach einigen Monaten führte er sie heimlich nach Schloß Dornburg und übergab sie der Obhut seines „Hänschens“. Ihr Aufenthalt blieb lange Geheimniß. Im Dunkel der Nacht trug ihn sein flüchtiges Roß nach dem Schlosse auf dem hohen Ufer der Saale, und er sog jedesmal von ihren Lippen den Zauber stärker und fester. Gegen

seine Gemahlin fuhr er fort Zuneigung zu heucheln. Die fromme Unschuld ahnete keinen Betrug und war glücklich durch die magern Brosamen seiner Zärtlichkeit, die er ihr zuweilen zuwarf.

15.

Kunz von Kauffungen, Hauptmann der Nürnberger.

Im folgenden Jahre wurde Kunz von Kauffungen aus seiner brütenden Zurückgezogenheit gerissen. Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte der freien Stadt Nürnberg öffentlichen Schimpf angethan, so daß eine Fehde daraus entstand. Den Nürnbergern fehlte ein guter Feldoberster, und sie versuchten, den tapfern Ritter und kurfürstlichen Amtmann dazu zu gewinnen. Kunz besann sich nicht; es war eine erwünschte Gelegenheit, aus dem unthätigen Leben zu kommen. In Kampf und Fehde hoffte er die Zufriedenheit zu finden, die er in der Ruhe vergeblich suchte. Er gab den Nürnbergern sein Wort und legte mit Genehmigung des Kurfürsten seine Hofstelle zu Altenburg in die Hand seines Schwagers Hildebrand. Kurfürst Friedrich sah die Fehde der Nürnberger mit dem Markgrafen Albrecht nicht ungern. Er war beiden Theilen nicht gewogen. Anna von Kauffungen grämte sich zwar über diesen Schritt ihres Gemahls, der ihn vielleicht auf immer vom Hofe entfernte, doch sah sie ein, daß derselbe ihm zuträglich war. Kunz

versammelte seine Anhänger um sich. Unter ihnen war Wilhelm von Mosen. Sie zogen von der Burg Kauffungen aus dem Erzgebirge zu. Bald kamen sie in die Gegend, welche für Mosen so süße und traurige Erinnerungen hatte. Als sie beim Schlosse Stein vorüber ritten und das Muldethal links liegen ließen, trat ihnen Neko in den Weg.

„Wollt' Ihr mir einen Augenblick Gehör geben, Ritter Kauffungen und Ritter Mosen, so folgt mir einige Schritte in den Wald. Ich habe Euch etwas Wichtiges zu entdecken.“ Sie thaten nach seinem Begehr. Im Walde eilte ein verschleiertes Weib auf Mosen zu.

„Estrella!“ rief dieser, und Beide lagen Brust an Brust. Indeß sie stumm das Entzücken des Wiedersehens feierten, wandte sich Neko zu Kunzen:

„Was habt Ihr für den Herzog Sigismund beschlossen?“

„Ich habe nichts mit ihm zu schaffen.“

„Ritter,“ fuhr Neko dringend fort, „ich möchte Euch rathen, mein Gesuch nicht so kalt abzuweisen. Herzog Sigismund würde dankbarer gegen Euch sein, wie seine Brüder. Die Rechte auf sein Erbtheil kann ihm Niemand streitig machen; und Ihr seid ein gerechter Mann. Die Nürnberger werden dankbar sein, der böhmische Adel wird sich gern mit Euch verbünden, der Statthalter Podjebrad wird Euch die Hand bieten, wenn Ihr kräftig auftretet, des Herzogs Ansprüche zu verfechten und ihre Erfüllung von seinen Brüdern zu verlangen.“

„Laß mich, Alter! ich bin des Kurfürsten Lehnsmann und kenne meine Pflicht.“

„Auch für Euern Freund Mosen habt Ihr Pflichten. Und Estrella kann nie sein Weib werden, wenn

nicht Sigismund regierender Herr ist. Er wird ihr den Adelstand verleihen, sie läßt sich taufen und die Liebenden sind vereint."

Er rief den von Estrella's Liebkosungen beseligten Mosen herbei und nannte ihm die Bedingungen, unter welchen die junge Taterkönigin mit ihm vereint werden solle.

Mosen stand keinen Augenblick an, Alles zuzusagen und bestürmte Kunzen, ebenfalls sein Wort zu geben.

„Ihr wißt in Euerm jetzigen Zustande nicht, was Ihr fordert," versetzte dieser.

„Glaubt mir," sagte Neko, „er sieht jetzt heller als Ihr. Nur in solchem begeisterten Rausche öffnet sich auf Augenblicke das Thor der Zukunft dem menschlichen Geiste. Ritter Kauffungen, stoßt Euer Glück nicht mit Füßen von Euch. Aber handelt rasch, sonst verfliegt die günstige Minute, und Euer eigenes Verderben folgt ihr auf dem Fuße."

Kunz zauderte. „Wenn diese Fehde beendigt ist, sollst Du meinen Entschluß erfahren," sagte er endlich.

„So trennt Euch!" rief Neko den Liebenden zu. „Von Ritter Kunz hängt Euer Schicksal ab."

Bestürzt vernahmen sie diese Worte, flüsterten sich das Versprechen einer baldigen Zusammenkunft zu und schieden von einander.

Die beiden Ritter zogen nicht eben in der alten herzlichen Vertraulichkeit ihrem Ziele zu. In Nürnberg fanden sie das Heer schon gerüstet; Kunz war bald mit der völligen Einrichtung desselben fertig und ging dem Markgrafen entgegen. Sie trafen zusammen. Kunz schlug den Markgrafen und nahm ihn gefangen. Der Sieg der Nürnberger über ihren unruhigen

Nachbar war glänzend und Kunz ein gefeierter Mann. Aber Hab- und Ehrsucht verleiteten ihn zur Untreue gegen die freie Reichsstadt. Er wurde nämlich mit dem Markgrafen über ein Lösegeld eins, das er in die Tasche steckte, und entließ den Markgrafen der Haft, ohne die Nürnberger zu fragen. Das war der erste öffentliche Schatten, der auf Kunzens Leben fiel. Er gab damit den Beweis, daß die von ihm so gerühmte alte Rittertreue in seiner Seele ein hohler Popanz war.

Noch ehe der Sommer vorüber war, waren die Händel schon beigelegt, und Kunz kehrte in die Heimath zurück.

Wilhelm von Mosen hatte nicht abgelassen ihn zu bearbeiten, daß er sich der Sache des Herzogs Sigismund annehmen möchte. Kunz begriff recht gut die Vortheile, die ihm das Unternehmen, wenn es glückte, bringen müsse, er fühlte sich auch geneigt, die Ansprüche des Herzogs auf den dritten Theil der meißnischen und thüringischen Länder für gerecht zu halten, aber er war auch nicht blind gegen die mit der Ausführung verknüpften Schwierigkeiten, und berechnete, daß er mit ihrem Scheitern verloren sei. Ein Zufall konnte die jetzige Lage der Dinge ändern; schon zeigte sich zwischen den Brüdern wieder ein gespanntes, bedenkliches Verhältniß; ein neuer Sturm stand bevor, in ihm konnte Kunz Meister des Steuers werden. War er aber gegen beide Fürsten feindlich aufgetreten, dann war ihm jener Weg versperrt. Wartete er dagegen ruhig ab, wie die Würfel fallen würden, und hielt den Herzog Sigismund mit einigen geheimen ihn nicht weiter gravirenden Unterhandlungen hin, so blieben ihm beide Wege offen. Diese schlaue Ansicht



theilte er Mosen mit, der sich wohl oder übel damit begnügen mußte.

16.

Chiska's Untergang.

Während Kunz zu seiner Familie auf Burg Kaufsungen eilte, suchte Mosen den Weg zu seiner unerwartet wieder gefundenen Estrella ins Mulbethal.

„Es ist gut, daß Du kommst,“ sagte das schöne braune Mädchen; „Chiska hat schon lange nach Dir gefragt. Sie liegt krank darnieder, und wir befürchten Alle, daß ihre Behauptung, das Ende ihrer Tage sei vor der Thür, guten Grund hat.“

„Was soll werden, wenn die Alte stirbt?“

„Neko hat es Dir gesagt. Du wirst doch seinen Plan unterstützen? Er weiß im Voraus, daß denselben ein glücklicher Erfolg krönt, wenn Ihr mit Beharrlichkeit daran arbeitet. Er thut nichts ohne die reiffste Ueberlegung und den günstigen Ausspruch der Orakel. Auch glaub' ich, Chiska wird Dir über unsere Zukunft noch Manches sagen.“

Arm in Arm erstiegen sie den Mehltheuer und wandten sich nach der Höhle. Ein Tater stand Wache.

„Melde Chiska, daß der Ritter angekommen ist,“ sagte Estrella zu diesem, „und frage sie, wann sie ihn zu sprechen begehre.“

„In der Mitternachtsstunde sollt Ihr beide kommen,“ berichtete der Bursche nach einer Weile zurückkehrend. Mosen wunderte sich über die ungewohnte



Zeit der Audienz. Er suchte Neko in einer der wüsten Hütten auf, und machte ihn mit Kunzens Neigung zu Herzog Sigismund's Sache bekannt. Der alte Tater war einsilbig und düster und schien der Nachricht keinen Antheil zu schenken. Wie ein Heer finsterer Geheimnisse lag es in seinen Zügen, sein Auge blickte trübe und schwermüthig, sein graues Haar war verwirrt. Ohne Mosen eine Antwort zu geben, sah er in ein großes vor ihm aufgeschlagenes Buch. Der Ritter kehrte zu Estrellen zurück und theilte ihr sein Befremden über diesen unfreundlichen Empfang mit.

„Er ist traurig über Chiska's Tod, dessen baldiges Eintreten er wohl weiß," entgegnete das Mädchen. „Beide sind fast ihr ganzes Leben hindurch auf das Engste mit einander verbunden gewesen."

In ihrer Hütte fand Estrella Zeit, dem Geliebten umständliche Mittheilung über ihr zeitheriges Schicksal zu machen.

„Die Böhmen sind unsre Freunde. Wir genießen den Schutz des Statthalters. Auf den Wunsch des Feldhauptmanns Hroska war ich in das böhmische Lager gegangen, aber schon am folgenden Tage wurde ich von Neko auf Chiska's Befehl wieder abgeholt. In die Höhle zurückgekehrt, erfuhr ich, daß ein Ritter, der sich im böhmischen Lager für einen Boten des Herzogs von Thüringen ausgegeben, dieser selbst gewesen sei und mir, die ich vor ihm in des Feldhauptmanns Wohnung getanzt, nachstelle. Bald darauf führten mich zwei böhmische Reiter, Dienstmannen des Statthalters, auf eine Burg desselben nach Böhmen, wo ich von einem Priester im Christenthume unterrichtet und zugleich angewiesen wurde, auf welche Weise ich durch Spiel, Gesang und Tanz auf den kranken Geist des Herzogs Sigismund und zwar in

Gemeinschaft mit der Geliebten desselben, einer Nonne, einzuwirken hatte. Nachdem ich getauft worden war, wurde ich in das meißner Land auf das Schloß Hartenstein zum Grafen Schönburg gebracht. Ich erhielt ein eigenes Zimmer und reiche Kleider, wie sie Euere vornehmen Ritterfrauen tragen, zwei Zofen waren zu meiner Bedienung. Als der Graf Schönburg zu mir eintrat, fiel mir bei, daß in Folge jenes Abends, wo er uns beim Schlosse Stein überraschte, unreine Wünsche in Bezug auf mich in ihm wach geworden sein möchten. Ich war entschlossen, lieber zu sterben, als Dir untreu zu werden. Aber ich hatte mich geirrt. Mit Artigkeit eröffnete mir der Graf, daß ich nicht auf seinen Befehl hieher gebracht worden sei, sondern er nur einem Andern gehorchend, mir diese Freistatt eingeräumt habe. Uebrigens würde Niemand wagen, meiner Weiblichkeit zu nahe zu treten; auch sei meine Freiheit nur in so fern beschränkt, daß ich nur in männlicher Begleitung das Schloß verlassen dürfe, um mich auf die Burg in Rochlitz zu begeben, wo ich meine Künste vor dem geisteskranken Herzog Sigismund ausüben werde. Mit seiner Gemahlin und ihm speiste ich täglich an einem Tisch und wurde von allen Einwohnern des Schlosses mit Aufmerksamkeit behandelt. Dieses Leben würde mir gefallen haben, wenn mich die Schmerzen der Sehnsucht nach Dir nicht gequält hätten. In Begleitung zweier mir unbekannten Ritter habe ich dreimal in der Nacht den geheimnißvollen Ritt nach Rochlitz gemacht und vor dem Herzog gesungen und getanzt und mich mit seiner Nonne, die als Page bei ihm lebt, befreundet. — Der Herzog Wilhelm mochte aber trotz aller Vorsicht meinen Aufenthalt ausgekundschaftet haben; denn unerwartet erschien er eines Tages in Hartenstein. Seine

Absichten wurden mir bald klar. Sein stürmisches Minnewerben, sobald es ihm gelang mit mir allein zu sein, zwang mich, den Schutz der Gräfin anzurufen. Ueber die von der edeln Frau getroffenen Maßregeln erzürnt, verließ der Herzog das Schloß. Aber bald kehrte er wieder. Neue Drangsale waren mein Loos; er schwur mir zu: er werde mich auf eins seiner Schlösser entführen. Meine Thränen flossen fast unaufhörlich; da erschien eines Tages Neko in meinem Zimmer und bedeutete mich, daß ich von der gräflichen Familie und meiner Bedienung Abschied nehmen möchte. Ich that's. Nun mußte ich meine früheren Kleider wieder anlegen, dann nahm mich Neko an der Hand und führte mich hieher in unsere Höhle. In wenigen Tagen werden wir nach Böhmen ziehen; es wäre schon geschehen, wenn Chiska nicht erkrankt wäre. Zum Herzog Sigismund bin ich nicht wieder geführt worden. Es scheint mir, als ob unsre heimlichen Besuche bei ihm verrathen worden wären." —

Das liebende Mädchen, froh, den Geliebten wieder umfangen zu können, plauderte noch lange fort, der Ritter aber war, von der Reise und Schwüle des Tages ermüdet, in ihren Armen eingeschlummert. Unterdessen hatte sich ein Gewitter am Himmel zusammengezogen; schwarze Wolken thürmten sich drohend übereinander, und der Donner rollte fern. Allmälig kam es näher, und die Wolkenmasse senkte sich zwischen die Berge in der Nähe der Höhle in's Muldethal herab. Die Blitze zuckten schneller, bis der Himmel ein Feuermeer zu sein schien, nur auf Augenblicke von Finsterniß umhüllt. Der Donner rollte nur mäßig im Thale. Aber plötzlich fiel ein so entsetzlicher Schlag, der die Grundfesten der Erde zu

erschüttern schien. Mosen fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf; Estrella bebte. Eine Todtenstille folgte; da rief der Wache haltende Tater ihren Namen und verkündete, daß die Mitternachtsstunde eingetreten sei. Mosen folgte seiner Geliebten nach durch das Gestein und die wilden Büsche bis zur Höhle. In der großen Hütte auf dem Felsen derselben waren alle Tatern mit Fackeln in den Händen versammelt. In dem Kreise, den sie geschlossen hatten, saß Chiska in ihrem königlichen Schmuck, das Haupt an Neko gelehnt. Der Sturmwind warf die Lichter hin und her und trieb des tief betrübten Greises Haare in die Höhe, daß es schauerlich aussah. Als Mosen und Estrella sich nahten, rief er ihnen zu: „Tretet in den Kreis herein vor die, welche an Deiner Mutter Statt und in ihrem Schmucke hier sitzt, Estrella!“ Sie gehorchten.

„Der Alles beherrschende Erdgeist hat mir gerufen,“ begann Chiska mit matter Stimme. „Ich soll zurückkehren in das Wesen der Natur. Die verhängnißvolle Stunde ist für mich gekommen; ich werde die Sonne nicht wieder leuchten sehen. Der Wächter auf der Zinne hat meine besseren Sterne schon aufgehen sehen. Es drängt mich, ehe ich von Euch scheide, noch zu einem Worte an Dich, Estrella, und an Deinen Geliebten, und zu einem an Euch Allen. Als Deine Mutter in meinen Armen verschied und Dich, den einzigen Sproß unseres sonst so mächtigen Königsgeschlechtes, mir anvertrauend zurückließ, da legte sie die königliche Gewalt bis zu Deiner Mündigkeit mir in die Hände. Ich muß sie heute, von einem Stärkeren abgerufen, niederlegen. Du hast das rechte Alter und ich frage Dich, im Angesicht dieser Versammlung, willst Du ferner die Beherrscherin dieser Leute sein?“

„Ich leiste Verzicht darauf!“ antwortete Estrella gerührt.

„Dieses Wort hab' ich von Dir erwartet. Du bist unsern Göttern schon untreu geworden. Es geschah mit meiner und Neko's Einwilligung. Wir wußten, daß Dein Schicksal erfüllt werden mußte, und wir hinderten es nicht nur nicht: wir förderten es. Ich versprach Deiner sterbenden Mutter, Dich nie einzuweihen in die Geheimnisse der Natur, deren Kenntniß sonst stets das Eigenthum Aller aus dem Herrschergeschlecht war; mein Wort hab' ich gehalten und mit mir geht die hohe Kunst unter. Es ist kein Glück für den Sterblichen, sie zu kennen. Ich versprach ihr ferner, Dich nie zu beschränken in der Wahl eines Gatten. Du hast frei gewählt. Ritter, den ich den glücklichsten Erdensohn nennen möchte, Dir ward unser reichstes Kleinod zu Theil. Mit dem Ring, den sie Dir schenkte, ist sie Dein Weib geworden. Es bedürfte weiter keiner Formel, doch die verlangt Dein und Estrella's neuer Glaube. Eh Euch die christliche Kirche vereint, habt Ihr noch schwere Schicksale zu erleben. Doch haltet treu aneinander, dann werdet Ihr zuletzt glücklich sein, wenn auch in einem fernen Lande. Gebt Euch die Hände und gelobt mir, der Sterbenden, fest zusammen zu halten!“

Die Liebenden thaten, wie die Prophetin befohlen hatte.

Und sich nun zu den Andern wendend, fuhr Chiska fort: „Estrella ist nicht mehr Euere Königin, sie ist die letzte unseres Stammes, und Niemand anders darf die Würde bekleiden. Sie geht unter und mit ihr die Gabe der Weissagung und die gewaltige Herrschaft über die Kräfte der Natur. Ich entbind' Euch Eueres Gehorsams. Neko bleibt Euer Freund.“

„Chiska," fiel dieser ihr in's Wort, „mache ihnen keine eitlen Hoffnungen. Des Todes Liebeskuß auf Deine Augen haben sie der Zukunft mehr als je geöffnet. Du weißt es, daß ich nach Dir bald hinabsteigen werde. Ich kann nicht lange ihr Freund und Führer sein."

„So ist es," sagte Chiska sichtlich schwächer. „Ihr werdet bald allein stehen und Euch zerstreuen. Die letzten Säulen stürzen, der Tempel fällt zusammen — —." Furchtbare Donnerschläge verschlangen ihre Rede. Blitze zuckten über den Kreis hin. Ihr Auge brach, ihr Kopf sank an Neko's Brust. Alle meinten, sie habe vollendet und eine feierliche Stille herrschte im Kreise. Da erhob sie sich plötzlich wieder kräftig und stolz. Mit niegeschautem Glanze leuchteten ihre Augen, ihr Gesicht gewann edle Züge, ihr Körper majestätische Haltung. „Folgt mir!" rief sie mit erhobener Stimme. „Der Geist gehört dem Wasser, und der Leib dem Feuer."

Mit Erstaunen und Ehrfurcht schwangen die Tatern die Fackeln über ihrem Haupte; furchtbar ernst starrte ihr Blick hinaus in die blitzerhellte Sturmnacht. Der Purpurmantel und die langen Haare flatterten weithin von der Windsbraut gepeitscht. Immer entsetzlicher tobte das Wetter. Und zwischen den Fackelträgern schritt die Seherin den Berg hinab bis zum Wasserkessel, aus dem es dumpf herauf murmelte wie ein Sterbelied. Chiska trat an das hohe Ufer, Strahlen schossen aus ihren Augen, den Blitzen ähnlich, die sie umzuckten. Sie erhob beide Arme und rief mit einer Stimme, die mit des Sturmes Geheul wetteiferte: „Der Schleier ist gefallen; ich sehe sie wandern auf hochmastigen Schiffen über die Flächen des ausgedehnten Meeres immer nach Westen. Dort

thut sich eine neue ungeheuere Welt auf; ihre Kinder trinken noch an den Brüsten der Natur. Der Wahn kommt und die eitle Weisheit über das Meer geschwommen und stößt den Mordstahl in die unschuldige Brust, und das Weltmeer ist roth vom Blut und der Himmel umwölkt von seinem Dampfe. Aber der Wahn muß sinken, die Thore brechen ein, es wird Licht, schon tagt der Morgen. Ich seh' den Schwan mit dem Silbergefieder, der der Welt die Weisheit bringt. Die Natur verschleußt ihren Mund auf ewig. Losgerungen von ihr wird der Mensch aus ihrem Kinde ihr Gebieter. Im blutigen Kampfe wird er mündig. Ströme Bluts seh' ich rinnen, aber das wahre Leben blüht aus dem damit getränkten Boden hervor. — Ich seh' den uralten Kaiserthron stürzen und ein fremdes Geschlecht pflanzt den halben Mond auf die Zinnen der Burg. — Ich seh' diese Berge sich öffnen, die reichste Silberader springt aus ihnen hervor; neue Städte erheben sich aus dieser Wildniß; und ehe hundert Jahre vorüber sind, ist Alles umgewandelt. — Ich sehe die Völker erwachen und sich rüstig regen, — Erd' und Meer wimmelt von Menschen — die Welt verjüngt sich — Unser Reich ist aus — Mächtiger Geist ich komme!" Und vom hervorragenden Ufer schwang sie sich hinab in den Kessel der Gewässer. Die Fluth theilte sich und schlug über ihr zusammen. Ein Blitz, gleich einem Feuerregen, fiel auf den schäumenden Fluß herab, ein Donnerschlag, der die Berge zusammen zu rütteln schien, folgte; dann war das Gewitter vorüber.

„Die Mitternachtstunde ist vorbei," sagte Neko. „Entfernt Euch Alle!" Gehorsam seinem Worte erklimmte der Fackelzug den Berg. Der Meister blieb allein zurück in der geheimnißvollen Nacht. Mosen

und Estrella gingen in ihre Hütte. Mit der Frühe des Morgens stand Neko vor ihnen. Tiefer Gram hatte sein Gesicht gefurcht.

„Hier hast Du Briefe vom Herzog Sigismund an die böhmischen Großen," sagte er zum Ritter. „Eile, Dein Glück zu verfolgen; denn die Zeit ist kostbarer, als Du glaubst. Ohne Kunz von Kauffungen wirst Du jedoch nicht das Hauptwerk ausrichten. Versuche Dein Möglichstes!"

Während die Zigeuner den Scheiterhaufen zur Verbrennung der aus dem Wasser gezogenen Leiche ihrer königlichen Aeltermutter bauten, brach Ritter Mosen auf, und ritt noch an demselben Tage nach Böhmen hinüber, von Estrella's Segenswünschen begleitet.

17.

Neue Kriegsaussicht.

Der alte Graf Günther hatte, von seinen Schwiegersöhnen bewegt, um seinen jungen Vetter mit einem Schlage aller Hoffnung zu berauben, das Schloß Schwarzburg und die Stadt Königssee mit allem ihren Zubehör an den Kurfürsten verkauft, und dieser ihm das Schloß Tharand und das Städtchen Dippoldiswalde in Meißen auf seine Lebenszeit abgetreten. Schwarzburg wurde mit kurfürstlichen Leuten besetzt. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg suchte sich nun auf alle Weise zu verstärken. Nicht nur, daß er den Herzog Wilhelm um den versprochenen

Beistand anrief, auch den Herzog Otto von Braunschweig und den gefürsteten Grafen Wilhelm von Henneberg wußte er zu einem Bündniß zu bewegen. Jeder dieser drei Fürsten übersandte dem Grafen Günther einen Fehdebrief. Obgleich der Kurfürst nicht darin genannt war, so war er doch damit gemeint; denn Günther handelte ja unter seinem Schutz.

Heinrich rüstete sich, vom Herzog unterstützt, und fiel in Königssee ein. Der Kurfürst beklagte sich unwillig bei seinem Bruder; dieser machte ihm dagegen die Ungerechtigkeit zum Vorwurf, mit welcher er den Schelmenstreich des alten Grafen unterstütze. So drohte der Ausbruch des Sturmes wieder auf beiden Seiten. Zu gleicher Zeit erfuhr der Kurfürst die Rüstung der Böhmen wider ihn, und er begann zu zagen. Da sandte er Boten aus nach dem tapferen Kunz von Kauffungen; er sollte Helfer sein in der Noth. Der Ritter erschien auf dem altenburger Schlosse. Mit offenen Armen empfing ihn der Kurfürst; freundlich kam ihm die Kurfürstin entgegen, die Prinzen hingen sich jubelnd an seine Arme; der ganze Hof feierte seine Ankunft, und man konnte merken, wie sehnsüchtig man ihn erwartet, und gefürchtet hatte, daß er nicht kommen würde.

„Ritter Kunz," sagte der Kurfürst, „ich bedarf Eueres Armes. Neues Unglück bricht auf mich los, und so sehr ich den Krieg scheue, so sehr verfolgt er mich. Die Böhmen bedrohen mich mit einem Einfall, und mein treuloser Bruder unterstützt meine Widersacher. Ja man sagt mir sogar, es habe sich eine Partei für den Herzog Sigismund gebildet, um ihm die von ihm aufgegebene Landesportion zu erobern und ihn zum regierenden Herrn des Osterlandes zu machen."

„Dem Herzog Wilhelm steht Ew. Hoheit immer mit dem Herzen zu fern. Euere Rathgeber vermochten der Vereinigung in Erfurt doch nicht die Seele brüderlicher Herzlichkeit einzuhauchen.“

„Das klingt wie ein Vorwurf. Ihr spracht damals nicht, und ich versäumte, Euch zu befragen. Laßt mich das wieder gut machen! Entzieht mir Euere Kraft jetzt nicht; Ihr sollt mein erster Feldoberster sein.“

„Nur unter einer Bedingung nehm' ich Euern Befehl an. Nämlich, daß Ihr mir freie Macht und Gewalt gebt, nach meiner Einsicht zu handeln. Nur Euern Oberbefehl darf ich anzuerkennen brauchen.“

„Ich verstehe Euch! Bibenberg ist Euch nicht gewogen. Laßt ihn, er ist ein alter wunderlicher Mann. Euch soll er keinen Eintrag thun.“

„Ich will Euch nur verrathen,“ sagte die Kurfürstin lächelnd, „daß Euch mein Gemahl Bibenberg's Stelle zugedacht hat, wenn dieses neue Ungewitter glücklich vorüber gegangen ist.“

„Ich weiß die Gnade zu würdigen, hohe Frau,“ erwiderte Kunz, von ihren Worten zu neuen Hoffnungen begeistert.

„Ritter,“ sagte der Kurfürst mit Wärme und legte die Hand vertraulich auf Kunzens Schulter, „bietet alle Kräfte auf, den Sturm der Böhmen abzuwenden; und Ihr seid der Nächste nach mir. Mit dem tollen thüringer Herzog will ich dann leicht fertig werden, und die Narren, die aus dem blödsinnigen Sigismund einen regierenden Herrn machen wollen, verlach' ich.“

„Und doch wird es viel zu thun geben.“

„Und sollte es mich den Kurhut kosten, ich schlage los. Verschluckt hab' ich die Zornwuth, als Wilhelm dem falschen Apel das herrliche Frankenland um einen

Spottpreis an den Hals warf; ich wollte nicht neuen Streit drum anfangen, denn ich liebe den Krieg nicht. Aber es bleibt eine Frechheit, daß er mir zu Trotz und Schmach gerade den Ritter, den ich immer für meinen größten Feind erklärte, um den aller Zwist zwischen uns herkam, mit der Macht und dem Reichthum eines Fürsten ausstattet. Jetzt hat er sich des jungen Laffen, des Grafen Heinrich von Schwarzburg, angenommen und unterstützt ihn mit Geld und Leuten zur Fehde gegen dessen alten Vetter. Und diesem selbst hat er einen Fehdebrief geschickt. Meine Sanftmuth erträgt das nicht länger."

„Wie wird das noch enden?" klagte Frau Margaretha.

„Wenn's auf mich ankommt, zu Euerm Heile, gnädige Frau," erwiderte Kunz. „Wenn ich auch sonst immer zum Frieden rieth, so sehe ich doch ein, daß jetzt Krieg allein helfen kann. Ueberlaßt mir die Rüstung, gnädigster Herr!"

„Ihr habt freie Hand!" versetzte Friedrich, und Kunz ging, seinen Schwager Hildebrand aufzusuchen und mit ihm die Angelegenheit zu besprechen.

Auf seinen Ruf erschienen die ihm befreundeten Ritter des Landes, sich freuend, daß sie unter seinem Befehl kämpfen würden: Dietrich und Heinrich von Kauffungen, seine Brüder, Wilhelm von Schönfels, Niklas Pflug, der Ritter von Meckau. Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera, des Grafen von Schwarzburg Schwiegersöhne, stießen hinzu. Altenburg ward täglich lebendiger. Kunz warb im Lande eine Menge junger Leute zu Streitern und rüstete sie aus. Dazu bedurfte er viel neuer Waffen, und er selbst ritt umher, die Waffenschmiede zu beschäftigen.

Auf dieser Fahrt zu den Waffenschmieden des Landes kam er mit seinem Schweinitz auch nach Grünhain.

„Ihr werdet jedenfalls auch bei dem alten Graubart zusprechen, der meinem Freund Wiland seine jungen Tage versalzt hat?" sagte Schweinitz auf dem Wege. „Er ist der beste und reichste Waffenschmied im Städtchen."

„Ich werde eine gute Bestellung bei ihm machen. Was ist aus dem Knappen geworden? War er nicht unter den Verwundeten in Nürnberg?"

„Ganz recht. Wie toll im Kampf, hatte er bald ein Tüchtiges über den Kopf. Die Nürnberger pflegten ihn wohl, aber als wir abgezogen, lag er noch hart darnieder, und ich weiß nicht, ob er wird davon gekommen sein."

„Du hast ja seiner Dich schon oft angenommen; vielleicht kannst Du was bei seinen Verwandten für ihn thun, wenn er noch lebt."

„Und lebt er nicht mehr, so möcht' ich doch noch den Bergmann todt schlagen und mir das Weibchen nehmen."

„Der Einfall ist nicht übel!" lachte Kunz.

Sie stiegen vor Meister Klinger's blankem Wohnhaus ab. Sein Lederkäppchen abnehmend, schritt dieser aus der Thür und bewillkommte den Ritter. Der Schmied hatte viel von seiner sonstigen Wohlbeleibtheit verloren; seine Stirn war gefurcht, und sein Auge von Kummer getrübt. Frau Christine trippelte auch aus der Thüre, neugierig, wer der hohe stattliche Rittersmann sei. Sie war gealtert, und die Trauerkleidung, in der sie steckte, machte sie vollends zum alten Mütterchen. Indeß sich Kunz zu Klingern

wandte, und mit ihm über die Bestellung redete, trat Schweinitz zu Christinen.

„Nun Mutter," fragte er zutraulich, „für wen habt Ihr denn zu trauern? Ich sehe nicht allein an Euern Kleidern, sondern auch an Euerm und Euers braven Mannes Gesichte, daß Euch ein schmerzlicher Todesfall betroffen hat."

„Wir haben nur ein einziges Kind, eine gute Tochter," erwiderte die Frau mit einem Seufzer. —

„Und die ist Euch gestorben?" fiel ihr Schweinitz hastig ins Wort. „O armer Wiland! das wäre Dein Tod, wenn Du noch lebtest!"

„Wiland!" rief Christine überrascht. „Wiland! Meint Ihr den, der sonst Köhler war am grünhainer Berg?"

„Denselben."

„Und der ist auch todt?"

„Ja, ja, er wird's wohl überstanden haben," sagte Schweinitz gerührt, und wischte sich die Augen. „Er hatte Euere Tochter recht lieb. Nun hat sie der liebe Herrgott im Paradiese vereinigt."

„I bewahre! Meine Tochter lebt ja noch."

„Ihr sagtet doch eben, sie sei todt, und Ihr trauertet um sie."

„Was Ihr wohl gehört habt! Meiner Tochter Ehegespons, der Bergmann Gotthard, ist abgeschieden."

„Der?" — rief der Knappe plötzlich freudig, „den Schurken hat der Teufel geholt?"

„Gott steh' uns bei! was für verruchte Reden führt Ihr doch! Das wollen wir uns verbitten. Habt Ihr denn den Mann gekannt? Er war ein ehrlicher, ein rechtschaffener Mann!"

„Ein Schelm! sag' ich Euch nochmals, und wollt's



ihm in's Gesicht sagen, wenn er nicht schon seinen Lohn empfangen. — Führt mich doch zur jungen Witwe, ich möchte sie gern kennen lernen, hab' ja genug von ihr gehört."

„Ei von wem denn?"

„Nun eben vom Wiland; der war ja in sie verliebt wie ein Hase. Wißt Ihr denn das nicht?"

„Ach, leider hab' ich's nur zu gut gewußt. Und Ihr habt den guten Wiland gekannt? Und er ist todt? O so erzählt mir doch von dem armen Jungen!"

Treuherzig und mit Thränen im Auge berichtete der Knappe von seiner Freundschaft mit dem ehemaligen Köhlerburschen, von ihrer öfteren Unterhaltung über Lenchen, von Wiland's verzweifelter Tapferkeit und seinem wahrscheinlichen Tode. Christinen rannen während der Erzählung die hellen Thränen die Wangen herab.

„Ich weiß wohl," setzte Schweinitz hinzu, „daß der Bergmann Euere Tochter gar unziemlich gehalten hat, und weil ich das weiß, so nannte ich ihn mit Recht einen Schurken."

„Er hat auch seinen Lohn dafür empfangen!" erwiderte Christine vertraulicher.

„Wirklich? Nun das ist Gottes Gericht. Wie ist er denn gestorben?"

„Diesen Sommer in einer gräßlichen Gewitternacht, wie ich noch keine erlebt, so lange mir die Augen aufstehen, gräbt er, statt bei seinem Weibe zu ruhen, allein im Schacht nach Silber, um den Abt darum zu betrügen. Zwei Knappen sind oben gewesen, und in der Mitternachtsstunde haben sie ein Winseln und Heulen gehört, daß ihnen die Haare zu Berge gestiegen sind. Vor dem Sturme haben sie sich in eine Zechenhütte geflüchtet. Und als nun eben die



letzte Stunde vorüber gewesen ist, da hat es noch den gräßlichsten Donnerschlag gethan — wir waren 'alle wach zu Hause und beteten vor Angst und Bedrängniß — und mit dem Donner ist der Schacht zusammengestürzt und hat den Gotthard in sich begraben."

„Das hat der Schacht gut gemacht," sagte Schweinitz. „So viel Vernunft hätt' ich einem Berge nicht zugetraut."

„Das ist noch nicht Alles," fuhr die Frau heimlich fort, und nahm den Knappen bei Seite. „Ich vermuthe noch schrecklichere Dinge, aber ich darf's meinem Manne nicht merken lassen, sonst wird er splittertoll. Am Morgen nach jener Nacht ist ein Holzhacker durch's Muldethal gegangen, da haben die Tatern eben die Leiche der Hexen-Aeltermutter aus dem Wasser gezogen, die hat sich in der Nacht ersäuft, wie mir der Schwalb, ein Junge von jenen Leuten, der beim Gotthard sonst mitarbeitete, erzählt hat. Darauf haben sie das Zauberweib, mit einer Krone auf dem Haupte, auf einen hohen Scheiterhaufen gelegt, und unter Singen und wunderbaren Gebräuchen verbrannt. In der einen Nacht also hat die Hölle eine gute Ernte gehabt, und ich fürchte, ich fürchte, die Sachen haben im Zusammenhang mit einander gestanden."

„Da könnt Ihr recht haben, Mutter," sagte Schweinitz nachdenklich. „Mit dem Gotthard war's nicht richtig, der war ein Teufelskind, wie die Tatern, die ihn ins Land gebracht. Wer weiß wie er mit der alten Hexe gestanden, daß sie zusammen haben sterben müssen. Euer Töchterlein war zu bedauern. Hat sie denn Leibesfrüchte von dem Bösewicht?"

„Gottlob nein! Ihre Ehe war unfruchtbar."

„Desto besser. Wohlan! ruft sie herbei."

Christine rief in die Stube und heraus trat still

und züchtig das niedliche Weib, ihre zarten Glieder in schwarze Kleider gehüllt. Zwar waren ihre Wangen wieder vom Rosenschimmer der Jugend überhaucht, aber ein trüber Ernst spielte in den milden Zügen.

„Dieser Mann bringt uns Nachrichten vom Wiland," sagte die Mutter. Bei Nennung des geliebten Namens erheiterten sich Lenchens Mienen.

„Vom Wiland?" rief sie bewegt. „Wie befindet sich der gute Christoph?"

„Wohl!" erwiderte Schweinitz. „Besser als wir Alle."

„Euere Rede ist dunkel. Erklärt Euch deutlicher!"

„Er ist todt, der arme Junge!"

„Todt!" schrie Magdalena auf. „Weh mir! Nun bin ich erst eine trostlose Witwe!" Sie gab sich dem Ausbruche des heftigsten Schmerzes hin und war für alle Zusprache unempfänglich. Schweinitz stimmte seine Hoffnungen immer weiter herab, bis zuletzt nichts mehr davon übrig war.

Ritter Kunz, mit dem Alten über das Geschäft einig geworden, nahm nun ebenfalls an der Unterhaltung über die Familienangelegenheit Theil und schalt seinen Knecht aus, daß er unvorsichtig Dinge sage, die noch nicht erwiesen wären. Schweinitz hatte seine guten Gründe gehabt, so bestimmt zu reden. Der Ritter schenkte der treuen Magdalena Trost und Hoffnung, mit der Versicherung, daß keine Nachricht von Wiland's Tod bekannt sei.

„Die Nürnberger haben Alles angewandt, unsere Verwundeten zu heilen," setzte er hinzu. „Ich habe seinen Herrn lange nicht gesehen, folglich auch vom Knappen nichts wieder vernommen. Jetzt aber reis' ich zum Ritter Mosen und will Euch sichere Nachrichten über den Burschen zukommen lassen."



„Und was hülf's der Närrin," sagte Klinger, „wenn der Mensch noch lebte? Zum Manne kriegt sie ihn doch nicht. Er ist ein blutarmer Schlucker und macht auf mein bischen Geld Jagd. Das ist aber auch durch die Unglücksehe mit dem Bergmann zusammengeschmolzen. Auch kann ich dem Wiland nicht vergessen, daß er hinter meinem Rücken mit der Lene sponsirt hat."

Diese kurze Entscheidung war geeignet, Lenchens Hoffnung zu vernichten und Schweinitz mit neuer zu erfüllen. Er gedachte am Ende doch noch das Schäfchen zu scheren und merkte sich das Plätzchen, wo die gute Wolle wuchs.

Klinger versprach dem Ritter die Waffen zur bestimmten Zeit selbst nach Altenburg zu liefern, um in seinen alten Tagen noch einmal die Gnade zu genießen, seinen Kurfürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Kunz machte auch bei den übrigen Waffenschmieden Bestellungen und ritt dann weiter.

18.

Die entscheidende Wahl.

Der Ritter setzte seine Fahrt nach der Höhle im Mehltheuer fort, um sich bei den Tatern nach Mosens Aufenthalt zu erkundigen; er hoffte ihn wohl selbst bei der jungen Königin zu finden. Aber die Höhle war leer, wie das Thal. Nirgend eine Spur von einem Zigeuner. Ritter und Knappe ritten wei-

ter, um Mosen aufzufinden und legten in kurzer Zeit den Weg bis zu dessen Burg im Voigtlande zurück. Hier erfuhren sie, daß derselbe nach Thüringen gezogen sei, und ohne sich aufzuhalten, verfolgte Kunz denselben Weg wie vor drei Jahren. Und auch dieselbe Jahreszeit war es, und wieder trübes Herbstwetter. Gedankenvoll ritt Kunz über den Thüringerwald und bedachte bei sich, als er den Frau-Venusberg und ihm gegenüber den Markberg erblickte, der Ereignisse dieser drei Jahre. Sie waren nicht geeignet, ihn froh zu stimmen. Hoffnungen, welche damals mit frischer Kraft so üppig in ihm aufgeschossen waren, kamen jetzt erst zu einer spärlichen Blüthe. Die Erinnerung an seine Verirrung auf jener Reise in der Burg des Ritters Heßberg erfüllte ihn mit Groll und Haß gegen die verführerische Katharina.

Kunz besuchte der Reihe nach seine thüringischen Güter, und wenn es ihm Freude machte, sie in gutem Zustand zu finden, so dachte er mit Kummer daran, daß der neue Krieg und seine Stellung darin sie verwüsten, ja ihm wohl gar entreißen würden.

In Thamsbrück fand er endlich den lang gesuchten Wilhelm von Mosen. Freundlich empfing er Kunzen auf seinem Ritterhause.

„Mosen," sagte Kunz, „Ihr habt zu voreilig mit den Böhmen gehandelt. Es eröffnet sich uns jetzt eine andere und bessere Straße nach unserm Ziele beim Kurfürsten. Er bedarf unserer jetzt mehr als je, und ich zweifle keinen Augenblick, daß ich ihn Euern Wünschen hinsichtlich Euerer Braut geneigt mache."

„Ich bezweifle es," erwiderte der junge Ritter. „Neko schaut klar in das Verhältniß der Dinge; er kennt alle handelnden Personen, auch die Zukunft thut

sich zuweilen seinem Prophetenblick auf. Nur bei Herzog Sigismund sagt er ruhe unser Heil."

„Verlaßt Euch nicht auf solch' thöricht Gerede. Was weiß der Tater von Krieg und Friede? Was weiß er, was deutschen Rittern frommt? Wir müssen besser wissen, was wir mit unsern Schwertern anfangen. Herzog Sigismund ist ein träger, blödsinniger Schmeerbauch, und ich sehe wohl ein, wenn er sein Land hätte, so käme das Regieren an uns. Ich will seine Sache deshalb nicht unbedingt zurückweisen, nur zurückstellen wollen wir sie, bis wir sie zu gelegnerer Zeit wieder in Betracht ziehen können. Jetzt gilt's abwarten, wie die Dinge zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog Wilhelm sich gestalten. Ich bin Feldoberster des Kurfürsten geworden und muß mir vor allen Dingen die Böhmen vom Halse schaffen. Lassen wir also den Herzog Sigismund!"

„Es ist Neko's unerläßliche Forderung, daß dieser seinen Thron erhalte, und der Preis ist der Mühe werth. Er soll mit lebender Stimme Euch anflehen, nicht von unserem Plane zu lassen."

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre des Nebengemachs, und herein schritt prangend in jugendlicher Schönheit Estrella als deutsches Ritterfräulein gekleidet. Sich vor Kunzen verneigend, der sie kaum wieder erkannte, so war ihre damals erst erblühende Schönheit jetzt herrlich vollendet, sprach sie sanft:

„Unser irdisches Glück hängt davon ab, edler Ritter, daß Ihr des Herzog Sigismund's Sache unterstützt; das sagte Euch Neko, und ich wage, es Euch zu wiederholen."

„Schönes Fräulein, ich wollte diese Sache sähe aus wie Ihr. Aber mir kommt sie häßlich und verzweifelt vor."

„Ich darf Euch verrathen, daß sie eine mächtige Stütze und Gönnerschaft hat, den Statthalter von Böhmen. Er würde Euch jede Hülfe zusagen, wenn Ihr Euch mit ihm in Verbindung setzen wolltet. Neko ist sein Beauftragter.“

„Hier meine Hand zum Pfande: ich will auf Euern Wunsch eingehen, doch nur unter der Bedingung, daß Euer künftiger Gemahl, Ihr und Neko die Böhmen vermögt, jetzt nicht eigenmächtig in die kurfürstlichen Länder einzufallen. Ich wehr' Euch nicht, im Stillen fortzuarbeiten; tragt Ihr das Nest voll Zunder, wenn ich mir die rechte Zeit ersehen habe, will ich den Funken schon hineinwerfen.“

„Ich bin Euer mit Leib und Leben;“ versicherte Mosen mit Nachdruck. „Verlangt von mir, was Ihr wollt, ich werd's vollführen, wenn's eine Möglichkeit ist.“

„Und auch meinen Dank werdet Ihr nicht verschmähen, edler Mann,“ fügte Estrella hinzu. „Könnte ich Euern Entschluß doch beflügeln und Euch überzeugen, daß Euer eignes Heil dabei auf dem Spiele steht!“

Kunz reichte ihr die Hand, um sie seiner Freundschaft zu versichern, da wandte sie dieselbe um, blickte scharf in die breite Fläche derselben und schüttelte ernst das schöne Haupt.

„Was ficht Euch an, meine Liebe?“ fragte Kunz.

„Ihr steht am Scheidewege,“ sagte sie feierlich mit dem Blick einer Seherin. „Zwei Gewalten liegen um Euch mit einander im Kampf. Ein schönes Glück winkt Euch, und ein furchtbares Unglück schwebt über Euerm Haupte. Ihr kennt die Wege.“

„Ihr werdet mich noch dazu bringen, gegen mei-

nen Entschluß zu kommen. Doch nein! Erst das Eine abgemacht, dann haben wir Raum zum Andern. Friedrich und Wilhelm müssen sich nicht in den Haaren liegen und sich beide so geschwächt haben, daß sie ohnmächtig auf Sigismund's d. h. unsere Forderungen eingehen müssen. Dabei bleibt's, und Ihr reitet nach Böhmen, Mosen. Und nun gehabt Euch wohl!“

Da das Liebespaar einsah, daß Kunz nicht zu bewegen war von seinem Entschluß abzugehen, so trennte man sich etwas kühl. Kunz kehrte nach Altenburg zurück, Mosen ritt nach Böhmen, Estrella blieb in [illegible]. Der Erstere zog die Heeresmacht des Kurfürsten zusammen, der Andere setzte es beim Statthalter Podiebrad durch, daß die Böhmen sich bis zu günstigerer Zeit ruhig verhalten sollten. Der Kurfürst hatte ihnen schon ein Heer entgegen gestellt und wunderte sich nicht wenig, daß die Feinde, wie Kunz gedacht hatte, ohne Schwertstreich abzogen. Der Ritter stieg dadurch mehr als je in Friedrich's Gunst. Kunz sah sein Weib auf dem Schlosse zu Altenburg mit der Kurfürstin in freundschaftlichem Verhältnisse leben.

„Nichts mehr, Kunz, von dem Briefe Sigismund's!“ sagte Anna zu ihrem Gemahl, „was kann uns dieser ohnmächtige Herr helfen?“

„Aber ich gab Mosen mein Wort, Sigismund's Recht zur günstigen Stunde zu unterstützen. Die Böhmen sind auf seiner Seite. Das fällt schwer in seine Wagschale.“

„Verscherze den sichern Vortheil nicht über den möglichen! Du weißt auch, ich war erst für Sigismund's Plan; ich hab' ihn als ungereimt und trügerisch aufgegeben. Schließe Dich mit Macht dem Kurfürsten an! jetzt ist der entscheidende, langersehnte

Augenblick gekommen. Und Du wolltest Dich der Leitung eines schwachschimmernden Sterns überlassen, da Dir eben die volle Sonne aufgeht? Ich weiß von der Kurfürstin, wie gewogen Dir der Kurfürst ist. Deinem ersten Siege folgt sogleich als Belohnung Deine Anstellung als erster Rath und Minister. Nur durch die größte Vorsicht kannst Du Friedrich's Neigung Dir erhalten und Deinen Einfluß behaupten."

„Den Kurfürsten drängt jetzt die Noth, da weiß er mich zu finden und mir zu schmeicheln; ist die vorüber, mag er sich wieder anders anlassen."

„Deshalb mußt Du Dich jetzt so fest an ihn anklammern, daß er dann an Dich gefesselt ist. Kunz, ich beschwöre Dich, laß die Sache Sigismund's fahren!"

„Ich muß Mosen mein Wort halten; er baut Häuser darauf."

„Du bist Dir der Nächste, und ich und Deine Kinder haben ein größeres Recht an Dich, als jeder Andere. Folge mir, Kunz, ich zeige Dir den rechten Weg!"

„Anna, wohin wirst Du mich führen!"

Zu Deiner Größe!"

Kunz wankte und versprach, Sigismund's Angelegenheit aufzugeben.

---

nen Entschluß zu handeln. Doch nein! Erst das Eine abgemacht, dann haben wir Raum zum Andern. Friedrich und Wilhelm müssen sich recht in den Haaren liegen und sich beide so geschwächt haben, daß sie ohnmächtig auf Sigismund's d. h. unsere Forderungen eingehen müssen. Dabei bleibt's, und Ihr reitet nach Böhmen, Mosen. Und nun gehabt Euch wohl!"

Da das Liebespaar einsah, daß Kunz nicht zu bewegen war von seinem Entschluß abzugehen, so trennte man sich etwas kühl. Kunz kehrte nach Altenburg zurück, Mosen ritt nach Böhmen, Estrella blieb in Thamsbrück. Der Erstere zog die Heeresmacht des Kurfürsten zusammen, der Andre setzte es beim Statthalter Podjebrad durch, daß die Böhmen sich bis zu günstigerer Zeit ruhig verhalten sollten. Der Kurfürst hatte ihnen schon ein Heer entgegen gestellt und wunderte sich nicht wenig, daß die Feinde, wie Kunz gelobt hatte, ohne Schwertstreich abzogen. Der Ritter stieg dadurch mehr als je in Friedrich's Gunst. Kunz fand sein Weib auf dem Schlosse zu Altenburg mit der Kurfürstin in freundschaftlichem Verhältnisse lebend.

„Nichts mehr, Kunz, von dem Briefe Sigismund's!" sagte Anna zu ihrem Gemahl, „was kann uns dieser ohnmächtige Herr helfen!"

„Aber ich gab Mosen mein Wort, Sigismund's Recht zur günstigen Stunde zu unterstützen. Die Böhmen sind auf seiner Seite. Das fällt schwer in seine Wagschale."

„Verscherze den sichern Vortheil nicht über den möglichen! Du weißt auch, ich war erst für Sigismund's Plan; ich hab' ihn als ungereimt und trügerisch aufgegeben. Schließe Dich mit Macht dem Kurfürsten an! jetzt ist der entscheidende, langersehnte

Augenblick gekommen. Und Du wolltest Dich der Leitung eines schwachschimmernden Sterns überlassen, da Dir eben die volle Sonne aufgeht? Ich weiß von der Kurfürstin, wie gewogen Dir der Kurfürst ist. Deinem ersten Siege folgt sogleich als Belohnung Deine Anstellung als erster Rath und Minister. Nur durch die größte Vorsicht kannst Du Friedrich's Neigung Dir erhalten und Deinen Einfluß behaupten."

„Den Kurfürsten drängt jetzt die Noth, da weiß er mich zu finden und mir zu schmeicheln; ist die vorüber, mag er sich wieder anders anlassen."

„Deshalb mußt Du Dich jetzt so fest an ihn anklammern, daß er dann an Dich gefesselt ist. Kunz, ich beschwöre Dich, laß die Sache Sigismund's fahren!"

„Ich muß Mosen mein Wort halten; er baut Häuser darauf."

„Du bist Dir der Nächste, und ich und Deine Kinder haben ein größeres Recht an Dich, als jeder Andere. Folge mir, Kunz, ich zeige Dir den rechten Weg!"

„Anna, wohin wirst Du mich führen!"

Zu Deiner Größe!"

Kunz wankte und versprach, Sigismund's Angelegenheit aufzugeben.

19.

Wiederausbruch der Fehde.

Mit dem Anfange des Jahres 1450 hatte Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg die Stadt Königssee besetzt und behandelte sie als sein Eigenthum. Im Februar starb sein alter Vetter Günther zu Tharand, und dessen Witwe forderte von Heinrich die eingenommene Stadt als ihr Leibgeding, und ihre Schwiegersöhne begleiteten diese Aufforderung mit Drohungen, und der Kurfürst mit einem strengen Befehl.

Heinrich lachte, verstärkte sich, und zog Busso Vitzthum, Christian von Hayna, Georg von Hopfgarten, Christoph von Müchelda, und die Grafen Adolf und Sigismund von Gleichen und noch mehrere andere thüringische Herren auf seine Seite. Zur Antwort schickten diese dem Kurfürsten einen Fehdebrief. Friedrich, erzürnt über diese Kühnheit, schickte dem Herzog Wilhelm diesen Brief mit der Mahnung seine frechen Edelleute zu bestrafen, aber dieser antwortete: er schütze gerechte Ansprüche und edle Männer, welche sich derselbe annähmen; verächtlich sei es, der Wortbrüchigkeit das Wort zu reden.

Das war für Friedrich's Stolz zu viel. Er versammelte seine Vasallen und machte sie mit seinem Entschlusse zu einem baldigen Kriegszuge nach Thüringen bekannt. Ueber diesen Verhandlungen war der Frühling vorübergegangen; mit dem Anfang des Sommers zog Friedrich von Altenburg aus. Das Heer bestand aus vier Abtheilungen, deren Feldoberste, Kunz von Kauffungen, Niklas Pflug, Hermann von



Harras und Hildebrand von Einsiedel waren. Die Blüthe des meißnischen und sächsischen Adels, und viele Edle aus dem Vogtlande und dem Frankenlande waren darunter. Der Kurfürst zog mit Kunzens Haufen. Bei dem Kloster Pforte lagerte er sich und erwartete die anderen Heeresabtheilungen, die aus Meißen und Sachsen dazustießen. Von den thüringischen Rittern, die im vorigen Kriege mit dem Kurfürsten verbündet gewesen waren, stellten sich viele mit ihrer Mannschaft ebenfalls wieder ein. Vom Kloster nach Naumburg zu am Berge an war das Lager aufgeschlagen.

Am zweiten Tage saß Kunz mit seinen Brüdern, Hildebrand von Einsiedel und Wilhelm von Schönfels im Zelte, da stand Wilhelm von Mosen plötzlich vor ihm und schloß ihn in die Arme. Hinter des Ritters Rücken guckte Wiland's munteres Gesicht hervor. Schweinitz sprang erstaunt hinzu und drückte den todt geglaubten und halb auch todt gewünschten Freund ebenfalls brüderlich an's Herz.

„Liebster Schatz, bist Du von den Todten auferstanden?"

„Ach nein, Brüderchen, nur vom Siechbette."

„Ei so erzähle mir doch! dann sollst Du von mir auch etwas Angenehmes erfahren, wenn Du's nicht schon weißt."

„Was soll ich groß Erzählens machen? Die Nürnberger hielten mich wie ein Kind, stopften mir's ein und ich genaß in ihrer guten Pflege. Das fette Leben sagte mir zu, und der gute Wein war mir mundrecht. Da Friede im Lande war, so blieb ich bis zum Herbst, ließ mich füttern und machte ihnen Hoffnung, mich zu ihrem Söldner werben zu lassen; denn sie hätten mich gern gehabt. Wie's aber anfing

winterlich zu werden, empfand ich Sehnsucht nach meinem Herrn, und machte ich mich auf, ihn zu suchen. Das hat mir Mühe gekostet. Als ich ins meißner Land auf seine Burg kam, war er ins Vogtland, als ich da anlangte, war er nach Thüringen gezogen, als ich dort eintraf, war er nach Böhmen geritten. Nun aber hab' ich ihn glücklich ergattert und freue mich, daß ich Dich auch wieder treffe und daß es bald wieder Arbeit gibt."

„Ja, das ist schön, Bruder! Nun laß Dir sagen, daß Dein Lenchen Witfrau geworden ist."

„Was sagst Du! Du hast den Bergmann erschlagen!"

„Ein Mächtigerer als ich."

„Wer hat ihn gemeuchelt? Das fällt mir schwer auf's Herz."

„Narr!" rief Schweinitz lachend, „der Schelm ist nicht gemeuchelt worden. Der liebe Herrgott hat ihn erschlagen mit seinem Donner und Blitz." Und nun berichtete er, was er aus Klinger's Haus wußte.

Wiland wechselte die Farbe mehrmals bei dieser Nachricht und umarmte den Berichterstatter vor Freuden. Von Stund an war er der munterste Geselle im Lager. —

Von Pforte aus theilte sich das Heer in drei Züge. Hermann von Harras schlug sich an der Saale hinauf und fiel in die Besitzungen der Vitzthume in der Umgegend von Jena und Weimar ein. Die Städtchen Magdela und Melding, die Dörfer Kottendorf, Döbritsch und andere um Berka und Tannroda wurden von ihm eingeäschert. Der Kurfürst zog mit Kunzens Heeresarm in die schwarzburgischen Länder und schloß Stadt Ilm ein, in welcher Heinrich von Schwarzburg lag. Kunz griff die Stadt mehremals

nachdrücklich an, aber Heinrich vertheidigte sich wie ein Verzweifelter und schlug die Kurfürstlichen jedesmal mit Verlust zurück. Selbst die kleinen Mörser, eine Art Kanonen, die sie bei sich führten, richteten nichts aus. Nach acht Tagen vergeblicher Belagerung mußte der Kurfürst wieder abziehen; Kunz ging mit einer Rotte nach den Besitzungen der Grafen von Gleichen und warf die Schaaren zurück, die sie ihm entgegenstellten, daß sie sich nicht wieder im offenen Felde sehen ließen. Der Kurfürst zog im schwarzburger Lande umher und verwüstete alle Ortschaften, welche dem Grafen Heinrich anhingen. Kunz stieß in der Gegend von Gotha auf die dritte Abtheilung des Heeres unter Niklas Pflug, der über Eckartsberge, Buttstedt und neben Erfurt hingezogen war und überall blutige Spuren hinterlassen hatte. Denn nicht nur daß auch er verwüstend in die Dörfer eingefallen war, er hatte auch mehre thüringische Ritter mit ihren Haufen zurückgedrängt und rasch das Herz Thüringens erreicht. In nicht länger als zwei Wochen war Wilhelm's Land von den Kriegsvölkern seines Bruders überschwemmt; aber dieser schien es nur auf die Ritter abgesehen zu haben, welche ihm den Fehdebrief überschickt hatten. Vereint fielen die Kurfürstlichen über die Stadt Ohrdruf und ihr Gebiet her, welche dem Grafen Sigismund von Gleichen gehörte und verbrannten sie mit den Dörfern Schwabhausen, Wechmar, Ingersleben und Günthersleben. Wochenlang rauchte die weite Umgegend, und der Brand röthete alle Nächte den Himmel. Schaaren von Landbewohnern zogen hungernd und wehklagend umher, und dieser Strich von Thüringen gewährte das Bild des größten Jammers. Indeß Hildebrand von Einsiedel über die zur Wachsenburg gehörigen Dörfer herfiel, und

Apfelstedt, Holzhausen und Haarhausen unter den Händen seiner grausamen Gesellen in Asche versanken, wandte sich Niklas Pflug der Herrschaft Tonna zu, deren Besitzer der Graf Adolf von Gleichen war. Ein gleiches Trauerspiel bot sich dort den Blicken. Wo die Gräßlichen gewandert waren, bezeichneten rauchende Ruinen der Dörfer ihre Schritte. Der Kurfürst wandte sich mit Kunz nach dem Gebirge und beschoß alle Schlösser seiner Feinde. Eins der schönsten war die Burg Scharfenberg im Ruhlathale, Apel Vitzthum's Eigenthum. Von Waltershausen ging der Heertroß durch die Berge zwischen Winterstein und Schwarzhausen, um das Schloß von der Seite des Gebirges her zu überrumpeln. Aber der Abend brach an, und der Kurfürst befahl im Thale zu rasten. Mit der ersten Helle des Tags sollte der Sturm auf die Burg beginnen. Das schöne Thal der Ruhla, eins der reizendsten im nordwestlichen Thüringerwaldgebirge war mit einem freundlichen Dorfe voll Eisenhämmer, Schmelzhütten und Schmiedeessen geziert. Die hohen waldbewachsenen Berge fielen von allen Seiten in das bald weite bald enge Thal, durch das der starke Ruhlabach rollt. An ihm hin führte die Straße von Scharfenberg nach Altenstein, einem Rittersitze auf der entgegengesetzten Seite des Gebirges. In der Mitte dieser Berge hatte ein deutscher Volksstamm Sitte, Sprache und Kleidung seiner Altvordern treu bewahrt.

Ritter Kunz ließ sich in das nahe Walddorf führen, um bei den Waffenschmieden Einkäufe und Bestellungen zu machen. Unter den Schmiedeknechten fiel ihm ein Mann auf, der nicht zu den Einwohnern zu gehören schien.

Der Mann mit den fremdländischen Gesichtszügen

versetzte auf des Ritters Befragen, daß er ihn wohl kenne und ein Tater jener Bande sei, die sonst zuweilen im nahen Backofenloch gehaust habe, wo der Ritter einst übernachtet. Sein Name sei Eule.

Kunz erinnerte sich seiner und sagte ihm, daß Wilhelm von Mosen mit unten im Thale lagere. Der Tater ging mit, ihn zu begrüßen.

„Wie kommst Du hierher?“ fragte Mosen erstaunt.

„Ich habe meine Wohnung hier aufgeschlagen; in den Bergen ist mir's recht behaglich, und seit die Aeltermutter Chiska todt ist, halten wir nicht mehr zusammen. In der Ruhl hatte ich mir Freunde erworben und arbeite da als Schmiedeknecht.“

„Wie stark ist die Besatzung auf dem Scharfenberg?“ fragte Kunz.

„Ueber hundert Knechte, aber die Burg hat eine andere Stärke.“

„Welche?“

„Des Apel Vitzthum ganzer Schatz, das heißt was er noch im Lande hat, ist in den Kellern der Burg versteckt, ein hübsches Sümmchen; auch ist Bernhard Vitzthum's Frau hinaufgeflüchtet mit ihrer Tochter, die man für das schönste Ritterfräulein in Thüringen ausgibt.“

„Kennst Du das Schloß?“

„Wie die Höhle am Markberg, von der es keine halbe Stunde entfernt ist.“

„So ziehst Du Morgen mit uns hinab.“

Früh brachen sie auf; Eule führte das Heer, und mit Sonnenaufgang begann der Sturm auf der Stelle, die der Tater angegeben. Aber der Berg war steil, die Mauer hoch, und die Besatzung wehrte sich tüchtig. Der Kurfürst, dem Kunz des Taters Bericht



mitgetheilt hatte, war so begierig auf Apel's Geld, daß er die Burg zu beschießen befahl. Auf Eule's Anordnung wurden die Mörser auf den gegenüberliegenden Berg, der von diesem Ereigniß noch jetzt der Schoßberg heißt, gepflanzt und bald stürzten die Mauern von der Gewalt der Kugeln. Am Abend war das Schloß in des Kurfürsten Hand, und Eule führte die Ritter zu den Gemächern und Gewölben. Es fand sich ein solcher Reichthum vor, daß der Kurfürst die Kosten des Kriegszugs damit decken konnte. In diese unwegsamen Thäler hatte der schlaue Vitzthum sein den Thüringern abgeschundenes Geld geflüchtet, und nur Wenige wußten um dieses Geheimniß; auch war der Schatz so gut verwahrt, daß die Burg hätte zerstört werden können, die Gewölbe wären nicht entdeckt worden, wenn der Tater sie nicht gekannt und verrathen hätte. Der Kurfürst belohnte den Mann und behielt ihn als Kundschafter bei sich.

Die gefangene Tochter Bernhard Vitzthum's fand an den Ritter Schönfels einen Verehrer ihrer Reize, so daß sie nicht Ursache hatte, ihr Mißgeschick zu beklagen. Die Burg wurde zerstört und liegt seitdem in Trümmern. Von hier wandte sich Kunzens Heereshaufen nach Norden und traf wieder mit Niklas Pflug's und Hildebrand von Einsiedel's Schaaren zusammen.

Schon nach wenigen Tagen hatte sich des Ritters von Schönfels Herz für die schöne Elisabeth erklärt, und da der Kurfürst sie und ihre Mutter eben auf eins seiner festen Schlösser nach Sachsen bringen lassen wollte, so zauderte der Ritter nicht, mit seiner Werbung um ihre Hand und ihr Herz hervorzutreten. Elisabeth zeigte sich geneigt, seine Wünsche zu

erfüllen, und die Mutter hatte nichts zu bedenken, als die mangelnde Einwilligung des Vaters.

Dagegen war der Kurfürst über des Ritter Schönfels kundgegebene Absicht sich mit der jungen Gefangenen zu vermählen, sehr aufgebracht.

„Nimmermehr," sagte er, „werde ich zugeben, daß Ihr die Tochter eines meiner größten Feinde ehelicht; ich denke aus dieser Gefangenen noch andere Vortheile zu ziehen, als sie zu Euerm Weibe zu machen."

„Gnädigster Herr," versetzte Schönfels empfindlich, „der Krieg der Liebesgötter hat andre Gesetze, als die menschliche Fehde. Minnedienst und Eheluft kennen keine staatliche oder bürgerliche Feindschaft. Mein und Elisabeth's Herz kehren sich nicht an Euern Krieg mit dem Herzog von Thüringen. Deshalb thut uns nicht Unrecht, ich bitt' Ew. Gnaden sehr."

„Was hat sich meine Staatsklugheit um die Herzen verliebter Leute zu kehren?" versetzte der Kurfürst giftig. „Die Gefangene ist mein, und ich werde über sie verfügen. Und redet mir nicht von Unrecht! Solche Worte ziemen Euch nicht Euerm Herrn gegenüber." —

Am folgenden Morgen war Schönfels mit seiner Braut und deren Mutter entflohen, und der Kurfürst forschte vergeblich wohin.

20.

Herzog Wilhelm's Rache.

Während die Heereshaufen des Kurfürsten in Thüringen so übel hausten, brach Herzog Wilhelm von Weimar mit ansehnlicher Truppenmacht auf und fiel — statt seinem Bruder die Stirn zu bieten — in dessen Grenzen, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In Brandrotten abgetheilt, stürzte sich sein Heer über die Dörfer um Altenburg, Zeiz, Naumburg, und warf Feuer in sie. Apel Vitzthum war unersättlich in dieser teuflischen Lust. Dagegen trieb sich der kurfürstliche Parteigänger Hermann von Harras mit der keckſten Kühnheit um Weimar herum, zog sich dann nach Cölleda, und brannte Alles nieder, was Menschenhände gebaut hatten. Der Himmel war ewig wie mit Blut übergossen, die Nächte wurden zum gräßlichsten Tag, das ganze Land dampfte. Sechzig Dörfer leuchteten in einer Nacht in Thüringen wie Fackeln und lichteten sie mit ihrer Glut. Es war nicht anders, als wenn die Flammen alle Wohnungen der Menschen verzehren sollten. Apel Vitzthum und Herman von Harras wurden von den unglücklichen Landbewohnern nur die Brandmeister genannt.

Herzog Wilhelm war vorzüglich über die Schwiegersöhne des verstorbenen Grafen Günther von Schwarzburg erbittert; denn sie hatten diesen neuen Krieg heraufbeschworen. Mit einem starken Hülfsheer, das ihm Markgraf Albrecht von Brandenburg zuführte, beschloß er, Heinrich von Gera zu züchtigen. Er zog deshalb vor Gera, aber Heinrich war dem Kurfürsten

nachgeeilt und hatte seinen Schwager, Graf Ludwig von Gleichen, als Befehlshaber in der Stadt zurückgelassen. Wie nun der Herzog Abends im Lager vor der Stadt lag, wollte ihn Graf Ludwig überfallen. Aber der Markgraf hatte sich für diesen Fall vorgesehen und alle Anstalten zum Empfang Gleichens getroffen. Dieser hatte kaum das Thor der Stadt hinter sich, als er auch schon umzingelt, überwältigt und gefangen genommen ward. Zwar hatte die Mannschaft, welche sich noch in der Stadt befand, als sie sich vom Unglück ihres Obersten überzeugt, die Thore geschlossen und sich in Vertheidigungsstand gesetzt, aber was waren diese ohnmächtigen Anstalten gegen ein Heer, wie das des thüringischen Herzogs? Er wollte nur den Tag abwarten, um den Sturm auf sie beginnen zu lassen. Schon waren die Mörser geladen und die Sturmleitern bereit gehalten, als mit dem Morgengruß der Sonne das Thor sich aufthat, und ein Zug schwarzgekleideter Frauen sich aus demselben auf das Lager zu bewegte. Bald unterschieden die thüringischen Krieger an der Spitze des Zugs eine hohe Matrone mit bekümmertem Antlitz, neben ihr zwei schöne Mädchen. Paarweise folgten die Andern. Angst und Furcht war in ihren Gesichtern ausgedrückt. Die Wachen verwehrten ihnen den Eingang in das Lager nicht, und so schritten sie gleich einem Leichenzuge auf den Herzog los. Ehrfurchtsvoll sich verbeugend, schlossen sie einen Halbkreis um ihn, die Matrone trat hervor, ihn anzureden. Kaum aber hatte der Fürst den Blick auf eine der jungen Damen fallen lassen, welche neben der Sprecherin standen, so gerieth er in sichtbare Verwirrung.

„Die unglückliche Mutter des Grafen Heinrich von Gera wagt es, vor Ew. Gnaden zu treten,“

begann die bejahrte Frau. „Zwar bin ich zagend genaht, Ihr möchtet mich im Zorne ansehen, edler Herzog; aber was unternimmt eine Landesmutter nicht zur Rettung ihrer geliebten Kinder! Ja um Schonung sprech' ich Euch an. Hoheit, laßt dieser armen Stadt, die ich seit vielen Jahren unter meinem Schirm und Schutze blühen sah, laßt sie nicht die Unbill entgelten, die mein unüberlegsamer Sohn Euch angethan! Erbarmt Euch der unschuldigen Einwohner, erbarmt Euch dieser hülflosen Weiber und Töchter unseres Adels! Sie haben nicht wider Euch gefrevelt."

Der Herzog hatte nur Augen für die jugendliche Schöne und kein Ohr für die alte Gräfin. Er gab dem Ritter Kochberg leise Befehle, und dieser trat vor, die Anrede der Matrone im Namen seines Herrn zu beantworten.

„Graf Heinrich von Gera hat sich sehr hart gegen Seine hochfürstlichen Gnaden benommen, denn nicht nur, daß er gegen alles Recht die Erbschaft seines verstorbenen Schwiegervaters behaupten will, die doch nach alten Verträgen und Eiden dem jungen Grafen Heinrich von Schwarzburg zukommt; er hat auch sogar Schimpfreden und grobe Briefe an den Herzog erlassen, der sich nach Billigkeit des übervortheilten Schwarzburgers angenommen. Solche beleidigende Aeußerungen können nicht anders als hart gerächt werden."

„Ich bitte nicht für meinen Sohn; hat er sich gegen Euch vergangen, so mag er die Strafe dulden. Um die Erhaltung der Stadt, um das Leben und Eigenthum ihrer Bürger, um Schonung der Weiber und Kinder flehe ich Euch an, gnädigster Herr. Zu Eueren Füßen, Herzog, will ich Euch beschwören, ver-



schließt Euer Herz nicht der Stimme der Menschlichkeit. Gnade! Gnade für die Unschuldigen!"

„Gnade! Gnade!" riefen alle Frauen und folgten dem Beispiele ihrer Gräfin, indem sie sich auf die Knie warfen und die Hände bittend erhoben.

Der Herzog beugte sich zu dem Fräulein, das seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte, und sagte leise in einem freundlichen dringenden Tone: „Euch, reizende Estrella, gehört nicht dieser Platz! Erlaubt, daß ich Euch emporhebe und zu mir stelle, oder ich könnte vergessen, was mir zukommt und neben Euch knieen, Euch um Euere Liebe anzuflehen."

„Erfüllt den Wunsch der würdigen Frau," entgegnete Estrella, „und Ihr habt Euch ein Recht auf meine ewige Dankbarkeit erworben."

„Gedenkt dieses Wortes!" sagte der Herzog entzückt, und wandte sich zur Gräfin, die verwundert war, was er Heimliches mit dem fremden ihr von Wilhelm von Mosen zur Pflege übergebenen Fräulein zu reden habe.

„Euere Bitte ist Euch gewährt, Gräfin. Gehet hin und schlaft in Frieden; kein Dachziegel der Stadt soll beschädigt werden." Kaum litt er es, daß die gerührte Frau seine Hand ergriff und ihr Dankgefühl darauf überwallen ließ. Er machte sich los, eilte wieder zu Estrellen, um zärtlich ihre Hand zu fassen und sie zum Dableiben zu nöthigen. Aber kaum hatte er die Spitzen ihrer Finger berührt, als es ihn fieberisch durchzuckte und eine seltsame Sehnsucht nach Katharinen seine Seele durchglühte, die sein Blut in zehrendes Feuer verwandelte. Estrella ward in seinen Augen plötzlich so unscheinbar und schien an Reizen Katharinen so sehr nachzustehen, daß er sich abwandte und die Frauen ziehen ließ. Die Belagerung wurde

aufgehoben und der Herzog eilte unverzüglich nach Katharina's Aufenthalt.

Apel Vitzthum hatte wiederum eine Einladung an die Böhmen ergehen lassen. Sein neuer Rachedurst ließ ihn die Noth vergessen, die diese Bundesgenossen dem Lande gebracht hatten. Mochten sie es jetzt eben so toll oder noch schlimmer in Thüringen treiben, er hatte ja keinen Schaden davon. Bereitwillig folgten diese gebornen Feinde Sachsens seinem Rufe.

Der Kurfürst war mit allen seinen Haufen vereinigt, sengend und brennend bis in die Gegend von Weimar zurückgekehrt; Herzog Wilhelm stellte ihm hier ein ansehnliches Heer entgegen, und es sollte jetzt zum ersten Mal im ganzen Kriege zu einer Schlacht kommen, da erhielt der Kurfürst die Nachricht vom Einfall der Böhmen ins Meißnerland, und ohne Säumen brach er auf, dem neuen Feinde zu begegnen. Indeß nun Apel Vitzthum Thüringen durchzog und alle Besitzungen der Anhänger des Kurfürsten verwüstete, verfolgte der Herzog seinen abziehenden Bruder. Von Ersterem hatten vorzüglich Kunz von Kauffungens Güter ein schlimmes Schicksal auszustehen; kein Stein blieb auf dem andern, kein Halm unzertreten. Die Bauern wurden wie Wild gehetzt und erschlagen.

Der Herzog erhielt auf seiner Fahrt die Nachricht, daß Heinrich von Gera, dessen Stadt er verschont hatte, in seinem Rücken in die Pflege Roda verwüstend eingefallen sei; er wollte eben an Apel den Befehl abgehen lassen, demselben zu begegnen, als er von Heinrich ein spöttisches Danksagungsschreiben erhielt, daß er so großmüthig die Dachziegeln von Gera ganz gelassen habe. Wilhelm, wüthend über

diesen Unglimpf, kehrte sogleich um, den übermüthigen Spötter zu züchtigen.

Kaum hatte der Kurfürst die Verwüstung und Einziehung von Kunzens Gütern in Thüringen vernommen, als er dem Ritter die im Meißnischen gelegenen Güter Apel Vitzthum's, das schöne Schloß Kriebstein an der Zschopau und ihm gegenüber das Dorf Ehrenberg und das Schloß Schwickertshain, als vorläufige Entschädigung übergab. In gleicher Weise hatte er schon früher das Apeln gehörige, nicht weit davon gelegene Schloß Lichtenwalde Hermann von Harras überlassen. Kunz mußte dem Kurfürsten dagegen einen Revers mit dem Versprechen ausstellen, die Güter nicht für sein volles Eigenthum anzusehen, und sie auf des Kurfürsten Befehl nach Befinden der Umstände einst bei hergestelltem Frieden an Apeln gegen seine Güter in Thüringen zurück zu geben. Da Kunz erfuhr, daß dieser Schein von Bibenberg und Magdeburg verfertigt und zu Papier gebracht worden war, und sein Inhalt nicht aus des Kurfürsten Seele kam, so unterschrieb er ihn lachend und meinte, in Jahr und Tag sollte die Sache schon anders aussehen. Er nahm die Burgen in Besitz und ließ Schwickertshain mehr befestigen und ausbauen. Die Kurfürstin führte seine Gemahlin selbst in die Schlösser ein. Auf dem hohen Felsenkegel, auf welchem das herrliche Kriebstein liegt, nahm Frau Anna ihren Wohnsitz und schaute berauscht an der Seite ihrer Fürstin, die mehre Tage des angenehmen Herbstes bei ihr verweilte, in das romantische Zschopauthal hinab. Margaretha hatte ihre beiden ältesten Töchter und ihre drei Söhne mitgebracht, und Allen gefiel es wohl bei der theuern Ritterfrau. Kunzens Knaben tummelten sich mit den Prinzen herum und

schienen ihre guten Gesellschafter werden zu wollen. Die Kurfürstin ließ ein Wort fallen, daß sie es gern sehen würde, wenn man die Knaben zusammen ließe. Frau von Kauffungen sah einen ihrer stolzen Träume nach dem andern in Erfüllung gehen und das höchste Ziel ihrer Wünsche vor ihren Augen schweben. Da lag das Zauberschloß irdischer Macht und Größe, sie wurde ihm immer näher und näher geführt, schon hob sie wonnetrunken den Fuß, um über seine Schwelle zu schreiten. — —

Prinz Friedrich erkrankte plötzlich und die besorgte Mutter, die schon ihren ältesten Sohn dem Tod hatte in die Arme legen müssen, brachte ihn in Begleitung ihrer andern Kinder nach Altenburg zurück. Frau Anna nahm gerührt von ihr Abschied. Eine bange Ahnung flüsterte ihr zu, daß ihr Glücksstern von ihr scheide.

21.

Neko's letzter Versuch.

Die eingeladenen Böhmen waren zu Herzog Wilhelm's Heer gestoßen, und die Markgrafen von Brandenburg hatten es ansehnlich verstärkt, so daß es dem des Kurfürsten überlegen war. Ohne Verzug ging der Herzog auf Gera los und schloß den unbesonnenen Heinrich ein. In seinem Gefolge befand sich Katharina von Brandenstein, die er aus Vorsicht, daß sein Herz nicht wieder von einer andern Schönheit gerührt



werde, mitgenommen hatte, auch fühlte er die Unmöglichkeit, sich ferner auch nur einen Tag von ihr trennen zu können.

So wie der Kurfürst Gera's Bedrängniß erfuhr, sandte er einen Theil seines Heeres unter Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug ab, um die Stadt zu entsetzen; er selbst wollte mit der andern Hälfte die Länder der brandenburger Markgrafen angreifen, um sie zum Rückzug zu nöthigen.

Mosen befand sich in Kauffungens Schaar, und nicht eben in rosiger Gemüthsstimmung.

„Kunz, Kunz!“ sagte er, „meine Ahnung sagt es mir, daß Neko wahr geredet. Euer Zaudern verdirbt uns Alles, und bringt mich um Glück und Leben.“

„Ihr seht die Sachen in düstrer Beleuchtung. Euer Vorhaben nach des Taters Wünschen auszuführen, bleibt uns noch alle Tage Zeit übrig; aber ich sage und bleibe dabei, es muß nicht der erste Strick sein, an dem wir uns in die Höhe ziehen wollen; wenn alle andern gerissen sind, muß er uns erst dienen.“

„O!“ erwiderte Mosen traurig, „die eine Folge Euerer Besonnenheit liegt uns schon vor Augen. Estrella ist in Gera, sie wird in des Herzogs Hände fallen, wenn unsere Tapferkeit ihm nicht die Einnahme der Stadt verwehrt.“

„Aber wie kommt Ihr auch auf den Einfall, das Mädchen nach Gera zu bringen?“

„In Thüringen war sie vor seinen Nachstellungen nicht sicher, die Erfahrung hat's bewiesen, auf meiner Burg im Vogtlande eben so wenig, ins Meißnerland zu meiner Mutter konnte ich sie nicht thun, auch mocht' ich sie nicht gern in meiner Nähe haben. Da

übergab ich sie der würdigen Gräfin Reuß von Gera mit dem Vorgeben, sie sei ein Edelfräulein aus Welschland. Die Gräfin übernahm ihre Verpflegung mit dem Versprechen, sie in den Sitten des deutschen Adels zu unterrichten und zu ihrer Gesellschafterin zu machen, und nun wird die Arme das trübe Loos des gräflichen Hauses theilen müssen."

„Laßt uns diesen Umstand einen Stachel mehr sein, die Herzoglichen auf's Haupt zu schlagen." —

Kunz zog sich nach Ronneburg, um die Nacht abzuwarten, und von ihr gedeckt einen Ueberfall auf den Herzog zu thun, der die Hauptstärke seines Heeres längs dem rechten Ufer der Elster aufgestellt, die Böhmen aber auf die entgegengesetzte östliche Seite der Stadt postirt hatte.

Sinnend weilte Kunz, als der Abend dunkelte, an Mosens Seite und überlegte den Angriffsplan für die nächste Stunde. Plötzlich stand Neko zwischen Beiden. Matt und niedergedrückt von der Last des Kummers und des Alters, wandte er sich mit leiser Stimme zu Kunzen.

„Noch einmal komm' ich, Euch zu warnen. Ihr steht am Wendepunkte Eueres Schicksals. Sendet mich als Euern Boten zum böhmischen Feldhauptmann. Das Bündniß soll noch in dieser Nacht geschlossen werden, und in wenigen Tagen stehen Euch so viel Böhmen zu Gebot, als Ihr braucht, um ganz Sachsen und Thüringen damit zu überschwemmen."

Wunderlicher Mann," entgegnete Kunz fast spöttisch, „Dein graues Haar hat Dich nicht vor kindischer Träumerei und Narrheit geschützt. Fürwahr, klug kannst Du unmöglich sein, mir so etwas zuzumuthen. Was meint Ihr, Mosen, sollen wir auch

jetzt des Alten weisen Rath befolgen und die Stadt sammt Euerer Braut dem Herzog überlassen?"

Ungewiß und verlegen zauderte der Ritter mit der Antwort.

„Estrella ist geborgen," fuhr Neko fort; „ihr wird kein Haar gekrümmt werden. Die Ringe werden Dich und Deine Braut vor jedem gewaltsamen Tode schützen, so lange Ihr Euch liebt und sie an der Hand tragt."

„Was Du auch von Eueren Zaubereien berichtest, ich habe keinen Glauben daran, und will mich lieber auf mein Schwert verlassen, sagte Kunz."

„So ist von Dir nichts zu hoffen?"

„Nicht mehr, als was ich versprach."

„So bist Du der dunkeln Macht verfallen, die Herrschaft über Dich gewonnen hat. Die Böhmen hätten Dein Glück gemacht, nun werden sie Dein Verderben bereiten. Möchtest Du so ruhig sein in einer fürchterlichen Stunde, und dann diesen Entschluß nicht bereuen! Mich wird Dein Auge nie mehr schauen."

Mit einem Seufzer wandte er sich; da eilte eine verhüllte Gestalt auf ihn zu und die Ritter hörten eine weibliche Stimme ihn fragen: „Was hat er beschlossen?"

„Es ist Alles vorüber!" erwiderte Neko schwermüthig.

Die Verschleierte warf sich vor Kunzen nieder, umfaßte seine Knie und rief: „Erbarmt Euch Sigismund's um Gotteswillen!"

„Bist Du wahnsinnig?" rief Neko, und ergriff sie bei den Armen, um sie wegzureißen. „Dieser Mann hat kein Herz für Andere; stolz folgt er nur den Planen seines Ehrgeizes."

„Ich lasse ihn nicht! Ich muß ihn erweichen!" fuhr das Weib mit steigendem Affekt fort.

„Wer seid Ihr?" fragte Kunz unwillig, das Geheimniß an ein Weib verrathen zu sehen. „Was kümmert Euch mein Handeln? Was der Herzog Sigismund? Wir Beide haben nichts gemein mit einander."

„Ihr kennt meinen Namen; ich bin Isidore von Lohma."

„Und habt Lust Herzogin zu werden," antwortete Kunz mit Hohn, wandte sich und ging, seinem Heere Befehl zum Aufbruch zu geben.

Vernichtet durch dieses Wort war Isidore zu Boden gesunken. Tröstend hob sie Neko auf und sagte halb laut: „Ruhig, ruhig, wenn auch das Herz bricht! Unser Loos ist entschieden, wir können nichts mehr daran ändern. Aber auch dieser Mann ist seinem bösen Schicksal verfallen. Er meint zur sonnigen Höhe emporzusteigen und schreitet dem finstern Abgrund zu." Und schweigend wanderten sie durch die Nacht nach Rochlitz zu.

22.

Kunz von Kauffungens Gefangenschaft und Gera's Erstürmung.

Still ging der Zug des kurfürstlichen Heeres über die kleine Strecke Landes bis nach Gera. Die Nacht war dunkel und nur die Wachfeuer verriethen das



Lager der Böhmen. Kunz gab das Zeichen zum Angriff. In wenigen Minuten waren die wachsamen Böhmen in den Waffen, und ein hartnäckiger Kampf begann, den die Finsterniß nur noch wilder und gräßlicher machte. Der Freund erkannte den Feind nicht und schlug wohl auf seinen Genossen; die Büchsen knallten und die Hörner der Böhmen heulten durch die Nacht. In der Stadt ward es lebendig, und das Thor öffnete sich. Zu gleicher Zeit drängten der brandenburger Markgraf von der einen und Herzog Wilhelm von der andern Seite heran. Heinrich von Gera, der einen Ausfall that, wurde von der Uebermacht der Feinde wieder in die Stadt zurückgeworfen; ein Theil von Kunzens Haufen, worunter auch Wilhelm von Mosen war, drang mit hinein. Die Verwirrung war groß. Kunz aber hieb sich durch die Feinde und würde entkommen sein, wenn nicht Albrecht's Schaar ihm entgegengekommen wäre. Die Böhmen fielen ihm in den Rücken, rissen ihm die Waffen aus den Händen und schleppten ihn als Gefangenen in ihr Lager. Dort fand er seinen Gefährten Niklas Pflug, der schon vorher bezwungen worden war. Kunz begegnete der peinlichen Gesprächigkeit Pflug's mit düsterem Schweigen. Am folgenden Tage ließ sie der Feldherr der Böhmen mit starker Bedeckung nach seinem Vaterlande abführen. Kaum waren sie fort, so befahl der Herzog Sturm auf die Stadt zu laufen. Aber haufenweise stürzten seine Krieger von den Sturmleitern in die Gräben herab; selbst die Böhmen wurden zurückgeschlagen und verloren den Muth einen zweiten Sturm zu wagen. Die Herzoglichen hatten eine Menge Leichen, deren Zahl Apel Vitzthum jedoch dem Herzog verbarg, der seinen Unmuth über das Fehlschlagen seines Plans in Katharina's Armen zu vergessen suchte.

Am andern Morgen trat Apel an ihres Feldherrn Hand unter die Böhmen und forderte sie zum neuen Sturm auf. Auf eigene Faust versprach er ihnen, daß sie die eroberte Stadt plündern und alle Beute allein behalten sollten; in Sengen, Brennen und Morden würde kein Befehl ihnen einen Ziel setzen, Weiber und Mädchen sollten ihr Eigenthum sein und sie mit Allem, was sie fänden, nach Belieben schalten könnten. Von diesem Versprechen und der Fülle des Weins, der ihnen gereicht wurde, angefeuert, erklärten sie sich zur Wiederholung des Sturmes bereit. Die Büchsen donnerten, die Hörner gaben das Zeichen zum Angriff, rasch warfen sie die Leitern an die Mauer und stürmten von allen Seiten wie Rasende hinauf. Und ob auch Hunderte wieder todt herabstürzten, immer drängten neue nach, und die Belagerten fielen vom Todesstoße getroffen. Ueber ihre Leichen hin stiegen die Böhmen in die Stadt, Schwarm auf Schwarm drängte nach, und der Kampf erneuerte sich in den Straßen. Andere sprengten von innen die Thore auf, und die Markgräflichen und Herzoglichen zogen, Apel an ihrer Spitze, ein. Wilhelm blieb im Zelte bei Katharinen. Nun begann ein empörendes Blutbad. Nicht nur, daß die Krieger des Grafen Reuß auf den Straßen und in den Häusern niedergemetzelt wurden, selbst Kinder und Greise fielen unter den Schwertstreichen der Feinde; Frauen und Jungfrauen wurden von den Gräßlichen geschändet und dann ihrer Mordlust geopfert. Blut floß durch alle Straßen, das Brüllen der Mordgesellen und das Winseln der Sterbenden erfüllte die Luft; bald gesellte sich das Prasseln der Flammen und das Krachen der zusammenstürzenden Häuser dazu. Die Sieger überboten sich in allen unmenschlichen Scheußlichkeiten,



und Apel Vitzthum war ihnen Vorbild und Aufmunterer. Immer schrecklicher raseten Tod und Verbrechen in Häusern und Straßen, immer wilder prasselten die Flammen, und bald brannte die ganze Stadt. Ein Haufe der unglücklichen Einwohner hatte sich in die damals kleine St. Salvatorkirche geflüchtet, um am Altar Schutz zu suchen. Aber Apel ließ Feuer an die Kirche legen, und da ihre Mauern nicht schnell genug einstürzten, Kanonen auf sie abfeuern. Da begruben die Wände die unseligen Opfer. Ueber sechstausend Menschen, Krieger und Bewohner der Stadt wurden durch Schwert und Feuer hingerafft. Heinrich von Gera selbst gerieth mit vielen Rittern in Gefangenschaft der Böhmen, und wurde nach Prag gebracht, wo er nicht lange darauf an der Pest starb.

Die Erstürmung und Verbrennung Gera's ist das scheußlichste Blatt in der thüringisch-sächsischen Geschichte, ein Bild voll Greuel und Schande.

Wilhelm von Mosen hatte ein Häuflein seiner Leute um sich versammelt; in ihrer Mitte hielt er auf seinem Rosse, die geliebte Estrella im Arme. Vor sie hatte sich der getreue Wiland gestellt, entschlossen sein eigenes Leben für das ihrige zu opfern. So hatten sie sich nach dem südlichen Theil der Stadt bis an das weida'sche Thor zurückgezogen, und als nun der Hauptsturm von Westen her brauste und im Kampfe keine Rettung zu hoffen war, da riß Wiland mit einigen Kampfgenossen das Thor auf, und die kleine Anzahl sprengte hinaus. Kaum aber hatten sie das Freie erreicht, als die Herzoglichen über sie herfielen. Wie tapfer auch die treuen Krieger kämpften und sich Bahn brachen, es sank einer nach dem andern sterbend vom Pferde. Wiland blutete aus mehrern Wunden, endlich stürzte auch er, und über ihn hin

setzte Mosens Pferd und erreichte, von keinem Feinde mehr verfolgt, das weite Feld.

23.

Apel Vitzthum's Sturz und der Friedensschluß.

Herzog Wilhelm schauderte, als er am folgenden Morgen über die Leichenhaufen schritt, er erbebte als er die brennende Stadt, die zerstörten Kirchen sah, und sein Herz wallte vor Zorn und Unmuth über, als sein Befehl, dem Greuel Einhalt zu thun, von den Böhmen verlacht wurde, die sich darauf beriefen, daß Apel Vitzthum ihnen Alles erlaubt und Alles preisgegeben habe. Das hatte der junge Fürst nicht gewollt, und den unmenschlichen Mißbrauch der Gewalt, welche er Apeln verliehen, zum erstenmal erkennend, ergrimmte er über den grauen Bösewicht. Unverzüglich entließ er an Apeln den Befehl vor ihm zu erscheinen. Katharina schürte mit spöttischen Stachelreden die Flamme seines Zorns. Seit Apel sie in Koburg in Stich gelassen, trug sie den glühendsten Haß gegen ihn in der Brust verschlossen, auf die Stunde wartend, wo sie ihn demüthigen könnte. Diese Stunde schien ihr gekommen. Leise wie ein Raubthier schlich sie unvermerkt an ihr Opfer heran. Der alte Schlaukopf hatte das Eine nicht bedacht, daß ein buhlerisches herrschsüchtiges Weib ihre Macht über einen hochgestellten Mann mit Niemanden theilen wird. Der sie empor gebracht, mußte durch sie stürzen. Schon hatte sie in den Stunden, wo der Herzog ihr

ganz anheim fiel, Apel's Boden unterwühlt, und der Ton, den sie anschlug, klang beim Herzog wieder. Es konnte dem Stolzen nicht gleichgültig sein, von ihr als ein unselbstständiger Knabe bespöttelt zu werden.

Apel kam auf den erhaltenen Befehl nicht, und je länger Wilhelm warten mußte, je höher stieg seine Wuth.

„Seht Ihr den getreuen Knecht!" lachte Katharina. „Nicht umsonst habt Ihr ihn zum Herrn des Frankenlandes gemacht; er weiß den Fürsten gut zu spielen. Seine Befehle, merk' ich wohl, gelten mehr, als die Euerigen."

„Er soll einen Verweis erhalten, wie noch nie, und empfinden, daß er mein Diener und Vasall ist und meine Güte mißbraucht hat."

„Ihr werdet ihm nicht viel anhaben! Er weiß schon von welcher Art die Steine sind, die ihr ihm in den Baum werft."

Der Herzog schickte neue Boten nach dem saumseligen Minister. Sein Blut kochte, und Katharina stachelte ihn immer stärker. Apel trat endlich in das herzogliche Zelt.

„Warum bist Du nicht gehorsam meines Wortes?" donnerte ihm der Herzog entgegen. „Ich ließ Dich sogleich zu mir entbieten, und Du kommst zwei Stunden nachher!"

Apel sah zweifelhaft bald den Herzog bald Katharinen an, und konnte kaum das Lachen unterdrücken über Wilhelm's ungewohnten Ton. Aber als er in Katharina's Augen sah, erkannte er den Feind, den er zeither nur geahnet hatte.

„Ich begreife nicht," wandte er sich mit einem unwilligen Tone zum Herzog, „wie Ihr mein Ausblei-

den übel deuten könnt; war ich doch nur in Euerem Dienste und kam demselben treu nach."

„Hast Du wieder Weiber und Säuglinge gemordet; hast Du die Gotteshäuser vollends niedergebrannt und die Heiligenbilder zerschlagen? Ungeheuer, wer befahl Dir das?"

„Herzog, vergeßt Euch nicht gegen meine grauen Haare!" erwiderte Apel mit verbissener Wuth.

„Du hast recht!" rief Wilhelm zornglühend weiter. „Ich will es nicht vergessen, daß ich Dein Fürst und Gebieter und Du mein Diener und Vasall bist. Darum geh' mir aus den Augen; ich möchte sonst nicht an die Dienste denken, die Du mir gethan. Geh' und wage nicht eher vor mir zu erscheinen, bis ich Dich rufen lasse."

Apel warf Katharinen einen tödtlichen Blick zu und verließ das Zelt. Sie verstand diesen Blick und befahl ihrem Knappen leise: „Cäsar, laß diesen Mann nicht aus den Augen, berichte mir genau wohin er geht, mit wem und was er spricht!"

Am Abend brachte Cäsar die Nachricht, daß Apel viel Wein getrunken, dann in die Stadt gestürzt sei, und die Krieger zu noch größerer Wuth zu entflammen gesucht habe. Jetzt sitze er bei seinen Brüdern und Bernhard von Kochberg im entlegensten Zelte an dem Elsterufer, und speie Gift und Galle gegen sie und den Herzog.

Katharina eilte zu Wilhelm, faßte seinen Arm und sagte: „Kommt schnell, Lieber, Ihr sollt wichtige Dinge vernehmen!"

Verhüllt schritten sie in der Dunkelheit Cäsar nach. Der vor dem Zelte stehenden Wache gab sich der Herzog zu erkennen und entfernte sie. Ungehin-

dert traten sie an die Leinwand, hinter welcher die vom Weine erhitzten Gesellen lärmten.

„Und ich sag's Euch noch einmal und will's Euch noch hundertmal sagen, und wenn's Euch zu todt ärgern sollte: die Katharina ist eine schlechte Metze!“ eiferte Apel auf Bernhard von Kochberg los.

„Sie ist meine Schwägerin!“ entgegnete dieser, „und ich leid' es nicht, daß Ihr sie beschimpft.“

„Habt Geduld, ich will ihr schon einen Balken in den Weg legen, über den sie den Hals brechen soll. Hab' ich sie aus dem Staub gehoben, werf' ich sie auch wieder hinein.“

„Weil sie nicht nach Euerer Pfeife tanzen will, sondern sich selbst Pfeifen aus dem Rohre schneidet.“

„Sie und kein Mensch weiter hat den Herzog auf mich gehetzt, und das soll sie mir entgelten!“

„Ihr habt's darnach gemacht!“

„Und wenn ich das Land abgebrannt hätte, so durfte mir der Knabe nicht kommen. Aber sie sollen's Beide merken, wen sie ins Bein gebissen haben.“

„Ihr werdet dem Herzog die Nägel nicht von den Fingern brennen!“ höhnte Kochberg.

„Ich kenne mich nicht vor Wuth! Erst stielt mir der Kurfürst vom Scharfenberg mein wohlerspartes Eigenthum —“

„Das Euch die Thüringer aufzuheben gegeben,“ spöttelte Kochberg fort.

„Ihr hängt den Mantel nach dem Wind!“ brüllte Apel. „Man hört's Euch an, daß des Herzogs Metze Euere Schwägerin ist. Sie wird Euch bald zum Minister ihres Buhlen machen.“

Der Herzog konnte sich nicht länger halten. Mit bloßem Schwerte, Tod schnaubend, stürzte er in das Zelt. Erschrocken sprangen alle Ritter auf, Apel aber



hatte seinen Feind ersehen, zog schnell auch sein Schwert und erwartete gefaßt den Angriff.

„Elender! Deine Stunde hat geschlagen!“ rasete der Herzog und wollte auf ihn einhauen, aber Katharina hatte sich an seinen Arm gehängt, und rief dazwischen:

„Wilhelm, bedenke, daß er unwürdig ist von Deiner Hand zu sterben. Ueberlaßt ihn seiner Schande!“

„Du hast recht!“ erwiderte der Fürst. „Sein Blut würde mein Schwert verunehren. Fort, alter Wicht! Erbärmlicher, auf den ich alle Wohlthaten gehäuft! Fort aus meinen Augen! Hüte Dich, daß Du wieder in meine Nähe kommst, sonst laß ich Dich von meinen Troßbuben peitschen.“

„Erspart Euere Galle!“ erwiderte Apel, und verzog keine Miene seines steinernen Gesichtes. „Ich bin ohnedies Eueres Dienstes überdrüßig, seit Ihr einen Unterrock als Leitseil in Händen habt. Ritter Kochberg, Ihr paßt Euch besser dazu; nehmt meine Stelle ein und begebt Euch unter den ehrbaren Schutz einer tugendhaften Schwägerin.“

Damit verließ er das Zelt hohnlachend. —

Am andern Morgen verlautete, daß er nach Rom gereist sei, um sich dem Papst zu empfehlen. Seine Brüder und Andere seines Anhangs verließen das Heer und von der ganzen Sippschaft blieb Kochberg fast allein übrig. Der schlaue Mann ersah seinen Vortheil, und der schönen Katharina schmeichelnd, stieg er täglich in der Gunst des Herzogs und war bald, Apel's Prophezeihung wahr machend, sein einziger geheimer Rath.

Vollbracht war durch ein einziges Weib das Werk, woran der mächtige Kurfürst, der tapfere Kunz von Kauffungen und viele gewichtige Männer vergeblich



gearbeitet hatten, zu dessen Vollführung so vieles Blut geflossen und Tausende arm und unglücklich geworden waren.

Die Böhmen ließen sich keinen Einhalt thun; sie zogen nicht eher ab, bis Alles ausgeplündert und das unglückliche Gera ein Stein- und Aschenhaufen war.

Die greuliche Zerstörung der ansehnlichen und wohlbegüterten Stadt rief im ganzen Reiche einen Schrei des Entsetzens hervor. Jedermann nahm Aergerniß an der barbarischen That. Der Erzbischof von Mainz forderte den Kaiser im Namen aller Kurfürsten auf, dem fernern Unheil dieses unchristlichen Bruderkriegs mit den ernstlichsten Maßregeln zu steuern. Schon in der nächsten Woche erschien eine Gesandtschaft des Kaisers, durch die Räthe des Erzbischofs verstärkt, im herzoglichen und im kurfürstlichen Lager. Ein kaiserlicher Brief bedrohte jeden Fürsten, der noch eine Feindseligkeit gegen den andern beginge, mit der Reichsacht, und der Unwille der Reichsstände sprach sich so stark aus, daß die fürstlichen Brüder, zu spät von ihrem Wahnsinn erwachend, sich genöthigt sahen, friedliche Gesinnungen zu zeigen. Der Kurfürst war um so eher zur Vereinigung geneigt, weil der größte Stein des Anstoßes, Apel Vitzthum, entfernt war. Am 28. October fand eine Versammlung zu Krimmitzschau statt, die einen Waffenstillstand zur Folge hatte. Der Landgraf von Hessen kam wieder mit andern Fürsten, weltlichen und geistlichen, herbei. Das Friedensgeschäft wurde mit Eifer betrieben; kein listiger Rath verhinderte es mehr. Dem Herzoge waren endlich die Augen aufgegangen. Erst jetzt wagten seine wahren Freunde ihn mit Apel's Ränken und Schwänken bekannt zu machen. Wilhelm erstaunte über das Uebermaß aller Bosheit und Niederträchtig-

keit des gestürzten Ministers und über seine eigene Verblendung.

Im Januar 1451 kamen die Brüder mit ihren Schwägern und Räthen, den kaiserlichen und erzbischöflichen Gesandten und einer Menge ihrer Lehnsleute zu Naumburg zusammen. Reuig sank Wilhelm an Friedrich's Brust. Beide verziehen sich und ihren Räthen und Vasallen alle Unbill und geboten eine Aussöhnung unter Allen auf ewige Zeiten. Der Friede wurde mit Herzlichkeit geschlossen und gehalten. Niemals veruneinigten sich die Brüder mehr. —

Die Gefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt; unter ihnen war Graf Ludwig von Gleichen. Aber sein Schwager Heinrich von Gera blieb in den Händen der Böhmen bis er starb. Man mußte dem unbändigen Volke alle gemachte Beute und Gefangenen zugestehen, um sie zum Abzug zu bewegen.

Die schwarzburgischen Erbstreitigkeiten wurden erst nach drei Jahren ins Reine gebracht.

24.

Kunz von Kauffungen in der Gefangenschaft.

Die böhmischen Ritter nahmen mit ihren Gefangnen, Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug, den Weg über Kirchberg und überschritten zwischen Schwarzenberg und Grünhain die Grenze. An derselben lagerte sich der Trupp. Es war ein mäßiger Hügel, der nach Osten hin die Aussicht auf das Kunzen wohlbekannte Thal gewährte, an dessen rechter Seite

das neue Bergwerk und an der linken die Köhlerhütten standen. Der Spätherbst hatte die Bäume entblättert und die Wiesen gegilbt. Düster lag das Thal vor ihnen.

In dumpfes Brüten versunken, hatte Kunz nicht bemerkt, daß ein altes Bettelweib aus dem nahen Walde auf sie zugehinkt war und die Böhmen um eine Gabe angesprochen hatte. Erst als sie zu ihm kam und ihn auf die Schulter klopfte, fuhr er wie aus einem Traume auf und erschrak vor dem häßlichen Gesicht. Es war ihm als hätte er das Weib schon einmal gesehen; sie war unverkennbar eine Zigeunerin.

„Was willst Du von mir, alte Hexe?" fragte er mürrisch.

„Dich an Dein Schicksal mahnen!" erwiderte sie.

„Geh' zum Teufel, Deinem Vater!" fuhr der mißvergnügte Ritter auf. „Was plagt mich doch stets das schmutzige Tatervolk? Ich will nichts wissen von Euch!"

„Hättest Du auf Neko gehört, Du lägst nicht hier, und der Berg da vor Dir und dies Thal würde für Dich keine so schlimme Bedeutung haben. Kunz, merke Dir den Platz da unten! In Freiberg sehen wir uns wieder!"

Es überlief den Ritter kalt; er wußte nicht wie ihm geschehen war. Das Weib war in den Wald zurückgekehrt, und er in einen seltsamen Zustand versunken, der ihm den Blick für die Außenwelt nahm und nach innen kehrte. Die Erinnerung an jenen Abend in der Höhle am Markberg wurde ihm sehr lebendig. Die graunvollen aus der Glut erwachsenen Bilder tauchten wieder in ihm auf und gewannen neuen Glanz. Das wogte und webte Alles so un-

heimlich durcheinander, und dieweil eine unbesiegbare Müdigkeit wieder wie damals auf seine Augenwimpern drückte, glühte ein wundersames Leben in ihm auf. Erst der Aufbruch der Böhmen brachte ihn wieder zur Wirklichkeit zurück. —

Die gefangenen Ritter wurden nach Prag gebracht und erhielten ehrenvolle Haft. Trübe und einförmig gingen ihnen die Tage und die Wochen hin. Keine Nachricht aus der Heimath drang zu ihren Ohren. Eines Tages wurde die Thür von Kunzens Gefängniß geöffnet und herein trat Wilhelm von Schönfels. Freudig überrascht über das Erscheinen des Freundes, eilte Kunz auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

„Hat Euch Euer Unglücksstern auch nach Böhmen geführt?“ rief er aus.

„Nein, mein Glücksstern,“ erwiderte Schönfels. „Böhmen hat mich zum glücklichen Gatten gemacht und mir an der Seite meines guten Weibes ein schönes Loos beschert, das mir Euer Kurfürst hämisch entreißen wollte.“

„Ihr seid schon verheirathet?“

„Wie ich Euch sagte. Ich bin im Begriff nach Franken und Thüringen zu gehen, um meine Güter zu verkaufen und dann in Böhmen meinen Wohnsitz für immer aufzuschlagen.“

„Wie habt Ihr so schnell Bernhard Vitzthum's Einwilligung erhalten?“

„Er ist hier mit seinem ganzen Hause. Wißt Ihr nicht, daß alle Vitzthume beim Herzog Wilhelm in Ungnade gefallen sind?“

„Kein Wort!“ erwiderte Kunz erstaunt.

Schönfeld erzählte Apel's Schicksal, das ein gleiches seiner Brüder zur Folge gehabt hatte, und Kunz konnte sich vor Verwunderung kaum fassen.

„Dem Kurfürsten," schloß Schönfels seine Rede, „bleibt übrigens meine Rache gewiß. Aufgeschoben ist noch nicht aufgehoben. Er soll einen an mir bewiesenen fürstlichen Uebermuth bereuen, so wahr ich ein Ritter vom alten Schrot und Korn bin."

„Was wollt Ihr ihm anhaben?"

„Glaubt mir, die Böhmen sind ihm alle gram, und der Statthalter am meisten. Ich habe mehr als eine Unterredung mit ihm gehabt. Man muß dem Manne recht geben. Des Kurfürsten mildes Wesen ist doch weiter nichts als Katzentücke. Denkt nur an die Gewalt, die er seinem Bruder Sigismund anthut. Wäre dieser ein thatkräftiger Herr, man wäre der Erste von seiner Partei, um ihm zum Regiment zu verhelfen. Nicht übel sagt das Sprichwort: stille Wasser sind tief. Beim Kurfürsten trifft's wahrlich ein; denn er hat die Tücke faustdick hinter den Ohren sitzen, indem sein Mund Euch schmeichelt."

„Euere Erbitterung macht Euch zu streng gegen den Kurfürsten. Ueber seine Handlungsweise gegen den Herzog Sigismund läßt sich nicht gerecht urtheilen, da die nähern Umstände dieses Verhältnisses unbekannt geblieben sind."

„Kunz, ich befürchte, daß Ihr mir zu spät einst beistimmen werdet. Euch lockt der Ruhm, und der schlaue Kurfürst versteht Euch zu benutzen. Aber der Friede ist im Werk. Bibenberg hält zu den kaiserlichen Räthen, und Magdeburg arbeitet mit ihnen die Friedenspunkte aus. Eurer wird man wahrlich nicht dabei erwähnen."

„Ihr sprecht wie mein Ohm, der Bischof von Meißen, und ich kann Euch in mancher Hinsicht nicht ablegen. Erwarten wir was die Zeit bringt und welchem von uns sie Recht gibt!"



Schönfels nahm Abschied, und in Kunzens Seele wuchsen bange Besorgnisse. Die Schatten der Einsamkeit lagerten sich in seinem Gemüth ab, und so leicht auch seine Haft war, so machte er doch selten von der Erlaubniß des Statthalters, sich zu zerstreuen, Gebrauch. Dann kamen ihm auch helle Stunden, wo ihm die Hoffnung zuflüsterte: er habe ja vom Kurfürsten und dessen Gemahlin das Versprechen, daß er nach beendigtem Kriege zu den höchsten Ehrenstellen gelangen solle. Die Speculation auf den Herzog Wilhelm gab er auf, seit er wußte, welche Macht die ihm verhaßte Katharina auf den jungen Fürsten ausübte. Oft trat zu diesen Bildern in der bewegten Seele des Gefangenen noch das des Herzogs Sigismund und das Versprechen, daß er dem Ritter Mosen gegeben.

Die Böhmen forderten für ihn und Niklas Pflug ein großes Lösegeld. Schon war der Bote an den Kurfürsten abgeschickt, um ihm die Summe zu melden. Mit Ungeduld erwartete Kunz die Wiederkehr desselben. Aber erst wurde der Friede in Naumburg geschlossen, eh' am kurfürstlichen Hof von der Auslösung der Gefangenen die Rede war, und Kunz mußte den Anfang des Winters in der Gefangenschaft erleben.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Fünfter Band:

Kunz von Kauffungen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.



Kunz von Kauffungen.

Von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.



1.

Estrella's Zuflucht.

Aus Todesschrecken gerettet, war Wilhelm von Mosen mit dem geliebten Mädchen auf wohlbekannten Wegen nach der Burg Kauffungen geeilt, die sich seinem bedrängten Geiste als erster Zufluchtsort darbot. Nach überstandener Angst schmiegte sich die holde Braut an ihn, sein Gesicht ruhte auf ihrem Nacken, sein Hauch bewegte ihre Locken, und oft bog sie sich rückwärts, und ihr frischer Mund begegnete dem seinen. Als ob es wisse, welche Last ihm aufgebürdet sei, strich das muntere Roß flüchtig aus, trug das glückliche Paar durch die Wellen der Mulde und hielt erst im Hofe der Burg den Lauf an.

Anna, nach der Kurfürstin Entfernung von Kriebstein hierher zurückgekehrt, trat ihnen mit angstbeklemmtem Herzen entgegen. Seit Margaretha's Scheidekuß hatte dieses unerklärliche Bangen ihre Brust nicht mehr verlassen. Bleich und doch mit Standhaftigkeit hörte sie von Mosen die Gefangennehmung ihres Gemahls. Kein Klagewort schlüpfte über ihre Lippen; vielmehr küßte sie, den Schmerz bekämpfend, Estrellen auf Stirn und Mund, hob sie vom Pferde, und führte das liebende Paar in die Gemächer. Erst als ihre Knaben, jubelnd über die

Ankunft der Gäste, ihr entgegen sprangen, rollten ein paar Thränen von ihren Wangen und zeugten von der Größe ihres Schmerzes.

„O, Frau Anna," rief Mosen bitter, „hätte er jemals auf meine Stimme, auf den Rath des Freundes gehört, es würde jetzt ganz anders mit uns stehen!"

„Tadelt ihn nicht!" erwiderte die Zerknirschte ernst, im Bewußtsein, daß sie selbst ihrem Gatten widerrathen, Mosen's unsichern Planen zu folgen. „Er hat nach Ueberzeugung und Pflicht gehandelt."

„Ein warnendes und rathendes Wort hätte er nicht verachten sollen."

„Ein Höherer lenkt unsere Schicksale, wir wollen nicht mit einander rechten. Hat Euch doch auch ein wunderbares Geschick zu diesem liebenswürdigen Kinde geführt. So leiten die ewigen Mächte unsere Schritte, wir schwachen Menschen sind nur das Werkzeug zur Vollbringung ihres Willens."

„Ein fürchterlicher Glaube, der uns allen freien Willen raubt!" sagte Mosen.

„Und doch ist er auch der meine und der, welcher am meisten tröstet," flüsterte Estrella ihm zu. „Hast Du es nicht oft genug von Neko gehört, daß die Sterne allein unsere Führer sind?"

„Aber Kunz konnte einen andern Weg gehen, der ihn zum glänzendsten Glück geführt hätte. Neko bot ihm so oft die Hand dazu, und hartnäckig schlug er sie stets aus."

„Die innere Nothwendigkeit, die Ihr freien Willen nennt, hat ihn getrieben."

„Der Kurfürst wird ihn auslösen und ihm sein Versprechen halten," sagte Anna sich selbst tröstend,

obgleich ihre düstre Ahnung ihren Worten nicht beistimmte.

„Vertraut nicht zu viel auf Versprechen und Zusagen des Kurfürsten!“ warnte Mosen. „Euer Gemahl steht ihm kaum noch als ein Berechtigter gegenüber. Ich fürchte, er wird dem fürstlichen Herrn bald als ein Unbequemer erscheinen. Niemand ist den Fürsten widerwärtiger als Leute, welchen sie Dank schuldig sind.“

„Ihr singt mir ein Rabenlied,“ seufzte die Ritterfrau, „aber es soll Euch nicht gelingen, mir meine Hoffnungen zu rauben.“

„Haltet fest daran, so lang sie selbst halten. Ich habe die meinigen fahren lassen. Ich verspüre Lust nach Böhmen zu gehen und dort mein Glück zu versuchen. Der Statthalter ist ein Mann, der mir gefällt. Estrella hat am Hofe gute Bekanntschaften, die uns nützen werden. Ich bitte Euch, werthe Frau Anna, behaltet das holde Kind so lange bei Euch, bis ich ein festes Lebensziel gewonnen habe.“

„Sie wird mir eine angenehme Gesellschafterin, vielmehr eine liebe Tochter und meinen Kindern eine willkommene Schwester sein. In der Einsamkeit dieser Burg ist sie vor jeder Verfolgung, vor jedem begehrlichen Blicke gesichert.“

„Die Heiligen werden Euch diesen Freundschaftsdienst vergelten, edle Frau.“ —

Mosen verweilte nur wenig Tage auf Kauffungen's Burg und verabschiedete sich dann von den Frauen, um über die Grenze zu reiten.

2.

Kunz von Kauffungen in Ungnade.

Die Gesandten des Kaisers und Erzbischofs von Mainz hatten während der Friedensunterhandlungen zu Naumburg und später bei den Festen zu Altenburg und Weimar den alten Ritter und geheimen Rath des Kurfürsten, Georg von Bibenberg, und den Kanzler Magdeburg augenfällig ausgezeichnet; übrigens war der Erstere ein begünstigter Freund des Landgrafen von Hessen, durch dessen Bemühungen, mit Bibenberg's eifriger Unterstützung, der Friedensschluß eigentlich so schnell zu Stande gekommen war. Der Kaiser selbst hatte die beiden bejahrten verdienten Männer mit einem schmeichelhaften Belobungsschreiben und ansehnlichen Geschenken beehrt. Dieses öffentliche Anerkennen der Verdienste und des Talentes seiner ersten Räthe konnte dem Kurfürsten nicht anders als schmeichelhaft sein, und gleichsam um den innern Vorwurf zu beschwichtigen, daß er diese Männer seit einiger Zeit vernachlässigt, ja zurückgesetzt habe, zog er sie nun täglich wieder in seinen persönlichen Umgang, überhäufte sie mit Gnadenbezeigungen und schenkte ihnen sein Vertrauen, wie ehemals.

Die Leitung der Regierungsgeschäfte kam dadurch wieder ganz in die Hände der beiden alten erfahrenen Herren, und der Kurfürst war um so zufriedener damit, als nach so langen Kriegsunruhen und Zerrüttungen die Lösung der Aufgabe mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war. Der einsichtsvolle und geschäftsgewandte Regent mußte sich ge-



stehen, daß sein Land in dieser schwierigen Zeit keine bessern Minister habe, und daß Kunz von Kauffungen dieser Aufgabe durchaus nicht gewachsen sei. So sehr der Kurfürst persönliche Tapferkeit schätzte, so galten ihm Geistesgewandtheit und Geschäftskenntniß doch weit mehr, und er konnte in der jüngsten Zeit eines bittern Gefühls gegen Ritter Kunz sich nicht erwehren, daß derselbe trotz seiner Tapferkeit und Kriegskenntniß sich von den Böhmen hatte fangen lassen. Des Ritters Gnadensonne am kurfürstlichen Hofe ging während seiner Gefangenschaft unter.

Die Regulirung der Angelegenheiten des Landes durch den Kanzler nach dem Frieden brachte die Berathung des Kurfürsten und seiner Räthe auch auf die Auslösung der Gefangenen in Böhmen. Es waren nicht wenige der edelsten Ritter, welche bei der Einnahme Gera's ihre Freiheit verloren hatten. Die Vorzüglichsten waren die beiden Anführer, Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug.

„Zwischen beiden ist ein Unterschied zu machen," bemerkte Magdeburg, „und wohl darauf zu sehen, daß man keinem zu viel und zu wenig thue."

„Erklärt Euch deutlicher," entgegnete der Kurfürst.

„Pflug ist allein Euer Lehnsmann. Seine Güter im meißner Lande habt Ihr oder Euere Vorfahren ihm zu Lehn gegeben, und er hat sich, treu seiner Lehnspflicht, unaufgefordert und ohne Sold zu Euern Fahnen gestellt. Kunz von Kauffungen dagegen, der reiche mächtige Vasall zweier Fürsten, hat Euch nicht als Lehnsmann, sondern als Söldner gedient. Ihr habt seine Dienste bezahlt. Deshalb ist es Ew. Hoheit Pflicht, den Pflug einzulösen, der Kauffungen aber muß sein Lösegeld aus eigenem Beutel zahlen."

„Kunz hat mir viel gute Dienste gethan, ich



möchte nicht gern undankbar gegen ihn erscheinen; drum dächt' ich, wir zahlten auch für ihn den Löseschilling an die Böhmen."

„Wenn Ew. kurfürstlichen Gnaden von den guten Diensten sprechen will," bemerkte Bibenberg, „so müßt Ihr auch wissen, daß Kunz ein doppelzüngiger Mann war. Der Krieg ist nun aus, und der böse Streit zweier hochfürstlichen Brüder ruht für ewig, und deshalb kann man's wohl verkünden, wie Kunz heimlich es stets mit der Partei des Herzogs gehalten hat."

„Bibenberg, wahret Euere Zunge!" sagte der Kurfürst ernst. „Sie tastet an die Ehre eines mir werthen Mannes. Kunz war mein treuster Ritter im Heere und hat für meinen Vortheil tapfer gefochten."

„Ich wage nichts zu sagen, was ich nicht beweisen kann," erwiderte der Vorsichtige, ohne durch den scharfen Tadel seines Herrn aus der Fassung zu kommen, „Vor fünf Jahren, als Ew. Hoheit in Leipzig unter den Ständen den Entschluß faßte, die bösen nun glücklich verjagten Räthe Eueres Bruders auf seiner Hochzeit in Jena zu fangen, da war es Kunz, der den Herzog warnte und zur schnellen Rüstung rieth. Sein Bruder Dietrich brachte die Nachricht nach Jena, wo sich Kunz unter den Hochzeitsgästen befand. Leicht ließen sich noch andere Treulosigkeiten aufzählen, doch mögt Ihr einstweilen an dieser genug haben und Euch durch Eueres Bruders eigene Aussage von der Wahrheit derselben überzeugen."

Der Kurfürst schwieg, über die Bestimmtheit der Beschuldigung betroffen, aber er ritt nach Weimar. Dort traf er den Markgrafen Albrecht. Herzog Wilhelm bestätigte Bibenberg's Bericht; Albrecht, der vor

zwei Jahren von Kunzen war gefangen genommen worden und ihm ein Lösegeld hatte zahlen müssen, das von rechtswegen der Stadt Nürnberg gehört hätte, nahm hiervon Gelegenheit zu einer kleinen Rache an dem tapfern Ritter, und suchte den Kurfürsten gegen denselben noch mehr zu erbittern.

Katharina, die nach dem Friedensschluß am Hofe lebte, zwar nicht öffentlich als des Herzogs Geliebte, aber doch im Stillen von Jedermann dafür gehalten, erfuhr durch ihn den Zweck des Besuchs des Kurfürsten. Kunz war ihr verhaßt; denn seit dem Tage, wo er in ihre Schlinge gefallen war, hatte er sie nie wieder eines Wortes oder eines Blickes gewürdigt, so sehr sie auch gewünscht hatte, den schönen kräftigen Mann für immer an sich zu fesseln. Diese Verachtung hatte sie empört, und jetzt beschloß auch sie die Gelegenheit zu ihrer Rache zu benutzen. Mit schlauen Worten sprach sie ihren Widerwillen gegen den Ritter beim Herzog aus, rügte seinen unbeugsamen Stolz, sein hochfahrendes rechthaberisches Wesen, seine Anmaßung, und suchte geschickt ihm einen Theil der Schuld an der langen Entzweiung der Brüder aufzubürden. Herzog Wilhelm gewohnt, ihre Worte für ein Orakel zu nehmen, sprach am folgenden Morgen dieselben Gesinnungen bei seinem Bruder aus. Beide riefen sich Kunzens einzelne Handlungen in's Gedächtniß, und manche hatten in der That den Schein der Zweideutigkeit.

Ehe noch der Tag verging, sprachen alle Hofleute mit Abscheu von Kunz von Kauffungen und Jeder wußte eine neue ihn gravirende Thatsache zu erzählen. Wohin der Kurfürst das Ohr hielt, tönte ihm der Tadel des Ritters entgegen, und mit Groll im Herzen auf den gefangenen Mann ritt er zurück.



Bald eilten seine Boten nach Böhmen, Niklas Pflug und andere Ritter auszulösen, Kunzen aber anzudeuten, daß er sich seine Freiheit selbst erkaufen müsse.

3.

Mosen's Besuch auf Kauffungen.

In Estrella's kindlichem Umgang, die der gebeugten Burgfrau den herben Kelch des Geschickes auf jegliche Weise zu versüßen suchte, und in den Anordnungen mütterlicher Sorgfalt für ihre Söhne vergingen Frau Annen von Kauffungen die winterlichen Tage. Die holde Zigeunerkönigin hatte das Herz der stolzen Frau bald gewonnen, und sie schätzte sich glücklich in ihrer einsamen und betrübten Lage das heitre unterhaltende Mädchen um sich zu haben. Schon nach wenigen Wochen empfand sie mütterliche Zuneigung zu Estrellen, aber es gab doch auch Stunden, wo der alte Flug kühner Entwürfe sie für die zartern Eindrücke des Herzens unempfänglich machte. Estrella dagegen blieb sich gleich, stets das harmlose Kind, ohne Wünsche als ihres Wilhelm's Liebe, ohne Entwürfe als ihn zu beglücken.

Frau Anna hoffte immer von der Kurfürstin eine tröstende Zusprache zu erhalten, aber die Tage und die Wochen vergingen, und es erschien kein Bote auf der Burg, ihr dieselbe zu hinterbringen. Das betrübte sie und machte sie ängstlich, und sie konnte ihren Kummer der kindlichen Freundin nicht verbergen.

Estrella tröstete die Betrübte, so gut sie vermochte.



Das Christfest brachte in diese Lebenseintönigkeit eine angenehme und erheiternde Abwechselung, zumal es einen gar lieben und willkommenen Gast auf die Burg führte, den Ritter Mosen, der mit Grüßen und Aufträgen vom gefangenen Hausvater ankam.

Kunz ließ Weib und Kind eine fröhliche Weihnacht wünschen; er war gesund und hielt die Hoffnung ebenfalls fest, daß ihn der Kurfürst auslösen werde. In seinen eignen Angelegenheiten war Mosen in Böhmen noch nicht zum erwünschten Ziele gelangt.

Auch Frau Anna setzte auf das Christfest noch einmal alle Hoffnungen ihres eitlen Herzens. Sie redete sich ein, das Herrscherpaar in Altenburg habe das schönste und gemüthlichste aller Feste, die Feier des Erbarmens Gottes, das der Welt seinen eingebornen Sohn, den Fürsten der Liebe, geschenkt, abwarten wollen, um sie mit Gnaden zu erfreuen, ihr den Gatten zurückzugeben, sie nach Hofe zu bescheiden. Als aber das Fest vorüber war, ohne auch nur die kleinste dieser Hoffnungen erfüllt zu haben, da brach die einst so stolze Frau fast zusammen unter der furchtbaren Last ihres Kummers.

„Ich fürchte nur zu sehr, daß Euer Kummer gerechten Grund hat," sagte Mosen, „und ich versuche es nicht weiter, Euch mit Scheintrost zu täuschen. Der Kurfürst ist wortbrüchig an Euch geworden. Er ist kein Neuling in dieser Kunst, die man mit Recht eine fürstliche nennen könnte."

„O Ritter!" rief die Burgfrau bitter und ironisch, „sprecht doch nicht so unwürdig von unserm gnädigsten Herrn und Gebieter, dem sanft- und edelmüthigen Kurfürsten von Sachsen. Wer soll noch

Wort halten, wenn nicht er? Er liebt und schätzt meinen Gemahl und weiß nur zu gut, welche großen Dienste ihm derselbe geleistet hat. Ein heilig Versprechen hat er in Kunzens Hand gelegt, und Margaretha, deren wahrhafter Gunst ich mich erfreue, hat mir dasselbe gar oft wiederholt. Was auch der Grund dieses befremdenden Schweigens von Seiten des Herrscherpaares sein mag, vergessen sind wir von ihm nicht. Ich will es nicht glauben, daß Fürsten so mit Worten spielen könnten, daß eine fromme fürstliche Frau so treulos sein könnte!"

„Und doch läßt sie Euch ohne Trost in Euerer Betrübniß!" sagte Estrella nachdenklich, erfaßte Anna's Hand und schaute fast unwillkürlich in die innere Fläche derselben.

„Was seht Ihr so starr in meine Hand?" fragte Anna ängstlich. Estrella schüttelte ihr schwarzlockiges Haupt, ernst und schmerzlich waren ihre Züge geworden, und ihre glänzenden Augen standen voll Thränen. Schweigend ließ sie die Hand wieder sinken, und die Bitten der Ritterfrau vermochten ihr keine Erklärung abzugewinnen. Erst als Anna sich entfernt hatte, wandte sich die Zigeunerin schwermüthig zu ihrem Geliebten:

„Dieser guten Frau alle Hoffnungen zu rauben, wäre sündlich, aber leider wird auch nicht eine derselben erfüllt werden. Ein schadenfrohes Geschick hat sie zeither immer mit bunten Bildern getäuscht, um künftig die härtesten Schläge desto sicherer auf sie zu führen. Schon harrt das schwarze Verhängniß an dem Thore dieser Burg und klopft mit leisem Finger an; aber es wird daran schlagen, daß die Mauern erbeben und der Boden dröhnt, es wird das Thor

sprengen und herein bringen und wild und furchtbar die leeren Säle durchschreiten."

Mosen schauderte vor dem Spruche der Seherin; er deutete ihn auf Kunzens Fall in der Gunst des Kurfürsten, die er ebenfalls ahnte.

Nach Neujahr zog Ritter Mosen wieder ab, um sein Glück weiter zu verfolgen. Langsam schlichen den einsamen Frauen die trüben Tage des Winters; eine gewitterbange Stille schwebte über den Bewohnern der Burg, die nur selten durch die Besuche von Dietrich und Heinrich von Kauffungen, Hildebrand von Einsiedel, dem Ritter von Meckau und einigen andern Freunden Kunzens unterbrochen und durch die Munterkeit der Söhne Anna's belebt wurde. Hildebrand schien seiner Schwester die veränderte Stimmung des Hofes verbergen zu wollen, und doch verrieth sein Betragen, was sein Mund verschwieg, und an ihrem Herzen nagte der Gram.

4.

Der kurfürstliche Hof in Trauer.

Nach einiger Zeit erhielt Frau Anna von Kauffungen die Nachricht, daß der älteste Prinz des Kurfürsten, Friedrich, gestorben und die Kurfürstin Margaretha untröstlich sei. Frau Anna kannte die große Liebe der fürstlichen Mutter zu ihren Kindern, vorzüglich zu den Söhnen, und war oft Zeuge ihrer Zärtlichkeit gewesen; sie empfand selbst als Mutter zweier blühenden Knaben großen Schmerz über diesen

Verlust und fühlte sich plötzlich so zu der gebeugten Fürstin hingezogen, um ihr Trösterin zu sein im schweren Leidenskampfe, daß sie aufbrach und nach Altenburg eilte.

Sie fand den Hof in tiefster Trauer. Schwarzbehangen waren die Säle des Schlosses; Todtenstille herrschte im großen Hofraum, auf den breiten Treppen, in den langen Hallen und Gängen. Die Diener schlichen leise vorüber; verhaltenes Weinen, krampfhaftes Schluchzen und dumpfe Schmerzenslaute unterbrachen, aus den Gemächern dringend, die schauerliche Stille. Mit beklommenem Herzen trat die Ritterfrau in den großen Saal an der Kirche, in dessen Mitte der Katafalk von silbernen mit schwarzem Flor überzogenen Kandelabern umstellt, emporstieg; düster brennende Kerzen warfen ihr Licht ohnmächtig dem Tage entgegen, der durch die Spalten der verhängten Fenster drang, und dessen Scheinleben sie im Hause des Todes darstellten. Ernste Marschälle standen mit ihren umflorten Stäben wie Bildsäulen um die Estrade, auf welcher der verzierte Sarg mit dem entseelten Prinzen ruhte. Nicht schmerzhaft schien ihn der Kuß des Todes berührt zu haben; denn sein sonst immer sanftes Gesicht lächelte, wie verklärt; die langen blonden Locken kräuselten sich auf seinem blendend weißen Halse.

Frau Anna schaute sich beklommen in dem schwarzausgeschlagenen mit silbernen Schildern verzierten Saale um. An den Seiten desselben hin erblickte sie schweigende einzelne Menschengruppen. Leise fragte sie einen vorübergehenden Diener nach der Kurfürstin, und dieser wieß sie nach der Ecke, welche an die Kirche angrenzt. Sie wandte sich dorthin, und erkannte, näher getreten, in der Mitte der dort versammelten



Frauen die edle Frau Margaretha auf einem Ruhebett bleich und matt sitzend, das Haupt an die Brust ihrer Base, der Herzogin Anna, gelehnt. Der Herzogin Thränen flossen reichlich. Die Kurfürstin weinte nicht, aber ihre wunden Augen zeugten, daß die Thränenquelle erschöpft war; nur zuweilen hob sich ihre Brust hoch, und ein zitternder Seufzer entstieg derselben. Ringsum standen die Hoffrauen der beiden Fürstinnen weinend und schluchzend. Frau von Kaufungen nahte sich unbemerkt, erfaßte die verbundenen Hände der Fürstinnen und beugte sich nieder, sie zu küssen. Die beiden traurenden Frauen richteten die Augen auf; wohlgefällig und mild blickte die Herzogin, düster die Kurfürstin auf die vor ihnen stehende Ritterfrau.

„Allergnädigste Frau," sagte diese mit Thränen, „ich komme Euer Leid mit zu tragen."

„Ich dank' Euch," erwiderte die Kurfürstin. „Ihr habt mich und den guten Friedrich auf Kriebstein zum letzten Mal froh gesehen; seitdem hat die schleichende Krankheit an ihm genagt, und ihn endlich aufgerieben, mir aber den tödtlichen Stachel in's Herz gedrückt."

„Werft Euern Kummer in Gottes Schoß, und gedenkt der reinen Schmerzensmutter, die ihren göttlichen Sohn an's Kreuz genagelt sah," tröstete ihre fromme Base.

„O weh mir!" klagte die gebeugte Fürstin weiter; „schon zum dritten Male trifft mich dieser herbe Schlag. Drei meiner Söhne mußte ich schon von der blutenden Mutterbrust reißen, und jedesmal den ältesten. Barmherziger Gott! nur zwei Söhne habe ich noch, sollten auch sie dahin welken, wie ihre

Brüder? Der Gedanke erfaßt mich mit schaudernder Verzweiflung."

Indem sie noch diese angstgepreßten Worte sprach, öffneten sich vorn die Flügelthüren, und der Kurfürst schritt in einem schmucklosen Ritterrock herein, an jeder Hand einen seiner Söhne. Mit Würde trat er an den Katafalk. Nachfolgenden Dienern befahl er, die Prinzen auf die Stufen der Estrade zu stellen, und mit weicher Stimme sprach er:

„Meine einzigen Söhne, seht Euern erblichenen Bruder und lernt an seinem Sarge die Hinfälligkeit des Menschen. Ueber meinem Hause scheint ein böses Geschick zu walten. Seid fromm und gottergeben; sollte der Himmel das Schwerste über mich verhängt haben — —." Der Schmerz erstickte seine Worte. Dann fuhr er gefaßter fort: „Ihm, der, eine abgefallene Blüthe, vor Euch liegt, wollte ich einst meinen Kurhut hinterlassen, und oft sprach ich mit dem klugen gelehrigen Knaben über die Pflichten seines künftigen Standes. Er bedarf meiner Lehren nicht mehr. Ernst, Du trittst an seine Stelle. Du bist alt genug, um einsehen zu können, was Dir obliegen wird, sollte der Himmel Dich aufsparen zum Beherrscher meiner Länder. Meine nähere Sorgfalt wird nun Dir gewidmet sein. Von ihm, dem geliebten Bruder, nehmt aber auf ewig Abschied."

Weinend ergriffen die Prinzen des bleichen Bruders Hand und flüsterten ihm ihren Scheidegruß zu. Alles was im Saale war, schluchzte laut. Frau Margarethe erhob sich und wankte, auf ihre Schwägerin gestützt, den Prinzen entgegen, schloß sie in die Arme, drückte sie an die Brust und rief: „Gott im Himmel, erhalte sie mir, wenn ich nicht die Elendeste werden soll meines Volks!"



„Wir ruhen Alle in seiner Vaterhand,“ sagte der Kurfürst schmerzlich. „Was sie thut, ist wohlgethan.“

„O ich will auch diesen bittern Kelch austrinken, den mir der Himmel beschieden! Nur nicht noch mehr, sonst muß ich erliegen.“

„Der Herr wird Euch bewahren!“ sagte die Herzogin und legte, wie Segen spendend, ihre Hände auf der Prinzen Häupter.

Anna von Kauffungen nahte sich, die holden Knaben zu küssen; als Albrecht sie gewahrte, sprang er lebhaft auf sie zu, umfaßte sie und fragte freundlich: „Wollt Ihr mich mitnehmen auf Euere Burg, liebe Frau, daß ich wieder mit Euern Söhnen spiele?“

„Gern,“ erwiderte sie, „wenn es Euere gnädigsten Aeltern erlauben.“

Da lief Albrecht zur Mutter, denn er war ihr Liebling, und trug ihr die Bitte vor; sie schüttelte schweigend das Haupt. Der Prinz ließ sich nicht irre machen und wandte sich an den Vater. Finster trat dieser hinzu und erwiderte den unterthänigen Gruß der Ritterfrau kaum mit einem stolzen Kopfneigen.

„Ritter Kunz ist nicht zu Hause,“ sagte er zu dem bittenden Prinzen, „und Du möchtest Frau Annen zu viel Mühe machen.“

„Noch hab' ich keine Nachricht vom Schicksal meines Gemahls,“ sagte die Ritterfrau, schnell und geschickt an die Aeußerung des Kurfürsten anknüpfend. „Ein Wort von Euch, gnädigster Herr, würde ihn seinem Hause wieder zuführen.“

„Er mag den Böhmen ein Lösegeld zahlen,“ antwortete der Kurfürst fast mürrisch, „und er ist frei. Was kann ich dafür, daß er tollkühn sich in ihre Schaaren gestürzt?“ Und seine Gemahlin an den Arm

nehmend verließ er mit der Herzogin den Saal. Frau Anna stand betäubt bei der Leiche des Prinzen, und der schwarze Saal schien über sie her stürzen zu wollen. Jetzt erst machten die Trauergehänge einen fürchterlichen Eindruck auf sie; die silbernen Schilder grinsten sie an, als wenn ihr eigenes Todesurtheil auf ihnen geschrieben stände; der todte Prinz schien sie an sich zu ziehen und umarmen, die unbeweglichen Marschälle sie mit ihm in die Gruft tragen zu wollen. Halb bewußtlos eilte sie in den Hof, ließ sich von Schweinitz die Pferde vorführen und verließ mit ihm eilig das Schloß.

Zu Hause fand sie ihren Schwager Dietrich und theilte ihm und Estrellen ihre demüthigenden Erlebnisse mit. Estrella schenkte ihr die herzlichste Theilnahme, aber sie wunderte sich nicht über den vorgeahneten Schlag. Dietrich brach ergrimmt auf, um nach Böhmen zu seinem Bruder zu reiten und seine Auslösung zu bewirken.

Nun erst in ihren Wänden kamen der stolzen, von der Höhe ihres vermeinten Glücks gestürzten Frau Thränen, aber es waren Thränen der Wuth. Estrella tröstete sie vergeblich.

5.

Wiland's Noth.

An einem der ersten sonnigen Tage des Monats März überraschte Ritter Mosen die Frauen auf Kaufungen. Er war wieder auf verschiedenen Wegen thätig gewesen, die Vereinigung mit seiner Verlobten zu bewirken und seine Zukunft festzustellen. Er benach-



richtigte unter Anderm Estrellen, daß er eine Botschaft von seinem Knappen Wiland erhalten habe, die ihn und sie nach Elterlein dringend zu einem Besuche eingeladen, weil er, von den empfangenen Wunden noch schwach, das Bett hüten müsse. Des treuen todt geglaubten Dieners Bitte wurde von dem liebenden Paare angenommen und die Reise bestimmt. Schweinitz ließ es sich nicht nehmen, sie zu begleiten; seine Freude über den wiederaufgelebten Freund war zu groß. Sie nahmen von Frau Anna mit dem Versprechen Abschied, bald wieder bei ihr zu sein.

Glücklich langten sie am Abend desselben Tages in dem kleinen Hause des Köhlers Georg Schmidt zu Elterlein an. Ehrerbietig trat ihnen der treuherzige Mann und die freundliche Margaretha, seine Hausfrau, entgegen und führten sie zum Lager des Jünglings. Freude leuchtete ihm bei ihren Anblick aus den Augen, jubelnd streckte er ihnen die Hände entgegen, und Mosen und Estrella erfaßten sie liebevoll.

„Nun werd' ich bald gesund werden," rief Wiland, „Ihr habt mir noch gefehlt Herr Ritter, und Ihr, edle Estrella." — Schweinitz hemmte den Erguß der Freude seines Waffenbruders, indem er ihm an die Brust fiel. Estrella benetzte unterdessen die Hand des kranken Knappen mit Thränen des Dankes.

„Aber wie bist Du denn gerettet worden? Mir ist es unbegreiflich! Für todt haben wir Dich vom Pferde bei Gera stürzen sehen und Dich lange betrauert, und lebendig finden wir Dich in Elterlein wieder."

„Laßt Euch's von meinem Vetter erzählen," antwortete Wiland seinem Herrn.

Schmidt trat, von Mosen aufgefordert, bescheiden heran und begann seinen Bericht, indeß Schweinitz

schmunzelnd zu Wiland's Häupten Platz nahm und ihm zuweilen liebkosend über die blassen Wangen strich.

„Wir hörten gar bald in unsern Hütten am grünhainer Berge von dem großen Unglück, das die Stadt Gera betroffen, und da war mir's, als sage mein innerer Geist mir an, daß der Wiland auch dabei gewesen sein müsse. Der Junge ist meiner einzigen Schwester Kind, und obgleich ich der Buben auch ein Nest voll habe, so war er mir doch immer so lieb wie mein eigenes Kind, und seinethalb hab' ich schon viel Trübsal ausgestanden. Gott weiß es, mein eigenes Leben hätt' ich gern für den Brausekopf hingegeben! Nun zog mich's wie mit Ketten in's Land hinab nach ihm, und ich nahm noch ein paar tüchtige Bursche mit, den Fischer und den Lehmann, um den armen Jungen unter den Todten zu suchen und ihm ein ehrliches gutes Grab zu bereiten, weil wir nicht anders glaubten, als er sei erschlagen, wie fast alle kurfürstlichen Leute in Gera. Als wir hinkamen, machten's die Böhmen noch gar wild in der Stadt, und an ein Begraben der Leichen war noch gar nicht zu denken. All mein lebelang werd' ich den gräßlichen Anblick nicht vergessen. Die Herzoglichen machten nicht viel Wesens mit uns und stellten uns mit harten Drohungen an die Frohn, und mit andern Landleuten aus der Gegend mußten wir Todte einscharren. Wir paßten wohl auf, und ließen auch nicht Einen in die Grube werfen, dem wir nicht erst in's Angesicht geschaut hätten. Aber all unsere Mühe und Sorge war vergebens; tagelang war ich umsonst auf dem Schlachtfelde umhergeirrt, hatte die Steinhaufen durchwühlt und in den brennenden Häusern gesucht. Der Herzog, ein schmucker Herr, kam wohl selbst herbei und



sprach uns zu; ließ uns auch nichts abgehen, aber wir gedachten doch traurig wieder heimzukehren; da begab sich's, daß ich einen hübschen Kriegsmann anging und ihm mein Leidwesen kund that; der berichtete mir nun, daß der Herzog sorgfältig alle Verwundeten in eine Kirche unter dem Schlosse Osterstein, nicht weit von der eingeäscherter Stadt, habe bringen lassen, vielleicht sei mein Christoph noch lebend und liege mit in der Kirche, vielleicht habe er sich auch durchgeschlagen, wie manche Andere.

Wir machten uns eilig auf den Weg und fanden den armen Jungen wirklich. Aber er war in sehr schlechter Verfassung und erkannte uns nicht. Zwei tiefe Wunden hatte er am Kopfe; die rechte Schulter war von einer Kugel zerschmettert und die Beine gequetscht. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich ihn aller Hülfe ledig, dem Tode schon halb verfallen auf dem Stroh liegen sah. Unser Entschluß war bald gefaßt; schnell bauten wir uns eine Tragbahre zusammen, machten ihm ein bequemes Lager darin, nahmen den Jungen auf unsere Schultern und trugen ihn in derselben glücklich bis in dieses Bette. Lange hat er mit dem Tode gerungen, aber sein junges Blut hat doch den Sieg davon getragen." Der ehrliche Schmidt schwieg und Estrella trocknete ihre Thränen, denen sie während der Erzählung des Köhlers freien Lauf vergönnt hatte. Schweinitz jubelte, und Mosen faßte gerührt Wiland's Hand.

„Zu meiner völligen Genesung," sagte dieser," „habt Ihr mir allein gefehlt; ich kann Euch die Sehnsucht nicht beschreiben, die ich nach Euch hatte."

„Er hat schier den Mund nicht zugethan von Euch, Herr Ritter," setzte Frau Margareth hinzu. „Wir mußten ihm endlich willfahren und Boten nach

Euch ausschicken, von denen Euch einer glücklich aufgefunden hat."

„Guter, edler Mensch," sagte Mosen, „wieviel sind wir Dir schuldig? Für unser Leben hast Du fast das Deinige geopfert und stets noch mit so treuer Anhänglichkeit unserer gedacht! Wie werden wir Dir das Alles vergelten können!"

Da zog Wiland den Ritter zu sich herab und flüsterte ihm in's Ohr: „Legt ein gut Wort beim alten Klinger für mich ein, daß Lenchen mein Weib wird; ich bitt' Euch drum, nicht als Belohnung für meine Pflicht, denn die zu fordern wäre eine Sünde; aber aus Euerer alten Gewogenheit zu mir." Dabei leuchteten seine Augen freundlich, und eine leise Röthe hatte seine bleichen Wangen überhaucht.

„Verlaß Dich drauf, guter Wiland!" entgegnete ihm Mosen mit einem Händedruck.

In das Haus des armen Köhlers war nach langer Trauer die Freude eingekehrt, und die wiederholten Bitten der einfachen Leute vermochten das liebende Paar zum Versprechen, einige Tage zu bleiben. Estrella war in ihrem Umgange heiter und froh und genoß Leben und Liebe hier mehr und inniger, als auf Burg Kauffungen, nach der zurückzukehren ihr fast graußte. Als daher die festgesetzte Zeit ihres Aufenthaltes verstrichen war, vermochte ihr bittender Blick den Geliebten, noch etwas zuzugeben. Schweinitz eilte mit dieser Nachricht zu Frau Annen zurück.

Wiland erholte sich schnell und wurde mit jedem Tage munterer und stärker. Die seligste Hoffnung war ja wieder in seinem Herzen aufgegangen. Ein warmer schöner Tag des Aprils lockte ihn endlich an Mosen's und Estrella's Seite in's Freie. Heiter und gestärkt kehrte er zurück und nahm das Krankenlager

nicht wieder ein. Die Sehnsucht seines Herzens machte nun den Wunsch in ihm rege, nach Grünhain oder in die Köhlerhütten zu wandern, um Lenchen zu sprechen, oder wenigstens nur zu sehen, die von seinem trübseligen Winteraufenthalte in Elterlein noch gar nichts zu wissen schien. Mosen kam diesem seinen Verlangen mit dem Anerbieten entgegen, daß er sein Roß besteigen möge, da er zu einem Wege von mehren Stunden doch noch zu schwach sei. Tags darauf, als die Sonne wieder heiter auf die Berge und in die Thäler herab sah, wanderten Mosen und Estrella Hand in Hand das Thal entlang, mit Wiland auf dem Pferde, über Langenberg nach dem Bergwerke. Als wenn es der Himmel zu ihrem Gunsten so gefügt hätte, fanden sie in der Zechenhütte desselben Frau Christinen mit ihrer Tochter, die das schöne Wetter an den Stollen herausgelockt hatte, den die Bergknappen noch unter Magdalena's Aufsicht und für den Lohn derselben bebauten. Beide Frauen trauten ihren Augen kaum; denn Wiland war vom Siechthum abgemagert. Als ihn Lenchen erkannte, lief sie ihm mit Freudengeschrei entgegen. Wiland umarmte sie; alle Mattigkeit, der letzte Rest der Krankheit, war aus seinen Gliedern gewichen. Die lange Getrennten vergaßen im Entzücken des Wiedersehens ihre Umgebung und feierten schweigend die Wonne dieser Minute. Frau Christine machte halb freudig, halb verlegen vor dem Ritter und seiner Braut einen Knicks um den andern und stammelte unzusammenhängende Worte. Als den liebenden Herzen die Augenblicke der größten Himmelslust verflogen waren, machte sich die gegenseitige Mittheilung in Fragen, in Reden und Erzählen geltend. Lenchen wurde nicht satt zu fragen, zu hören und Wiland's Erzählung mit neuen

Fragen zu unterbrechen; von des Geliebten Krankenlager in Elterlein hatte sie nichts erfahren und war über sein Schicksal in Ungewißheit gewesen. Mosen und Estrella freuten sich der Liebe des guten, von schweren Leiden verfolgten Paares.

„Vergessen hab' ich alles ausgestandene Unheil," sagte Wiland freudig, und fügte dann schüchtern hinzu: „werd' ich Dich für diese Prüfung unserer Treue nun auch bald als mein Weib an's Herz drücken können?"

Da wurde Lenchen's Gesicht wieder recht traurig, ihre Augenbrauen zogen sich düster zusammen, und ihr Mund bebte, ohne einen Laut hervorzubringen. Frau Christine sah verwirrt auf den Boden und schwieg ebenfalls. Endlich ermannte sich Lenchen und mit bewegter Stimme sagte sie: „Mein Vater ist unerbittlich hart, und wir dürfen in seinem Beisein kein Wort von Dir reden, so erbittert ist er auf Dich, weil Du den Pater Sebastian erst bei Naumburg und dann wieder in unserm Garten den Abend, als der böse Mönch so zudringlich gegen mich war, und Du mir wie ein Engel vom Himmel gesandt, zu Hülfe kamst, geschlagen und übel traktirt hast. Der Mönch hat das meinem Vater erzählt und natürlich die Umstände verdreht, weggelassen und dazu gelogen; ich kenne diesen bösen, verleumderischen Heuchler nun ganz; aber er hat sich in meines Vaters Gunst eingeschmeichelt, daß dieser jedes Wort von ihm auf Treu und Glauben annimmt, als wenn es ein Apostel selber gesagt hätte. Wir dürfen gar nicht wagen, etwas dagegen einzuwenden. Und dabei verfolgt mich der tückische Pater mit seinen sündigen Anträgen, wo ich gehe und stehe, und hätte mich die Mutter, der ich mein Leid und die Angst entdeckt, nicht bisher geschützt, ich hätte

der Gewalt seiner Leidenschaft unterliegen müssen. Gott stehe uns bei und rette uns aus der Noth! denn ich verzweifle daran, daß Du den Vater wirst gewinnen können; er hat manchmal gesagt, wenn Du ihn selbst auch alle Glieder zerschlagen hättest, so hätte er es Dir nicht so übel genommen, als daß Du seinen Beichtvater übel behandelt hättest. Wer einem Diener der Kirche ein Haar krümme, der sei dem Fegefeuer verfallen."

Frau Christine wischte sich die Augen und setzte dann die Rede ihrer Tochter fort: „Glaubt mir, lieber Wiland, ich hätte Euch damals schon lieber zum Eidam genommen, als den Bergmann, und Euere Base, die Frau Margareth, wird Euch meine aufrichtige Gesinnung gegen Euch wohl kund gethan haben; denn gar oft hab' ich sie bei ihr ausgesprochen. Meine Meinung über Euch hat sich nicht geändert, und ich legte Euch lieber heute als morgen mein Kind in's Ehebett, weil ich wohl weiß, wie gut sie bei Euch aufgehoben sei; aber ich vermag nichts zu thun gegen den eisenharten Willen meines Mannes. Der schelmische Mönch hat ihm den Kopf ganz verrückt und ihm vorgeschwatzt, er würde bei unserm Herrgott und allen Heiligen in große Gnade kommen, wenn er Lenchen in ein Kloster thäte und sie zur Nonne machte."

„Tod und Teufel!" unterbrach Wiland mit Wuth Christinen. „Will mir dieser Pfaff meine Seligkeit rauben?"

„Gemach!" bedeutete ihn Mosen. „Laß mich versuchen, was ich bei dem alten Waffenschmied für Dich thun kann. Ich werde morgen zu ihm hinüber reiten, und an einer Ausstattung soll's Euch nicht mangeln, die Deinen Vater, junge Frau, zufrieden stellen

soll, wenn er etwa wegen Wiland's Armuth noch Sorge trüge."

Dankbar erfaßte das bekümmerte Liebespaar und mit ihm die durch die letzteren Worte erfreute Christine die Hände des großmüthigen Ritters. Estrella fühlte sich glücklich, von ihren nicht unbedeutenden Schätzen etwas zur Heimsteuer der guten Magdalena zulegen zu können, und tröstete mit sanften Worten die holde Witwe, während ihr geliebter Ritter des Knappen Herz mit Hoffnungen erfüllte. Mutter und Tochter begleiteten die geliebten drei Menschen weit hinauf im Thale nach Elterlein zu und schieden erst mit dem hereinbrechenden Abende von ihnen.

Morgens darauf ritt Mosen nach Grünhain. Der alte Klinger fühlte sich hochgeehrt durch den Besuch des stattlichen Ritters und empfing ihn freundlich, aber kaum hatte er das Anliegen desselben vernommen, als sich seine Stirne in finstre Falten zog.

„Alle Ehre vor Euch, Herr Ritter, und Euerm guten Willen, aber der Kurfürst könnte selber kommen, um mich zu beschwatzen, daß ich die Lene dem Wiland an den Hals hängen solle; ich thät's doch nicht! Ihr habt Euern freien Willen und ich den meinigen; in meinem Hause bin ich mein eigener Herr, wie der Kurfürst in seinem Lande; und ich hab' nicht Lust, mir etwas darein reden zu lassen. Daraus kann ein für allemal nichts werden; mein Kind käme aus dem Regen in die Traufe. Denn wer einen gottgeweihten Mann mit der Faust in's Angesicht schlägt, der gehört dem Teufel mit Haut und Haar, und einem Höllenbraten geb' ich mein Kind nimermehr zum Weibe.

„Ihr habt einen falschen Begriff von dem Burschen, lieber Mann," warf Mosen ein. „Er hat mir lange gedient, ich kenne ihn besser."

Nun hatte es der Ritter vollends verdorben. „Ihr werdet einem alten Mann die Menschen nicht kennen lehren wollen, junger Herr!“ sagte der Waffenschmied erbittert. „Glaubt, ich habe mich auch etwas versucht, habe mit gegen die Hussiten gefochten wohl so lange, als Ihr alt seid, und das waren andere Kriege, als wie man jetzt zu führen pflegt. Ich kenne meinen Mann und damit Basta! Thut mir den Gefallen und erwähnt der Sache mit keinem Worte weiter.“ Mit diesen heftig gesprochenen Aeußerungen seines festen Willens wandte er sich zu seiner Arbeit.

„Ich gebe dem Wiland dreihundert Gülden zur Ausstattung, und von meiner eigenen Braut erhält das Paar noch ein schönes Geschenk.“

„Und wenn Ihr den Jungen zum Herrn Eurer Burgen machtet, mein Eidam wird er nun und nimmermehr; und ich sag' es Euch noch einmal: ein Wort ist so gut als hundert. Es wird nichts aus der Sache.“

Mosen verließ die Stube, über Klinger's Härte aufgebracht; auf der Hausflur standen Mutter und Tochter, bleich und zitternd ihr Schicksal erwartend. Mosen's Unmuth, womit er die Thür hinter sich zuklappte, verrieth ihnen schon ihr Unglück.

„Der Mann ist härter als das Eisen, welches er schmiedet,“ sagte der Ritter zu ihnen; „denn das läßt sich doch durch's Feuer erweichen, er aber durch nichts.“

Indem trat Klinger auch heftig heraus, um seine Ehehälfte aufzusuchen. Magdalena stürzte jammernd zu seinen Füßen und umspannte seine Knie. Aber unbarmherzig stieß er sie zurück und ersuchte den Ritter nicht im höflichsten Tone, sein Haus zu verlassen. Die Weiber entwichen vor seinem Zorn. Mißmuthig



über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen bestieg Mosen sein Pferd; als er eben fortreiten wollte, sah er den wohlbekannten Mönch in das Haus schleichen.

Mit Schonung brachte er seinem früheren Knappen die Hiobspost bei, aber dieser erschrack so sehr darüber, daß er augenblicklich von neuem erkrankte und bald in ein hitziges Fieber verfiel, so daß Allen vor sein Leben bangte. Nur durch Estrella's Kräutertränke, deren Genuß jedesmal einen wunderbaren Einfluß auf den Kranken zeigte, wurde er vom Tode gerettet.

Nach einigen Tagen schickte Frau Christine einen Boden mit der traurigen Meldung, daß ihr Mann auf des Mönchs Anrathen, Magdalenen eingesperrt habe. So war dem armen Kranken auch der letzte Trost versagt, obgleich man ihn nicht damit bekannt machte.

„Hier und dort Trauer und Leid!“ seufzte Estrella. „Und in uns selbst Betrübniß über Anderer und das eigene Schicksal!“ setzte Mosen hinzu; und sie verließen den sich langsam wieder bessernden Kranken und gingen auf die Burg Kauffungen zu der nun schon lange dort einsamen Anna zurück.

6.

Kunz in seinem Hause.

Der Gesandte des Kurfürsten hatte kaum den erstaunten Ritter Kunz von Kauffungen mit dem Willen seines Herrn bekannt gemacht, als auch schon

Dietrich von Kauffungen mit einer beträchtlichen Geldsumme in Prag ankam und seinen Bruder löſ'te. Kunz konnte anfänglich die abermalige Veränderung des hochfürstlichen Sinnes nicht begreifen, aber bald ging sein Erstaunen in Wuth über, erhöht durch Dietrich's giftigen Spott über die Kunzen sonst so reichlich zugeflossene Hofgunst, die kein Geld koste. Als Kunz über die Landesgrenze ritt, um heimzukehren, schwur er hoch und theuer, den Hof des undankbaren wetterwendischen Kurfürsten nie wieder zu betreten.

Zum zweiten Male getäuscht, abermals herabgestürzt von der Höhe, auf die ihn kühne Hoffnungen und fürstliche Versprechungen im Geist versetzt hatten, bemächtigte sich seines Gemüths eine menschenfeindliche Stimmung. Die Gegenwart seiner Brüder, Wilhelm Mosen's und Estrella's machte ihm seine Lage erträglicher und verscheuchte die finstern Geister, welche ihn umschwebten, wenn er allein war. Gern hätte er jetzt Herzog Sigismund's Sache ergriffen gegen den wortbrüchigen Kurfürsten und den leichtsinnigen Herzog, aber ein Theil seines Vermögens war durch die Auslösung verloren gegangen, seine Freunde, selbst sein Schwager Hildebrand, zogen sich von ihm zurück; Neko erschien nicht mehr, ihn anzufeuern; die Böhmen hatten die Waffen niedergelegt, und die ganze Angelegenheit war so in's Stocken gekommen, daß sie schwerlich wieder in Gang zu bringen war.

Frau Anna, obgleich selbst gedemüthigt, that doch Alles, um den finstern Mann zu erheitern, und es gelang ihr und ihren muntern Knaben, so wie der beweglichen oft bis zur Ausgelassenheit fröhlichen Estrella und Mosen, ihn allmälig dem häuslichen Leben wieder zu gewinnen. Er schien mit der Zeit ein Glück ge-



nießen zu lernen, dessen stille Seligkeit ihm bis jetzt ziemlich fremd geblieben war.

Als nun der Frühling die volle Schale seines Lebensbalsams über die Erde ausgoß, und diese davon in neuer Pracht ergrünte, da zogen die Menschen, die sich schon so sehr aneinander gewöhnt hatten, daß sie sich nicht mehr zu trennen vermochten, auf die schöne Burg Kriebstein, um im Genusse der Natur unschuldige Freudenfeste zu feiern.

So befriedigend dem nur flüchtigen Beobachter dieses schöne Bild häuslichen Glückes in der kaufsungen'schen Familie erscheinen mochte, es war doch nur eine äußerlich glänzende Frucht, innen von einem Wurme zernagt und dem Abfallen nahe. Frau Anna hatte, nur von der Nothwendigkeit gezwungen, die stolzen Wünsche, natürliche Blüthen ihres Geistes, in die Brust zurückgedrängt, aber gar oft schob sich die Hülle zurück, die sie bedeckte, und sie sah mit Schmerz die Embryonen ihrer geträumten Größe. Das waren sehr bittre Stunden für sie. Kunzens starke Leidenschaften waren darum nicht beschwichtigt, weil er sie überwachte. Unmuth und Groll fraßen ihm am Herzen. Mosen hegte dagegen einen heimlichen Unwillen gegen ihn, weil er alle Anerbietungen Neko's ausgeschlagen, und ihm selbst dadurch der schönste Wunsch unerfüllt blieb.

Eben diese stille leidenschaftliche Erregtheit in Kunzens Seele erzeugte ihm den Wunsch zu erfahren, was am Hofe über ihn gedacht und gesprochen würde, und er theilte denselben Mosen mit. Beide berathschlagten sich über die Mittel, wie sie sich unterrichten könnten; denn es war mehr als wahrscheinlich, daß das Schweigen des Kurfürsten nach solch unerwarteter Handlung etwas Wichtiges zur Folge haben

müsse. Das Thema wurde im Hause mannichfach besprochen, und verschiedene Wege kamen in Vorschlag, auf welchen die Ritter zu erkunden hofften, was Kunzens Feinde bei Hofe gegen ihn im Schilde führten, bis sich endlich Estrella erbot, nach Altenburg als Tänzerin zu gehen und die Stimmung dort über ihren Gastfreund zu erkunden. So ungern sich auch Mosen von ihr trennte, so war dieses doch augenscheinlich das schnellste und sicherste Mittel, unter diesen Umständen, wo Kunz keinem seiner dortigen Freunde mehr traute, zum gewünschten Ziele zu kommen, und der liebende Ritter opferte dem Freunde endlich den Genuß der Gegenwart seines theuren Mädchens. Es war von Estrella's Schlauheit zu erwarten, daß sie in kurzer Zeit die nöthigen Nachrichten beibringen würde, und deshalb entließen sie die Bewohner des Schlosses Kriebstein in der Hoffnung, sie bald wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Mosen ritt zuerst in's Gebirg, um einige Zigeuner von Estrella's Bande aufzutreiben, Männer, welche die Musikanten, Mädchen, welche die Mittänzerinnen abgeben sollten. Er war glücklich genug zu finden, was er suchte; die stille Burg wurde plötzlich laut, die Wände hallten wider von der wehmüthigen, oft rasend schmerzlichen Musik der Tatern, vom Getöse des Tambourins, und der Kastagnetten, und durch die Säle gaukelte der orientalische Tanz, bis die kleine abenteuerliche Gesellschaft, von Mosen begleitet, abzog.

Einige Tage nach ihrer Abreise erschien ein Bote auf der Burg, der Kunzen einen Brief des Pater Eusebius, des Kaplans der Herzogin Anna, überbrachte. Der Ritter Kunz ersah daraus, was er schon lange erwartet hatte, daß der Herzog Katharinen an den Hof genommen und mit ihr im vertrau-

testen Umgange lebe, seine edle Gemahlin aber mit Kälte behandle, vernachlässige und ihr sogar schon übel begegnet sei. Eusebius' Beschreibung vom Kummer der Herzogin war rührend. Dringend forderte er den Ritter auf, sich der unschuldigen Dulderin seinem Versprechen gemäß anzunehmen und den Herzog womöglich zu seiner Pflicht zurück zu führen.

Kunz glaubte sich zum Schützer der Unschuld ausersehen und folgte dem Ruf des Paters. Aber vielleicht traten noch andere minder edle Beweggründe hinzu, die ihn so schnell zu dem Entschlusse brachten, nach Weimar zu eilen. Die Aufforderung des Paters gab ihm erwünschte Gelegenheit, seinen Unmuth auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken. Schon lange war er heimlich gegen Herzog Wilhelm eingenommen, und der reizenden Buhlerin hatte er unversöhnliche Feindschaft geschworen.

7.

Kunz in Weimar.

Ein stürmischer Ritt, dem der arme Schweinitz kaum zu folgen vermochte, brachte den Ritter in kurzer Zeit in die thüringische Fürstenstadt. Wieder wie damals schlich er in seinen Mantel gehüllt zum Pater Eusebius. Tiefsinnig schritt ihm der edle Kleriker entgegen. Die Züge seines Gesichtes hatte der Kummer gefurcht.

„Es hat sich vieles geändert, seit wir uns nicht sahen," bemerkte Eusebius ernst. Unsere Hoffnungen haben uns beide getäuscht."

„Was sind Hoffnungen, ehrwürdiger Vater? Blüthen und Knospen am Lebensbaume. Aber auch



von diesem fallen hundert Blüthen und Knospen welk ab, eh' eine zur Frucht gedeiht. Und wie herb ist oft diese! Wie zernagt sie noch ein häßlicher Wurm! Lassen wir alle Hoffnung fahren! Wie ist das Befinden der edlen Frau Herzogin?"

„Ihr Töchterlein ist gestorben; das hat ihr viel Thränen und Schmerzen gekostet. Ich fürchte, sie wird solch' Leidwesen und die Schmach, die Liebe ihres Herrn verloren zu haben, nicht lange ertragen können."

„Ist Katharina hier?"

„Sie ist beim Herzog auf seinem Zimmer, während die fromme Königstochter im ihrigen in Thränen zerfließt."

In des Ritters finsterem Gesichte wogte es wie ein vom Sturm aufgeregtes Meer, er kämpfte innerlich mit einem Entschluß. Endlich warf er den Mantel ab, zog den Leibrock aus, und stürzte den Helm auf das Haupt. Da stand der kolossale Mann, wie einer von den furchtbaren Riesen der Vorzeit, in leuchtenden Stahl gepanzert; ein mächtiger Busch winkte vom Helm hernieder; aus dem geöffneten Visir blickten seine großen dunklen Augen Zorn und Verachtung, die linke Faust hatte sich um den Griff des langen Schwertes geballt, während die rechte in die Seite gestemmt war.

„Zeigt mir das Zimmer des Herzogs!" sagte er mit festem Tone.

Zweifelhaft und fast ängstlich sah Eusebius ihn an. Es lag etwas Fürchterliches in Kunzens Stimme und Gestalt.

„Ihr werdet doch nicht — —?"

„Den Buben morden?" fiel Kunz dem Kaplan in die Rede. „Nein, frommer Vater, ein Meuchelmör-



der bin ich nicht. Ich will ihm nur etwas in's Ohr sagen, daß es ihm im Kopfe sausen soll, wie ein Mühlrad."

„Aber bedenkt, die Herzogin weiß nicht einmal davon, daß ich Euch geschrieben, ich that's für mich. Welch' Unheil kann daraus erwachsen, wenn Ihr zu rasch und nicht vorsichtig genug handelt!"

„Wir müssen die Giftpflanze bei der Wurzel fassen, wenn wir sie aus dem geilen Erdreich reißen wollen. — Desto besser ist's, wenn Frau Anna nichts weiß, und Euch verrath' ich nicht, darauf geb' ich Euch mein Ritterwort! Deutet mir die Zimmer an; Ihr sollt mich nicht begleiten. Schickt meine Kleider derweil in die Herberge."

„Steigt links die Treppe hinauf und geht über den Corridor. Die hintersten Thüren auf demselben führen in des Herzogs Zimmer."

„Gott befohlen!" sagte Kunz und ging. Laut dröhnten seine eisernen Schritte über den Gang; erschreckt fuhren die Diener vor dem ungewöhnlichen nächtlichen Gast zurück. Vor den Thüren der herzoglichen Zimmer standen ein paar Knechte, die Miene machten, dem Ritter den Eingang zu verwehren. Er schob sie zurück, riß die Thür auf und stand glänzend im Fackellicht, das sich in den Spiegelflächen seiner Rüstung brach, und zürnend wie der Engel vor dem Paradiese, an dem Ruhebette, auf welchem der Herzog und Katharina in vertraulicher Unterhaltung saßen. Aufgescheucht von den süßen Tändeleien und dem girrenden Gekose der schönen Buhlerin sprang Herzog Wilhelm bestürzt auf die Füße, als hätte ihn das Gericht Gottes ereilt. Bleich und bebend hatte sich Katharina verhüllt und blickte scheu und ängstlich



nach dem seltsamen Besuch, den sie für ein Gespenst zu halten geneigt war.

„Herzog!“ rief Kunz mit fürchterlicher Stimme, „Ihr verdient die Hölle an Euerer frommen Gemahlin. Stoßt diese Metze von Euch und thut was Euere Pflicht ist, oder bei allen Heiligen schwör' ich's Euch! Ihr habt einen harten Strauß mit mir zu bestehen.“

Katharina hatte Kunzens Stimme erkannt, und war von dem Donnerton derselben erschüttert, aufgesprungen, um in das Nebenzimmer zu fliehen. Aber der Ritter vertrat ihr den Weg.

„Halt, gleisende Schlange! Auch mit Dir hab' ich ein Wort zu sprechen. Wir kennen uns von sonst her, und es möchte sich jetzt die erste Gelegenheit zeigen, mich dieser Bekanntschaft zu freuen, der ich mich zeither stets geschämt habe. — Katharina von Brandenstein, verlaßt dieses Schloß, oder wir reden bald anders zusammen!“

Ihre bleichen Lippen zitterten, die Beine drohten ihr zusammenzubrechen, und doch schossen ihre Augen todtflammende Blitze auf den Ritter, den sie einst bethört, und der sie jetzt in ihre eigenen Netze verwickeln wollte. Innerlich schwur sie dem verwegenen Manne den Tod, und nur ihre Blicke zeugten von der Wuth, die in ihr kochte, indeß sie äußerlich vor ihm zurückwich. Was wußte man nicht Alles zu erzählen von des Herzogs wilder Wuth, die oft bei unbedeutenden Veranlassungen losbrach; was von seinem tollkühnen Muth und seiner fabelhaften Tapferkeit! Hatte man ihn nicht oft schon den rasenden Roland genannt? In dieser Nacht mußte dieser brausende Geist von ihm gewichen sein. Er hatte zwar wieder Fassung gewonnen, aber er sah doch immer mit einem Gefühl,



das nichts mit Muth und Tapferkeit gemein hat, an der drohenden Riesengestalt des Ritters empor, und er brachte es nur zu der farblosen Frage:

„Wie könnt Ihr wagen in diese Zimmer zu dringen und mich bei Nacht überfallen?“

„Die bedrängte Unschuld und das von Euch mit Füßen getretene Recht geboten es mir. Gott im Himmel selbst hat mich zum Schützer der Herzogin bestellt. Ich kam nicht Euch zu überfallen, sondern Euch ehrlich abzusagen. Hier werf' ich Euch meinen Handschuh hin. Zwischen uns ist Fehde bis auf den Tod, wenn Ihr fortfahrt Euere Gattin zu kränken. Wir sind Freunde, wenn Ihr zu Euerer Pflicht zurückkehrt.“ Und den Handschuh zu des Herzogs Füßen schleudernd verließ er das Zimmer und eilte schnellen Schrittes aus dem Schlosse.

Am andern Morgen war Katharina aus Weimar verschwunden, und der Herzog näherte sich seiner Gemahlin. Niemand konnte sich diese schnelle Veränderung erklären.

Der fürstliche Jüngling hatte nicht vergebens das ernste Wort eines Mannes vernommen.

8.

Ein chevaleresker Minnebund.

Am thüringischen Hofe zu Weimar lebte ein junger Ritter, Veit von Miltiz, welcher früher Leibpage des Herzogs gewesen war, und jetzt das Amt des Oberkämmerers bekleidete. Selbst von stiller Gemüthsart,

fühlte er sich von der ernsten Bertha von Wangenheim, der Hoffrau der Herzogin Anna, angezogen. Lange erlaubte ihm seine Schüchternheit nicht, sich ihr zu nähern und seine Gefühle für sie kund zu thun; doch wurde er allmälig kühner, da es ihm schien, als sei sein Umgang ihr nicht unangenehm. War er doch auch von allen Edelleuten am Hofe der einzige, der die rauschenden Freuden desselben gern mied und lieber die Lieder der alten Minnesänger las oder seiner Blumen wartete.

Oft traf ihn Bertha, wenn sie ihren schwermüthigen Gedanken nachhängend, einsam in der nahen Umgebung der Stadt ging, und sie ahnete in ihm ein gleichgeschaffenes Gemüth. Miltiz, tief empfänglich für die Schönheiten der Natur, klagte den Blumen, den Bäumen, den Felsen und Bergen sein Liebesleid, und wenn Bertha gewünscht und doch unverhofft an ihm vorüber ging, so glaubte er ein mitleidiges Geschick habe ihre Schritte zu ihm gelenkt. Bertha schwelgte nicht minder in süßen Wehmuthsgefühlen verstoßener Liebe und bitterer Entsagung, und so war es kein Wunder, daß Sympathie sie zu dem Jüngling zog, der mit einer einnehmenden Gestalt eine der ihrigen verwandte Empfindsamkeit verband. Miltiz gestand ihr in solch' erhöhter Stimmung seine Liebe, aber ihn mehr anziehend als abweisend, äußerte sie Bedenklichkeiten, klagte dem schwärmerischen Ritter die Leiden, welche ihr eine unglückliche Liebe bereitet, und malte ihre Schmerzen und die Verwirrung ihres Geistes mit so lebhaften Farben, daß nach Beendigung ihrer Erzählung der junge Held begeistert ausrief:

„Unglückliches Fräulein, Angebetete meines Herzens, nicht eher mache ich Ansprüche an die geringste Gunstbezeugung von Euch, bis ich Euch an dem

ihr freilich besser gewesen, wenn si
wandtschaft gekommen wäre. Ihr ei
ter ist gar sehr gedemüthigt, er thut
aus; aber daß er sich grämt, sieht i
Frau Christine kann vollends ihr He
gen über das Unglück ihres einzige
und hat oft bei mir gejammert, d
Eidam geworden bist."

„Laßt's gut sein, Base," sagte
thig und wischte sich Thränen aus den
mir das Herz nicht noch schwerer.
jungen guten Frau das vollste Maß
sie verdient's."

Die übrigen Köhler, Wiland's
Jugendfreunde, waren auf die schnell
richt seiner Ankunft herbeigekommen
ihn halb scheu, er aber drückte Allen
als er noch eine Weile mit den Lieben
sich mit blutendem Herzen wieder von
den betrübten Pflegevater und die w
reth, bestieg sein Rößlein und trabte
zu. Es war Nacht geworden, als
Laue Lüfte wogten durch das Tha
Städtchen und darunter das Kloster
schwarzen vom Mondschein schwach b
ferdächern, die ihm düster entgegen sa
düster im Herzen von der Höhe he
vor Gotthard's Wohnhaus vorbei kam
ster erhellt. „Was schafft wohl di
dachte er; „vielleicht verweilt
unter ihren Blumen, oder sieht
Himmels goldenen Blumen und dem
Gedanke, daß er sie im Garten bei
faßte ihn mit solcher Gewalt, daß

urfürst wollte die Schwermuth seiner
scheuchen und sie für heitere Eindrücke
lich machen; deshalb versammelte er jetzt
n seines Landes um sich und wünschte,
lebensfroher Bruder den Einfluß, den
Umgebung ausübte, auf Frau Margare-
t möchte. Wilhelm, stets in heimlicher,
ischer Furcht vor Kunz von Kauffungen,
thlich, seine Gemahlin und ihren Hofstaat
und so begleitete auch Bertha die Her-
Miltiz im Gefolge des Herzogs sich be-
von Hopfgarten, die andere Hofdame
Vertraute Bertha's, nahm an dem Min-
cher Bertha dem Leben wieder zu schenken
ärmsten Antheil.

burg fanden sie eine Menge Ritter und
mmelt, und der Kurfürst richtete das Fest
nem Stande angemessenen Aufwande aus.
eine Menge der verschiedenartigsten Lust-
anstaltet, um die Traurigkeit der Kurfür-
gen. Unter Anderem wurde erzählt, daß
Tänzerin den nächsten Abend verherrli-
Bertha wurde bei dieser Nachricht von
Angst erfaßt, und ihre Düsterheit war
h, daß Veit von Miltiz sie darüber be-
e erinnerte ihn, daß es eine Tänzerin ge-
die sie um den ersten Traum ihrer Liebe
abe.

er größten Spannung erwarteten die beiden
en Hofdamen und der junge Ritter die ange-
orstellung. Auch alle Uebrigen waren begie-
elgerühmte Italienerin zu sehen.

Abend kam; von tausend Kerzen strahlte der
in den getäfelten Wänden ihr Licht verviel-

Niederträchtigen gerächt habe, der Euch so abscheulich verließ!“

„Begebt Euch meinetwegen in keine Gefahr!“ bat Bertha besorgt.

„Mit dem Tode soll er den Frevel büßen!“ rief der romantische Champion.

„Ritter, um aller Heiligen willen! Macht mich nicht zur Ursache eines Todschlags!“ flehte das Fräulein erschreckt.

„O, laßt mich die Seligkeit genießen, Euch an einem Nichtswürdigen gerächt zu haben, der ungerührt von so viel Reizen sich keiner Sünde fürchtete durch solche Unthat! Dann darf ich hoffen, eines freundlichen Blickes von Euch nicht gänzlich unwürdig zu sein.“

Bertha blieb nicht unempfindlich für so viel ritterliche Ergebenheit, deren grelle Färbung nach ihrem Geschmack war. Die Seelenverwandtschaft führte sie öfter zusammen, und was war natürlicher, als daß die Dame, deren erstes Liebesschiff gescheitert war, sich gern bereden ließ, ein zweites von Gott Amor gesteuertes Fahrzeug zu besteigen? Ihr endliches Geständniß, daß sie ihm gewogen sei, befestigte den Entschluß des glücklichen Oberkämmerers, sich nächstens Urlaub vom Herzog zu erbitten und dann Wilhelm von Mosen aufzusuchen. Bertha fühlte sich immer mehr an ihn gekettet, und ihr Verhältniß gestaltete sich inniger, je schwärmerischer es wurde. Halbe Nächte lagen sie in zerfließender Andacht vor dem Bilde der Mutter Gottes, oder erhoben sich auf den Fittigen ihrer Phantasie in die höheren Regionen des geistigen Lebens.

Kurze Zeit nachdem dieser Bund geschlossen war, wurde der herzogliche Hof zu einem Feste an den kurfürstlichen nach Altenburg gebeten, dem ersten nach der

Trauer. Der Kurfürst wollte die Schwermuth seiner Gemahlin verscheuchen und sie für heitere Eindrücke wieder empfänglich machen; deshalb versammelte er jetzt gern die Edlen seines Landes um sich und wünschte, daß auch sein lebensfroher Bruder den Einfluß, den er auf seine Umgebung ausübte, auf Frau Margarethen anwenden möche. Wilhelm, stets in heimlicher, fast abergläubischer Furcht vor Kunz von Kauffungen, fand es für räthlich, seine Gemahlin und ihren Hofstaat mitzunehmen, und so begleitete auch Bertha die Herzogin, indeß Miltiz im Gefolge des Herzogs sich befand. Jutta von Hopfgarten, die andere Hofdame Anna's und Vertraute Bertha's, nahm an dem Minnebunde, welcher Bertha dem Leben wieder zu schenken schien, den wärmsten Antheil.

In Altenburg fanden sie eine Menge Ritter und Frauen versammelt, und der Kurfürst richtete das Fest mit einem seinem Stande angemessenen Aufwande aus. Es wurden eine Menge der verschiedenartigsten Lustbarkeiten veranstaltet, um die Traurigkeit der Kurfürstin zu besiegen. Unter Anderem wurde erzählt, daß eine geschickte Tänzerin den nächsten Abend verherrlichen würde. Bertha wurde bei dieser Nachricht von einer innern Angst erfaßt, und ihre Düsterheit war so auffallend, daß Veit von Miltiz sie darüber befragte. Sie erinnerte ihn, daß es eine Tänzerin gewesen sei, die sie um den ersten Traum ihrer Liebe betrogen habe.

Mit der größten Spannung erwarteten die beiden befreundeten Hofdamen und der junge Ritter die angekündigte Vorstellung. Auch alle Uebrigen waren begierig, die vielgerühmte Italienerin zu sehen.

Der Abend kam; von tausend Kerzen strahlte der Saal, die in den getäfelten Wänden ihr Licht verviel-



fachten; zu beiden Seiten in langen Reihen saßen die Frauen auf Polstern, in der Mitte derselben unter einem Thronhimmel die Kurfürstin mit ihren beiden Söhnen; ihr zur rechten Hand die Herzogin Anna, zur Linken ihre Töchter. An die Fürstinnen reiheten sich die Hoffrauen. Hinter den Sesseln standen die Ritter, ihre Damen zu unterhalten. Veit von Miltiz hatte sich zwischen Bertha und Jutta gestellt. Der Kurfürst und der Herzog saßen am Ende des Saales zusammen. Die Thür ging auf; ein reizendes schwarzlockiges Mädchen hüpfte herein, von vier andern gefolgt. Ihr kurzes Gewand war von schwarzem glänzenden Stoff, mit großen goldenen Blumen durchwebt, ein hellblau seidenes leichtes Obergewand, das ihr kaum bis auf die Hüften reichte, theilte sich vorn wie zwei Flügel von einander und flatterte bei ihren anmuthigen Verbeugungen. Aus den goldenen Spangen, die ihre Arme zierten, blitzten kostbare Edelsteine, und aus den dunklen Haaren leuchtete ein seltener Perlenschmuck.

Kaum war sie weiter hervorgetreten, um die fürstlichen Häupter mit den zierlichsten Grüßen zu beehren, als auch Bertha von Wangenheim mit einem Schrei ohnmächtig in Jutta's Arme sank. Miltiz ahnete den Grund und umfaßte sie in der Bestürzung im Angesichte der ganzen Gesellschaft. Es gab ein allgemeines Aufsehen, die meisten Frauen erhoben sich, die Ritter eilten herzu, und die Unterhaltung wurde unangenehm gestört. Auf Befehl der Herzogin brachte man die Besinnungslose in ein Zimmer; dort überließ sich Miltiz seinen verzweifelten Klagen und wandte alle Mittel an, die Geliebte zum Bewußtsein zu bringen. Dieses gelang endlich; aber krank und von Fieberhitze glühend rief sie angstvoll: „Sie ist's; die Zau-

berin! sie will mir abermals meinen Geliebten rauben! Nicht wahr, sie hat ihn bestrickt? Wo ist Miltiz? O, er liegt schon in ihren Armen! Sie hat auch ihn bezaubert!" Und ein Strom heißer Thränen entstürzte ihren irrenden Augen. Miltiz suchte sie von seiner Gegenwart zu überzeugen; aber sie sah, sie hörte ihn nicht und beklagte nur stets ihr Schicksal, daß einer bösen Hexe Gewalt über sie gegeben sei, um ihr Herz zu zerreißen, jede aufkeimende Liebe in ihm zu höhnen und ihren Geliebten ihr zu entführen. So phantasirte sie die ganze Nacht durch, und der verzweifelte Miltiz, wie Jutta und alle sie Umgebende fürchteten, sie möchte in ihren frühern Wahnsinn verfallen sein.

Aber Bertha war es nicht allein, auf die Estrella einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hatte. Auch Herzog Wilhelm hatte sie sogleich erkannt, und sein Herz erglühte augenblicklich von Neuem für dies reizgeschmückte braune Mädchen. Sich selbst vergessend war er aufgesprungen und mit freudigem Gruße auf sie zugeeilt, während die allgemeine Aufmerksamkeit auf Bertha's Unfall gerichtet war. Entzückt faßte er ihre Hand, aber sogleich durchzuckt von jenem seltsamen Gefühl, das ihn schon einmal im Lager vor Gera überrascht hatte, ließ er sie wieder fahren. Ein Zittern lief über seine Glieder, und eine Sehnsucht, ein glühendes, peinliches Verlangen nach Katharinen und ihren Liebkosungen erfaßte ihn mit solcher Stärke, daß er wie betäubt nach seinem Stuhle zurückwankte und sich besinnen mußte, wo er sich befand. Estrella tanzte nun zum Entzücken aller Anwesenden nach dem Klange der Mandolinen, welche die Zigeuner spielten, bald allein, bald mit den Andern in den interessantesten Verschlingungen. Aber so sehr auch Al-

ler Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, der Herzog sah und hörte nichts Rechtes davon; wie Schattenbilder glitten die Gestalten vor seinen Augen vorüber, und in ihm tauchte nur ein Bild mit den reizendsten Farben geschmückt auf und nahm alle seine Sinne ein, das Katharina's. Kaum konnte er die Beendigung des Tanzes erwarten; als Estrella mit Lobpreisungen entlassen war, und die Gesellschaft sich getrennt hatte, entfernte auch er sich, ließ sich von seinem Troßbuben das Pferd satteln und jagte, von ihm begleitet, wie rasend durch die nachtumhüllte Ebene nach Katharina's Wohnsitz.

Miltiz war auf die Tänzerin höchst erbittert, die durch ihr Erscheinen Bertha's bedenklichen Zustand herbeigeführt hatte, und der Gedanke wurde in ihm lebendig, bei ihr die Ausführung seines Racheplans zu beginnen. Dieses gefährliche Tatermädchen war ja an allen Qualen der Geliebten Schuld, und der Himmel, meinte er, habe sie hergeführt, um für ihren Frevel von ihm bestraft zu werden. Kaum graute der Morgen, so eilte er, einige Gefährten und Jugendgenossen für sich zu gewinnen; durch sein Feuer und die ansehnlichen Versprechungen, die er ihnen machte, hingerissen, verbanden sie sich mit ihm, Estrellen einzufangen. Am nächsten Abend wurde ihr Vorhaben ausgeführt. Auf Begehren der ganzen Versammlung am Hofe tanzte das Mädchen wieder; unterdessen hielten die Ritter zu Pferde am Fuße des Schloßberges; als sie nun ohne Argwohn den steilen Weg herab kam, wurde sie rasch erfaßt und auf ein Pferd gehoben. In Eile sprengten die Räuber davon; Einer von ihnen brachte sie auf sein Schloß und warf sie in ein Gefängniß, bis zur weiteren Verfügung des erbosten Miltiz über sie. Bertha's feste Natur und



die unermüdete Sorgfalt ihres Geliebten besiegten bald die Krankheit. Einst überraschte er sie mit der Nachricht, daß ihre Feindin, deren Raub einige Tage das Gespräch des Hofes und dann vergessen worden war, in seiner Gewalt sei, und er mit Ungeduld der Stunde harre, wo sie dieselbe demüthigen würde. In Bertha's Brust erwachte allerdings wieder ein Theil jenes Rachegefühls, was sie einst so wild durchtobt hatte, aber zu gleicher Zeit beschlich sie auch ein heimliches Grauen vor dem Anblick der Verhaßten, daß sie die Ausübung der Rache von einem Tage zum andern verschob. Miltiz hingegen glaubte nicht, so lange zaudern zu dürfen, und da er in Erfahrung gebracht, daß der Gegenstand seines Grolles auf der Burg Kaufungen verweile, so übersandte er Wilhelm von Mosen eine Herausforderung, die dieser als Ritter annehmen mußte. Zum Orte des Zweikampfes ward Rochlitz bestimmt.

Ehe noch die Zeit herannahte, in welcher sie sich dort treffen wollten, fielen Ereignisse vor, welche die Ausführung des Vorhabens hinausschoben.

9.

Ein Zweikampf.

Apel Vitzthum war in der Mitte des Sommers von Rom zurückgekehrt und hatte sich nach Koburg, der Hauptstadt seiner fränkischen Besitzungen, begeben. Dort fanden sich auch seine Brüder und sonstigen Freunde ein, die alle mit seinem Sturz die Gnade des Herzogs verloren hatten.

Kaum hatte Herzog Wilhelm seine Ankunft erfahren, als er auch seinen Oberkämmerer Veit von Miltiz an den ungetreuen Rath abschickte und ihn auffordern ließ, alle Güter in Franken zu räumen und ihm zurückzugeben. Mit Hohnlachen hörte Apel den jungen Ritter an und schickte ihn dann mit einer spöttischen Antwort zurück. Der Herzog rief entrüstet seine Landstände zu Weißensee zusammen und sprach ihre Hülfe gegen den gefährlichen Feind an, den er sich selbst im Busen so mächtig gezogen hatte. Hier klagte der Herzog seinem Volke Apel's Untreue, vor der ihn die Vornehmsten desselben so oft vergeblich gewarnt hatten. Gern war man jetzt, da er zur Erkenntniß gekommen war, bereit, ihm mit dem Aufgebot aller Kräfte beizustehen. Ein kleines Heer kam schnell zusammen, und mit ihm zog der Herzog nach Franken, um Apel'n die Güter zu entreißen. Alle Ritter seiner nächsten Umgebung machten den Zug mit. Die Dörfer und unbefestigten Städte fielen dem Herzog sogleich wieder zu, und er ließ sie den neuen Huldigungseid schwören. Aber die drei vorzüglichern Städte, Koburg, Hildburghausen und Königsberg hatte der schlaue Apel so stark verschanzt, daß ihnen nicht beizukommen war, und der Herzog, nachdem er einen Statthalter bestellt, wieder abziehen mußte, um erst sein Heer zu verstärken. Nun rief er seinen Bruder, den Landgrafen von Hessen und den Markgrafen von Brandenburg um Hülfe an; und die beiden letzteren, fast immer Schiedsrichter, Rather und Helfer in allen Angelegenheiten des sächsischen Hauses, erschienen, um zwischen Apel und dem Herzog Frieden zu stiften. Aber Apel war durch den Abzug Wilhelm's aus Franken übermüthig geworden und lehnte trotzig und spöttisch alle Versöhnungsversuche ab. Nun begann der Herzog sich mächtig zu



rüsten, und alle thüringischen Städte folgten seinem Beispiel und Befehl. Mit dem neuen Frühjahr sollte ein förmlicher Belagerungskrieg gegen Apel losbrechen.

Apel's Wuth kannte keine Grenzen, und jede Gelegenheit, die sich ihm zur Rache an einem der beiden sächsischen Fürsten bot, ließ er nicht unbenutzt. So zogen kurfürstliche und burgundische Gesandte im Herbste von Erfurt nach Naumburg, die letzteren, um des Kurfürsten älteste Tochter Amalie in Augenschein zu nehmen, welche der Herzog Philipp der Gütige von Burgund für seinen Sohn Karl, später der Kühne genannt, bestimmt hatte. Ueber dem Dorfe Hassenhausen überfiel sie Apel und brachte sie gefangen auf seine Burgen im Osterlande. Ungehindert streifte er sogar in des Herzogs Nähe und verübte abscheuliche Schelmstücke.

Veit von Miltiz dachte nach diesem Sturme daran, das Bertha von Wangenheim gethane Gelübde zu lösen. Drum schickte er im Spätherbst Wilhelm von Mosen einen Boten zu, der ihn zum Zweikampf nach Rochlitz auffordern mußte, der kommende Frühling schien ohnedies ritterliche Beschäftigung genug zu bringen, und man konnte nicht wissen, wie lange sich der Krieg des Herzogs mit Apel hinziehen würde; deshalb hielt es Veit für gerathener, mit der Ausübung seiner ritterlichen Pflicht zu eilen.

Wilhelm von Mosen stellte sich pünktlich ein. Erst vor Kurzem hatte er erfahren, daß Estrella vom altenburger Hofe verschwunden sei. Kunz und er hatten von einer Woche zur andern gehofft, von ihr Nachricht zu erhalten, und als das Ausbleiben derselben sie unruhig machte, sandten sie Späher aus, und erfuhren jetzt erst mit Schrecke, was man in Altenburg wieder vergessen hatte. Natürlich fiel ihr Argwohn



auf den Herzog. Mosen konnte gar nicht überlegen, was am klügsten anzufangen sei, Kunz dagegen sandte seine Brüder im Lande umher nach allen Schlössern des Herzogs, ließ diesen selbst auf allen Schritten umstellen und belauschen, um Estrellen dadurch auf die Spur zu kommen. Aber statt die Gesuchte zu entdecken, fanden sie, daß des Herzogs geheime Besuche, die ihn selbst aus Franken von seinem Heere weggezogen, Katharinen auf ihrem einsamen Schlosse galten. Ueber Estrella's Aufenthalt war nicht die leiseste Vermuthung beizubringen. War auch der Hauptzweck einer monatelangen Mühe vergebens, so war doch die gemachte Entdeckung, daß der Herzog mit Katharinen noch in zärtlichem Verhältniß stehe, für Kunzen ebenfalls wichtig, und er machte sich mit Wilhelm von Mosen zu gleicher Zeit auf; dieser, um dem Oberkämmerer zu begegnen, der sich einfallen ließ, ihn über sein Handeln gegen Bertha von Wangenheim mit dem Schwert um Rechenschaft zu fragen; jener, um dem Herzog Wilhelm aufzulauern, wenn er bei Katharinen sei.

Hinter dem rochlitzer Schloß am Berge trafen die Kämpfer zusammen.

„Ihr habt gegen Ritterpflicht und Ehre eine edle Jungfrau, der Ihr Liebe und Treue gelobt, verlassen. Was waren Euere Gründe?" begann Miltiz im hohen Tone.

„Ich bitt' Euch, junger Mann, spart Euere hochtrabenden Worte für einen Andern, der sie mehr zu schätzen weiß, als ich!" entgegnete Mosen mürrisch. „Ich bin Euch nicht schuldig, Rechenschaft abzulegen, und wäre ich es, ich thät' es nicht. Ihr habt mich herausgefordert, drum zieht Euer Schwert und laßt uns den Handel abmachen."

„So sprechen Schuld und böses Gewissen.“

„Stellt meine Großmuth nicht auf eine harte Probe!“ rief Mosen erzürnt. „Braucht eine ehrlichere Waffe, als Euere Zunge!“

Der Kampf begann, aber Miltiz tobte und schimpfte und brachte den ruhigen Mosen zuletzt auf. Plötzlich rief der junge, schwärmerische Ritter: „Eure Metze, die braune Bettel, soll's entgelten!“ Da zuckte es mit Blitzes Schnelle und Licht durch Wilhelm's Geist, und sich selbst vergessend und Alles um ihn, sah seine erwachende Wuth den Räuber seiner Estrella vor sich, und nach zwei unbändigen Streichen sank sein Gegner zu Boden.

„Wo ist Estrella?“ rief Mosen. Aber jener vermochte nicht mehr zu antworten. In demselben Augenblick sprang aus dem von den Schatten des Abends umflorten Gebüsch eine weibliche Gestalt in dunkler Tracht mit einem Schrei; Mosen meinte nicht anders, als Estrellen vor sich zu sehen, eilte auf sie los und umfaßte sie, um sie auf sein Pferd zu retten. Aber verzweifelt sträubte sie sich und schrie kläglich. Verwirrt durch ihre Widersetzlichkeit und die fremde Stimme riß er den Schleier weg und sah in ein todtenbleiches, unbekanntes Gesicht, das der erste Strahl des eben aufgehenden Mondes gespenstisch beleuchtete. Ohnmächtig neigte sie das Haupt an ihn und versetzte ihn dadurch in die peinlichste Verlegenheit; denn die größte Eile that Noth, wollte er nicht von den Freunden des sterbenden Miltiz verfolgt und eingefangen sein. Ohne also selbst recht zu wissen, was er that, schwang er sich mit der bewußtlosen Unbekannten, die er doch nicht hülflos in der Nacht liegen lassen konnte, auf das Pferd und jagte davon, so daß er gegen Morgen schon auf der Burg Kauf-



fungen anlangte. Die fremde Frau hatte sich zuweilen bewegt; dann aber war sie wieder aufschreiend und nicht auf Mosen's Versicherungen seiner Redlichkeit hörend, in den vorigen Zustand zurückgefallen.

10.

Die unglückliche Nonne.

Frau Anna von Kauffungen war nicht wenig erstaunt, den Ritter Mosen in solcher Gesellschaft ankommen zu sehen; man brachte die von der Kälte der Nacht und der Ohnmacht Erstarrte in Betten, und der Burgkaplan sorgte für stärkende Arzneien. Theilnehmend setzte sich die Hausfrau, nachdem sie von Mosen den möglichsten Aufschluß über sein Zusammentreffen mit der Fremden erhalten hatte, an das Lager derselben und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo sie die Augen öffnen und der Sprache mächtig werden würde. Endlich athmete sie tief und schlug ein paar schöne, hellblaue Augen auf, die sie verwundert umher warf.

„Wo bin ich?“ fragte sie sanft.

„In sichern Händen,“ antwortete die Ritterfrau, „die bereit sind, Euch in Allem zu dienen, was Ihr wünscht.“

„Wer ist der Räuber, der mich vom Schlosse Rochlitz hinweg geführt hat?“

„Ihr seid im Irrthume, schöne Frau! Kein Räuber hat Euch entführt. Die dringende Nothwendigkeit, Euch nicht ohnmächtig und ohne Beistand in der



kalten Herbstnacht liegen zu lassen, hat den Ritter bewogen, Euch auf sein Roß zu heben und auf diese Burg, die dem Ritter Kunz von Kauffungen gehört, zu führen."

„Kunz von Kauffungen!" rief die Kranke überrascht. „O weh, der hat mich um die letzte Hoffnung meines Lebens betrogen!"

„Wer seid Ihr?" fragte nun Anna eben so erstaunt. „Was bedeuten diese geheimnißvollen Worte?"

„Ich heiße Isidore von Lohma! Mein unglücklicher Name ist Euch bekannt."

Erschreckt starrte Anna in die blassen Züge, deren Schönheit von Leiden zerstört war. Wie ein mahnendes Geisterwort war der wohlbekannte Name in ihre Seele gedrungen; sie war es ja, die die letzten Hoffnungen dieses Weibes vernichtet hatte. Den Vorwurf ihres Gewissens zu ersticken, zeigte sie Isidoren schwesterliche Zärtlichkeit. Sie rief Mosen herbei, und dieser erkannte mit Erstaunen jetzt erst in der fast ohne seinen Willen Entführten jene Gestalt, die einst am Abend vor Kunzens Gefangennehmung bei Ronneburg an Neko's Hand einen so starken Eindruck auf ihn gemacht hatte. Isidore gewann Vertrauen zu ihrer Umgebung, da sie hörte, daß der vor ihr stehende Ritter Wilhelm von Mosen sei, der treuste Anhänger ihres geliebten Sigismund, wie sie von Neko wußte. Mosen dagegen glaubte, von ihr über den letzteren und dadurch von Estrellen etwas zu erfahren, aber zu seinem Kummer berichtete sie, daß Neko in diesem Jahre noch nicht auf der Burg Rochlitz erschienen sei und auch nichts von sich habe hören lassen.

Auf Anna's Einladung entschloß sich Isidore einige Zeit auf Burg Kauffungen zu verweilen; denn

4*



die liebende Sorgfalt der Ritterfrau und der lang entbehrte weibliche Umgang thaten ihr wohl, und sie sandte einen Boten an den Burgvogt Wolfgang mit einem Briefe an den Kaplan Benedict, denn der Herzog durfte keine Briefe empfangen. Die beiden weiblichen Herzen näherten sich; Anna's Unglück und das Fehlschlagen auch ihrer Hoffnungen machte sie für Isidoren's Schicksal empfänglicher und theilnehmender. In wechselseitiger Mittheilung erfuhr Anna, daß Isidore an jenem Abende des Zweikampfes von dem Klange der Schwerter aus dem Schlosse gelockt, hatte lauschen wollen, ob vielleicht der gefangene Herzog durch einen Ueberfall seiner Anhänger befreit werden solle. Dann hatte sie sogleich hülfreiche Hand leisten wollen. Kaum im Busche angelangt, sieht sie den jungen Ritter stürzen, sieht den Blutstrahl aus seiner Brust schießen und das Entsetzen preßt ihr den Schrei aus, der sie Mosen verräth. —

Das arme Nönnlein war in einem beklagenswerthen Zustande. Ihrer Beschreibung zufolge war Herzog Sigismund wieder in Stumpfsinn und Trägheit verfallen. Die trostlose Ueberzeugung drängte sich ihr auf, daß ihr Glücksstern untergegangen sei. Eine unheilbare Krankheit zehrte ihre Lebenskraft auf und versprach sie bald zu erlösen.



11.

Der unbequeme Mahner.

Ein feuchter unfreundlicher Abend lag auf dem Saalthale. Ueber dem Flusse ballten sich graue Nebelmassen. Ein einsamer Reiter verfolgte den Weg nach der hoch auf der Uferfelsenwand thronenden Dornburg, die aus zwei Schlössern bestand. Das eine gehörte dem Herzog von Thüringen, das andre Apel Vitzthum. Am Thore des erstern vertrat ein verhüllter riesiger Mann dem Reiter den Weg.

„Ein Wort mit Euch, Herzog Wilhelm!“ rief der Verhüllte.

Der Reiter erschrak, er hatte den unbequemen Mahner an der Stimme erkannt. „Ihr seid's, Ritter Kunz von Kauffungen. Was wollt Ihr von mir?“

„Wozu die Frage? Ihr wißt es. Ich schwur Euch Fehde bis zum Tode, wenn Ihr fortfahren würdet, Euere edle Gattin durch die Buhlerei mit einer Metze zu kränken. Ihr seid auf dem Wege zu ihr und ich stehe als Ritter und Rächer der von Euch schwer beleidigten Frau Herzogin von Thüringen vor Euch, um Euch mein Wort zu halten. Zieht Euer Schwert, wenn Ihr wie ich auf alte Ritterehre haltet. Nur Einer von uns kann lebend diese Stelle verlassen.“

„Ich bin nach Fürstenrecht nicht verbunden, mich mit einem meiner Vasallen zu schlagen, am wenigsten hier ohne Vorbereitung.“

„Ihr seid es nach dem Gesetz der Ehre.“

„Ihr seid nicht der Mann, Ritter Kauffungen, dem ich, der Landesfürst, Rechenschaft über meine Handlungen schuldig bin. Euere Anmaßung ist unerträglich."

„Nicht so wie Euere Pflichtvergessenheit."

„Ihr seid nicht mein Richter."

„Aber ich bin Schützer und Kämpfer der Herzogin. In einer heiligen Stunde hab' ich es der edlen Dulderin zugeschworen. Ich stehe nicht als Vasall meinem Landesfürsten gegenüber, sondern als Ritter dem Ritter, als Rächer der beleidigten Unschuld dem ungetreuen Gatten."

„Ihr habt keine Beweise meiner Untreue."

„Wenn Ihr mir auf das Kreuz Eueres Schwertes schwört, daß Ihr nie die Ehe gebrochen, so reite ich von dannen."

„Schwört mir erst dasselbe! Nur wenn Ihr rein seid von aller Schuld vor Gott und den Heiligen, könnt Ihr als Champion einer angeblich von ihrem Ehewirth gekränkten Frau auftreten."

Kunz war durch dieses unerwartete Wort wie niedergedonnert. Die furchtbare Wahrheit desselben drang ihm durch Mark und Bein. Er fühlte es, wie wenig Recht er hatte, der Ehrenkämpfer einer von ihrem Gemahl durch Untreue gekränkten gewöhnlichen Ehefrau zu sein, geschweige einer Herzogin und den Beleidiger zur Rechenschaft zu ziehen. Er verstummte vor seiner Selbstanklage und verrieth dadurch dem lauernden Herzog seine Schwäche.

„Wohlan, tugendhafter Ritter!" rief dieser höhnisch und mit voller Kenntniß des moralischen Uebergewichts, das er plötzlich über den unbequemen Mahner erlangt hatte. „Was zaudert Ihr mir den Schwur zu leisten, den Ihr so keck von mir fordert?

Gesteht Ihr mir etwa das Recht nicht zu, erst höflich von Euch zu verlangen, was Ihr trotzig von mir begehrt?"

„Kein Mensch kann leugnen, daß Ihr im vollsten Rechte seid."

„So verbietet Euch wohl gar Euer eignes Gewissen den Schwur zu leisten?" lachte der Herzog.

„Ich kann ihn nicht schwören," versetzte der Ritter mit hohler gequälter Stimme und stand vor dem jungen Fürsten wie ein bei einem Schelmenstreich ertappter Bube.

„Oho!" rief der Herzog triumphirend. „Ihr seid mir ein feiner Tugendheld und Ritter gekränkter Frauenunschuld. Ihr wollt Andre ob der Schuld strafen, die Ihr selbst begangen? Seid Ihr der Mann, der mir die Würmer aus der Nase ziehen darf? Geht heim und laßt Euch Absolution von Euerer Ehewirthin ertheilen, oder ich schicke Euch einen Kämpen über den Hals, der Euch ob des an ihr begangenen Frevels strafe."

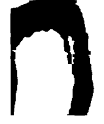
Nie war der Ritter Kunz in einer mißlichern Lage. Er hätte eine seiner schönsten Burgen darum gegeben, wär' er mit Anstand aus dem Handel gewesen. Er nahm sich zusammen so gut er konnte und sagte mit Würde: „Wohl denn, Herzog von Thüringen! Dasselbe Weib, das Euch als Buhlerin umgarnt hält, ist auch die meinige gewesen. Darum weiß ich am Besten, in welch' unwürdigen Banden Ihr liegt. Und Ihr habt einen Engel zur Gemahlin. Ich mein' es ehrlich mit Euch: Ihr rennt in Euer Verderben."

„Ihr taugt zum Prediger von Pflicht und Tugend so schlecht, wie zu ihrem Kämpfer. Geht heim, guter Ritter, kehrt vor Euerer Thüre und wollt fer-



ner nicht Feuer löschen, die Euch nicht brennen. Euerer Anmaßung werd' ich übrigens bestens gedenken. Ihr thätet wohl, mir ferner nicht so keck in den Weg zu treten, vielmehr so weit als möglich aus dem Wege zu gehen. Gute Nacht, Ritter von Kauffungen! Grüßt mir Euere Hausfrau schönstens!" Damit gab der Herzog das Zeichen, das ihm das Thor geöffnet werde, und er ritt in die Burg, sobald dieses geschehen war, ohne daß der beschämte Ritter versucht hätte, ihn daran zu hindern. Seine Stimmung war die fürchterlichste von der Welt. Er hätte gern mit dem ersten Besten auf Leben und Tod gekämpft, aber es war Niemand da, der ihm diese Gefälligkeit erwiesen hätte. So mußte er sich denn begnügen, der schönen Katharina Rache und Verderben zu schwören und in der stürmischen Regennacht wieder heim zu reiten, die der Herzog auf die angenehmste Weise verlebte.

So beschränkt auch die geistigen Gaben des Ritters Kunz waren, so begriff er doch, daß es seit dieser Stunde mit seinem Ansehen bei den beiden Sachsenfürsten aus sei, und seine Stimmung steigerte sich bis zur bittersten Verbissenheit. Seine Späher an den beiden Höfen brachten bald die Nachricht auf die Burg Kauffungen, daß der Herzog über den Tod seines Oberkämmerers von Miltiz genau unterrichtet sei und danach strebe, ihn am Ritter Mosen zu rächen. Dieser hatte ohnedies keine Ruhe mehr in der nichts weniger als heitern Gesellschaft seines Gastfreundes. Ihn trieb es fort, Estrellen zu suchen und dem Herzog aus dem Wege zu gehen. Er vermuthete, daß die Taternbande, zu welcher Estrella gehörte, soviel davon noch zusammenhielt, wie gewöhnlich im Spätherbst und Winter, nach den böhmischen Bergen gezogen sein



mochte, und er eilte dorthin, etwas von dem geliebten verschwundenen Mädchen zu erkunden.

12.

Complot gegen Kunz.

Kaum war der Winter gewichen, so begann Herzog Wilhelm's Fehde gegen Apel Vitzthum. Ihn unterstützten der Kurfürst und der Landgraf von Hessen, die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. Man fing damit an, alle Burgen und Besitzungen Apel's in Thüringen und dem Osterlande einzuschließen und wegzunehmen. Nach kurzer Zeit wurden die Schlösser zu Cappellendorf, Madela, Leuchtenburg, Dornburg und Iserstädt erobert und einige von ihnen der Erde gleichgemacht, und die darauf befindlichen Ritter, die zu Apel's großem und mächtigem Anhange gehörten, als Gefangene weggeführt. Auch Bernhard und Busso Vitzthum gelangten so in des Herzogs Gewalt; doch verstattete er großmüthig beiden freien Abzug nach Böhmen. Im Mai nahmen die Erfurter bereits die Stadt Koburg, Apel's Hauptfestung, ein; Hildburghausen und Königsberg folgten bald nach, denn Apel war von allen Seiten geschlagen und ohne Hülfe nach Koburgs Fall mit seinen Schätzen ebenfalls nach Böhmen geeilt, um da ruhiger auf Rache am Herzog und dem Kurfürsten zu sinnen. Die Eroberung der übrigen Schlösser überließ Wilhelm seinen Hauptleuten und ging nach Weimar zurück, um mit

seinem Bruder den Ausgang ihres Unternehmens zu feiern. Den Kurfürsten hatten seine Räthe begleitet, und der Herzog verkehrte im Geheimen viel mit dem alten Bibenberg, dessen langjährige Feindschaft gegen Kunz von Kauffungen ihm genugsam bekannt war, und den er jetzt durch alle möglichen Gnadenbeweise auszuzeichnen suchte. Der Herzog wollte sich an Kunz rächen und verband sich dazu mit dessen alten Feinden. Ihr Schluß, daß Kunz unzufrieden und erbittert sein müsse, und die Heftigkeit seines Charakters, verbunden mit seiner oft bewährten Unklugheit ihn zu heftigen Schritten hinreißen würden, war ein richtiger. Sie ließen wiederum ihn umlauern, wie er sie, und so erfuhren sie, daß Isidore von Lohma auf Burg Kauffungen wohne. Bibenberg schloß daraus, daß Kunz in Verbindung mit dem Herzog Sigismund stehen müsse. Erfreut über diese Entdeckung, sandte er heimlich einige Söldner nach Rochlitz mit dem Befehle an den Burgvogt ab, von dessen Treue er überzeugt war, diesen den Kaplan gefangen zu übergeben. Ohne Verzug wurde sein Wille in's Werk gesetzt, und Benedict nach Weimar gebracht. Mit allen Mitteln, welche ihnen Macht, Schlauheit, Rechtskenntniß, verfängliche Fragen und Beredsamkeit darboten, erreichten Bibenberg und Magdeburg gar bald ihren Zweck, den bestürzten Pfaffen zu verwickeln und zum Geständniß dessen zu bringen, was er von der Sache wußte. Er beichtete, daß Neko, den er selbst nicht näher kannte, Isidoren auf das Schloß Rochlitz gebracht, und daß er wohl zuweilen den Namen des Ritters Kunz von Kauffungen von ihm und Sigismund vernommen habe. Weiter wußte er nichts, aber das war schon genug für die treuen Räthe des Kurfürsten und neuen Freunde des Herzogs.



Einige Tage darauf saßen sie mit den beiden fürstlichen Brüdern in traulicher Unterhaltung beim Weine zusammen.

„Apel's Güter sind nun alle in unseren Händen," begann der Herzog, „bis auf die, welche Ihr, mein lieber Bruder, an einige Euerer Ritter vergeben habt. Sie liegen in Euerm Lande und Ihr habt darüber zu verfügen."

„Kunz von Kauffungen hat die meisten inne," erwiderte der Kurfürst; „aber er hat mir wichtige Dienste geleistet."

„Was seine Dienste betrifft, so haben wir Ew. Hoheit schon einmal Aufschluß darüber gegeben," warf Magdeburg ein. „Auch hat er Euch einen Revers ausgestellt, gegen den Wiederempfang seiner thüringischen Besitzungen die apel'schen Schlösser zurückzugeben."

„Er mag sie behalten!" sagte Friedrich.

„Also wollt Ihr ihn belohnen für seine schelmische Untreue?" fuhr Wilhelm auf. „Glaubt mir, er ist um kein Haar besser, als Apel Vitzthum."

„Wie wollt Ihr solch Wort beweisen?"

„Magdeburg! Jetzt ist es Zeit auch Euerm Herrn die Augen zu öffnen. Nicht ich allein habe mich hintergehen und verblenden lassen; Ihr seid in demselben Falle."

Erstaunt sah der Kurfürst seinen Kanzler mit fragenden Blicken an, und dieser begann: „So wißt denn, daß der von Euch so sehr vorgezogene Ritter Kunz von Kauffungen mit Euerm Bruder, dem aufrührerischen Herzog Sigismund, conspirirt hat, um diesen auf den Thron zu heben zu Euerm Verderben."

„Unmöglich!" rief Friedrich und seine zornigen Mienen verriethen die heftigste innere Bewegung. „Das spricht Euere Feindschaft gegen Kunzen! Glaubt nicht mit mir ein Spiel zu treiben!"

„Schon haben wir Sigismund's Kaplan“ erwiderte Bibenberg ruhig „und schon hat er gestanden, daß der Herzog mit Kunzen verschworen war; Ew. Hoheit darf befehlen, und er wiederholt das Geständniß vor Euch. Auch der Burgvogt Wolfgang scheint um die Sache zu wissen. Laßt ihn in Gewahrsam bringen, und es wird sich ergeben, ob wir Wahrheit geredet.“

Der Kurfürst gebot den Pfaffen herbeizuholen. Dieser hatte von Magdeburg das Versprechen der Freiheit und obendrein noch einer guten Belohnung erhalten, wenn er geradezu seine Mitwissenschaft einer Verschwörung zwischen Kunzen und Sigismund eingestände. Der Kaplan verstand seinen Vortheil und bejahte alle Fragen des Kurfürsten.

„Das hätte ich von Kunzen nimmermehr erwartet!“ rief dieser entrüstet, als Benedict wieder abgeführt war. „Nun soll der Schändliche Apel's Güter wieder herausgeben. Weiter will ich nichts mit ihm zu schaffen haben; denn er ist ein schlimmer Geselle.“

„Verweist ihn des Landes!“ sagte Wilhelm, dem seines Bruders Entschluß nicht genügend war und der Kunzen gern so weit als möglich von sich entfernt sehen wollte.

„Noch kann ich ihm nichts beweisen! Ich werde den Burgvogt mit dem Pfaffen zusammenstellen und sie ausfragen; ergiebt sich das Schlimmste, dann ist ihm ein gleiches Loos wie Apel's zugedacht.“ —

Schnell begann die Untersuchung, aber weder von Wolfgang, noch von Benedict erfuhr der Kurfürst eine bestimmte Thatsache. Desongeachtet ruhte ein schwerer Verdacht auf Kunzens Haupte, den Isidoren's Aufenthalt bei ihm noch vergrößerte. Deshalb blieb es bei der ersteren Bestimmung Friedrich's; er schickte ihm durch einen Herold einen offenen Brief, worin er

ihm anbefahl die apel'schen Güter laut des Reverses zu räumen und die seinigen in Thüringen dagegen wieder einzunehmen.

13.

Offener Bruch zwischen Kunz und dem Kurfürsten.

Kunz wurde von diesem neuen Schlag hart getroffen. Das von allen Seiten über ihn hereinbrechende Unglück machte ihn einen Augenblick bestürzt. Estrella's Raub, Mosen's Schicksal und Zweikampf mit Miltiz, seine Flucht, Isidoren's Leiden, die wegen der Verhaftung des Burgvogts nun nicht wieder auf Rochlitz, wohin ein Anderer gesetzt war, zurückkehren konnte, hatten ihn schon sehr angegriffen, nun kam noch des Kurfürsten Befehl hinzu, die Güter, an deren Bau er sehr vieles Geld gewendet, gegen seine zerstört und wüst liegenden Ländereien in Thüringen wieder umzutauschen.

Doch bald hatte er sich wieder gefaßt. „Ich will selbst nach Altenburg reiten," sagte er zu seinem Weibe. „Sie haben mir dort eine Grube gegraben, die alten Gauner; denn bei Gott und der heiligen Jungfrau! das kann des Kurfürsten Ernst nicht sein. In die Ohren haben sie's ihm geblasen oder vielleicht gar untergeschoben; der Magdeburg hat ja den Revers von mir, an den sie mich jetzt erinnern. Nun denken die Narren, ich ließ mir's gefallen und zög' ab,

wie vom Feind eingeschlossen. Aber sie haben sich verrechnet; ich komme doch nach Altenburg, ob ich's gleich verschworen hatte; selbst will ich den Kurfürsten fragen, ob er das gemeint."

Er ritt. Kaum war er in den innern Raum der Hofburg zu Altenburg angelangt, als sich die Nachricht davon in alle Gemächer verbreitete. Furchtsam wich Alles aus seinem Wege; denn in den Blicken des riesigen Ritters glaubte jeder Feige Gefahr für sich zu lesen. Der Kurfürst schickte einen Boten in die Stadt nach dem Kanzler und dem Rath Bibenberg, und nicht ohne Verlegenheit harrte er ihrer Ankunft. Ueberdies ließ er alle Edlen zusammenrufen, welche zu seinem geheimen Rathe gehörten. Auf Kunzens Begehr, mit dem Kurfürsten allein zu sprechen, wurde er höflich bedeutet, einige Zeit zu warten; und er, der sonst gewohnt gewesen war, zu jeder Zeit unangemeldet in Friedrich's Zimmer zu treten, ließ sich auch das gefallen, obgleich eine trübe Wehmuth ihn übereilte. Diese ging allmälig in Erbitterung und zuletzt in Zorn über, als eine Stunde um die andere verflog, ohne daß er gerufen wurde. Keinen Krug Wein hatte man ihm vorgesetzt, keiner seiner sonstigen Freunde war erschienen, ihn zu begrüßen, selbst Hildebrand von Einsiedel nicht. Nur einige Knechte schlichen von fern in der Halle, wo er saß und beobachteten ihn mit scheuen Blicken.

Endlich holte ihn ein Ritter ab. Grimmig trat er in den Saal und erstaunte, den Kurfürsten in der Mitte seiner Räthe zu finden. Nun wurde ihm sein Warten klar, aber um desto zorniger schritt er auf den Fürsten los, der ihn mit finstern Blicken maß.

„Ihr habt mir die Güter wieder abfordern lassen, gnädigster Herr, mit denen Ihr mich vor zwei Jah-

ren belehnt," redete Kunz mit gesetzter Stimme, der man den bekämpften Unwillen anhören konnte. „Ich bin gekommen Ew. Hoheit zu fragen, ob Ihr das ernstlich gemeint?"

„Hab' ich jemals mit Euch gescherzt, Ritter Kunz? oder ist so etwas überhaupt ein Gegenstand des Scherzes?"

„Die Güter sind mir lieb geworden; ich habe viel Geld an sie gewandt."

„Das hab' ich Euch' nicht geheißen. Ihr gebt sie zurück, wie Ihr versprochen habt, und empfangt dagegen die Euerigen in Thüringen wieder."

„Verwüstet liegen diese, jene hab' ich in den blühendsten Zustand gebracht. Mir geschähe durch Euern Machtspruch Unrecht."

„Ich thue keinen Machtspruch; ich verlange nur, daß ihr Euer gegebenes Wort erfüllen sollt. Der Friede ist hergestellt, und jedem werde sein Eigenthum wieder!"

„Wohl! aber ich versprach Apeln seine Güter gegen die meinigen wieder auszuliefern. Apel Vitzthum ist verjagt, alle seine Besitzungen sind vom Herzog eingezogen. Es ist Niemand da, der ein näheres Recht auf die Schlösser hätte als ich, der ich sie in Besitz habe."

„Das nähere Recht steht mir zu, und ich fordere sie zurück," erwiderte Friedrich heftig.

„Ihr gabt Hermann von Harras das Schloß Lichtenwalde für seine zerstörte Burg in Thüringen. Er steht mit mir in gleichem Verhältniß. Warum muß er das Apeln sonst auch gehörige Gut nicht zurückgeben? Warum wollt Ihr mir allein schaden?"

„Brauch' ich Dir Rechenschaft abzulegen über mein Thun und Lassen? Du bist kühn, mich darüber zu



befragen, Kunz! Magdeburg, gebt ihm den Revers und macht dem trotzigen Mann meinen Willen noch einmal klar!“ Damit stand der Kurfürst auf und wollte sich entfernen. Da wurde Kunz vom Zorne überwältigt.

„Kurfürst Friedrich,“ rief er mit dem Fuße stampfend, daß es laut im Saale wiederhallte, „habt Ihr vergessen, was ich für Euch that?“

„Daran erkenn' ich Dich, eitler Narr, daß Du mich daran erinnerst, was Deine Pflicht und Dein eigener Vortheil Dich vollbringen ließ. Laß Dich vom Herzog Wilhelm und vom Herzog Sigismund belohnen, beide lagen Dir so nah und näher als ich,“ sagte der Kurfürst spöttisch kalt.

„Ha! niederträchtige Verläumdung!“ donnerte Kunz Wuth schäumend, und seine Blicke schossen flammend auf Bibenberg und Magdeburg.

„Verläumdung oder nicht, Du giebst die Güter heraus!“

„Ich gebe sie nicht!“ —

„Ha, Rebell! so werd' ich sie Dir nehmen. Wagst Du meiner Macht zu trotzen? Ich will Dich vernichten mit meinem Zorn, wenn Du die Hand bewaffnet gegen mich erhebst!“

„Nehmt sie hin! Aber zittert vor meiner Rache!“ stieß Kunz noch mit wutherstickter Stimme heraus. „Und sollt' ich mich an Euerm Fleisch und Blut rächen!“

Von ihren Sitzen sprangen die Räthe auf und stellten sich murrend und schreiend wider Kunzens unerhörte Drohung um den Kurfürsten. Dieser rief hohnlachend:

„Kunz verbrenne mir nur die Fische im Weiher nicht!“ Und damit verließ er den Saal, von seinen



Getreuen begleitet. Bibenberg warf Kunzen noch einen triumphirenden Blick zu.

„Ja, Schönfels, du hattest recht!“ rief dieser und stürmte hinaus. Nach einigen Minuten flog er auf seinem Rosse den Schloßberg hinunter, daß die Steine Funken sprühten.

14.

Minnedienst am thüringischen Hofe.

Nach dem Triumphe, den Herzog Wilhelm über Kunz von Kauffungen gefeiert, fand er es nicht für nöthig, die Maske gegen seine Gemahlin so fest angeschlossen zu tragen; er lüftete sie allmählig, und als er erfuhr, daß der erst von ihm gefürchtete Ritter unschädlich gemacht und gedemüthigt sei, da ließ er die beschwerliche Larve ganz fallen und zeigte sein natürliches Gesicht. Er würdigte die arme Herzogin, deren größtes Unglück war, daß sie den unwürdigen Fürsten mit der tiefsten Seeleninnigkeit liebte, keines Besuches mehr, und einsam ihre Tage verweinend lebte sie von nun an, in den von ihr bewohnten Flügel des Schlosses verwiesen, mit ihren beiden Kammerfrauen und dem Pater Eusebius, die Schmerz und Kummer treu mit ihr theilten, und ihr deshalb immer theurer wurden. Bertha war durch den Tod ihres Geliebten mit einem menschenfeindlichen Haß gegen alle Glücklichen erfüllt worden, um desto inniger schloß sie sich an die Unglückliche an, die ihr so

nahe stand. Sie hatte den Schmerz des Lebens allmählig ausgekämpft und sich mit der Ueberzeugung, daß ihr auf Erden keine Freude beschieden sei, daß für sie keine irdische Blume mehr blühe, jene unerschütterliche Ruhe erworben, die edle Herzen nach langen Stürmen in sich aufnehmen, und die der Stille gleicht, welche in ausgestorbenen Städten herrscht. Mit heiliger Inbrunst warf sie sich, wie fast alle in der Liebe unglückliche Frauen, in die Arme der Religion. Schwärmerische Andachtsübungen waren ihre meiste Beschäftigung und wurden ihr zuletzt so zum Bedürfniß, daß sie in beständiger Exaltation lebte. Die reine Frömmigkeit der Herzogin reichte ihr, obgleich sehr von dieser Schwärmerei verschieden, die Hand, und das gemeinsame Unglück verband beide zu Schwestern.

Katharina von Brandenstein aber lebte in diesem Winter zuerst öffentlich als des Herzogs Geliebte am Hofe. Sie und ihre Schwester Mechtilde waren die ersten Damen aller Feste, die in großer Menge und mit übertriebenem Aufwande gefeiert wurden. Der Herzog machte mehre unglückliche Versuche einen romantischen Liebeshof zu errichten; es fehlten die ächten Ritter, die Damen und die Dichter, und die begrabne Romantik des zwölften Jahrhunderts ließ sich durch keinen fürstlichen Machtspruch wieder beleben; sie ging nur als Gespenst in beschränkten Köpfen um. Die beiden Damen, welche am thüringischen Hofe die Hauptrollen spielten, brachten es höchstens bis zur Karikatur der sonstigen tugendstolzen Ritterfrauen die mit der Treue und Ergebenheit ihrer Anbeter prunkten, und der forcirte Minnedienst artete bald gnug in gemeine Liebesintriguen aus. Beide gebrauchten den schlauen Cäsar, der noch immer in höchster Gunst



bei seiner Herrin stand, zu den geheimen Liebeshändeln, die sie mit den jungen Rittern am Hofe spielten, ohne daß der Herzog etwas davon merkte. Cäsar hatte als Spion, Liebesbote und Kuppler stets Katharinen getreulich genützt, sie vor Verrath und Angriff gewarnt und bewahrt, und unermüdet fuhr er fort, schöne Männer, auf welche die Begehrlichkeit der beiden Damen ein Auge warf, für sie zu gewinnen und ihnen zuzuführen. Dafür ward ihm Gold in Fülle und mancher süße Lohn von den Schwestern. Unzucht und Schwelgerei wurden am thüringischen Hofe Sitte, verlarvt als romantischer Minnedienst, aber es fand sich kein Dichter, der so verworfen gewesen wäre, das Zerrbild zu feiern, und die bleiche Leidensgestalt der frommen Herzogin, in ihre Gemächer verwießen, warf einen unheimlichen Schatten auf das grelle Bild der Lust.

In stiller Abgeschlossenheit, nur von ihren beiden Frauen und ihrem Beichtvater umgeben, blieb die Reine unberührt vom üppigen Schmutze des Hofes. Täglich betete sie zu Gott und den Heiligen, das Herz ihres verblendeten Gemahls zur Erkenntniß seiner Fehler zu lenken, aber ihn nicht dafür zu bestrafen. Verstoßen und verachtet von ihm, liebte sie ihn dennoch; kein Groll gegen ihn trübte den Gottesfrieden ihrer Seele. — So schieden nur wenig Wände eine Heilige mit ihrer frommen Umgebung von den Kindern der Sünde.

Kunzens Späher berichteten ihm des Herzogs unwürdiges Treiben, und von dem innigsten Antheil an dem Schicksale der unglücklichen Herzogin, so wie von dem Wunsche bewegt, den böhmischen Großen näher zu treten, schrieb er, der der edlen Fürstin auf andre Weise nicht mehr helfen konnte, an den jungen Kö-

nig Ladislaus, der sich eben damals in Prag aufhielt, und an Podjebrad, wie herabwürdigend und grausam die hohe Frau von ihrem Gemahl behandelt werde, und forderte sie zu ihrer Hülfe auf. Dieser Brief that die gehoffte Wirkung. Denn noch im Laufe des Winters erhielt der Herzog ein strenges Schreiben vom Könige, worin dieser seinen ganzen Unwillen unverholen gegen ihn aussprach, und ihm mit schwerer Fehde drohte, wenn er sein Betragen gegen Anna nicht ändere.

Wüthend über diesen Schimpf eilte Wilhelm mit dem Briefe in der Hand auf das Zimmer seiner Gemahlin, das er seit langer Zeit nicht betreten hatte.

„Wer hat sich unterstanden," rief er mit zornglühendem Gesicht und rollenden auf die erbebende Anna gerichteten Augen, „an den König von Ungarn zu schreiben und mich bei ihm zu verläumden? Schwer werde ich diesen Frevel ahnden!"

Weder die Herzogin noch ihre Frauen vermochten vor Schrecken und Ueberraschung zu antworten. Auch konnten sie unmöglich begreifen, wovon die Rede war.

„Ha! dieses Schweigen zeugt für Euere Schuld, heuchlerisches Gezücht!" tobte er weiter, und Alle wurden vom Tone seiner Stimme mit Entsetzen erfüllt. Mit emporgehobener Faust eilte er auf die zusammensinkende Anna zu, aber entschlossen warf sich Bertha zwischen ihn und sie und fing den Streich auf, der ihrer Herrin zugedacht war. Laut schrien die Kammerfrauen auf; still versuchte Anna die getreue Bertha zurückzuschieben, um sich geduldig der Wuth ihres Gemahls auszusetzen, aber diese gab es nicht zu, wie sehr sie auch von der Herzogin gebeten wurde, sie schützte vielmehr dieselbe mit ihrem ganzen Körper, indeß Jutta todtenbleich nach dem Pater

sprang. Hastigen Schritts trat dieser gleich darauf herein und stellte sich ruhig vor den schäumenden Herzog, ihn lange mit bedeutsamen Blicken messend.

„Bist Du vielleicht der Schurke, der mir dieses gethan?“ sagte Wilhelm und hielt ihm den Brief vor das Gesicht.

Ohne seine edle Fassung zu verlieren, nahm Eusebius das Blatt und erwiderte: „Was es auch sei, mein Haupt belastet keine Schuld; ich möchte Euch dasselbe wünschen, Hoheit!“ Dann las er das Schreiben.

„Ich begreife nicht, wie Ihr Euch darüber so sehr verwundern und in Zorn gerathen könnt. Das Treiben an Euerm Hofe ist weltbekannt, so wie —“

„Schweig', Pfaff!“ donnerte Wilhelm. „Ich werde Euch Alle in ein Gefängniß werfen lassen und Euch, Herzogin, aus meinen Augen verbannen!“

„Wilhelm!“ rief Anna mit zum Himmel gehobenen Händen und in frommen Glanze strahlenden Augen: „Gott und die Heiligen kennen meine Unschuld und meine Liebe zu Dir. Nicht für mich will ich bitten; wirf mich in den tiefsten Deiner Kerker, ich will es verschmachtend dulden; denn für mich hat die Erde keine Wünsche mehr. Nur Deines Wohls wegen bitte ich Dich, bedenke, daß mein Bruder der König von Ungarn und Böhmen, daß mein Vetter Friedrich der deutsche Kaiser ist! Nicht ungerächt werden sie meine Schmach mit ansehen, und viel Unheil kann Dir daraus erwachsen.“

„Was will mir der zwölfjährige Knabe anhaben, den Du den König von Ungarn und Böhmen nennst?“ entgegnete der Herzog spöttisch. „Er, der nur das Spielzeug des tapfern Hunjad und des listigen Podjebrad ist, kann ja ohne die Zustimmung und Ge-



nehmigung dieser Männer keinen Knecht gegen mich abschicken. Und ihrer Freundschaft bin ich gewiß. Der deutsche Kaiser aber hat mit den Türken mehr zu thun und schläft viel zu viel, als daß er sich um ein Weib kümmern sollte, das ihrem Gemahl nicht gehorcht. Laßt das gut sein! Ich werde Euch gestatten, hier im Schlosse fernerhin zu verweilen, aber keineswegs aus Furcht vor den beiden Euerer Meinung nach so mächtigen Häuptern, sondern blos aus Mitleid mit Euch. Aber wehe Euch, wenn Ihr noch einmal versucht, einen Euerer Verwandten oder einen prahlerischen Ritter auf mich aufzuhetzen!" Mit diesen Worten verließ er die niedergeschmetterte Königstochter. Ein Thränenstrom floß aus ihren Augen, und schluchzend sank sie in die Arme ihrer gleichfalls weinenden Frauen. Eine lange Umarmung der drei sich theuren Herzen erleichterte die Last der Schmerzen in Anna's Brust. Eusebius aber legte seine Hände auf sie und sprach still den Segen. Dann deutete er auf den gekreuzigten Heiland und dessen göttliche Mutter hin, und seinem Winke gehorsam knieten die Frauen nieder und gossen die Bedrängniß ihrer Seelen im inbrünstigen Gebete aus. Milde Ruhe lächelte ihnen die heilige Jungfrau, seligen Frieden ihr gebenedeiter Sohn zu, und erkräftigt und gesammelt erhoben sie sich wieder. Ein schöner Entschluß war während des Gebets in Anna aufgekeimt, und sie ging rasch an's Werk, denselben auszuführen. Mit Hülfe des Kaplans schrieb die Edle an ihren Bruder Ladislaus. Sich selbst verläugnend bat sie denselben keinem üblen Gerüchte zu glauben; ihr Gemahl sei zwar durch mancherlei Händel und Kriege oft zerstreut, aber das thue ihrer Liebe zu ihm keinen Eintrag. Sie gebe ihm die Versicherung, daß sie



den Herzog, was auch geschehen sei, noch eben so heiß und innig liebe, wie an ihrem Hochzeitstage. Deshalb möge er doch ja keinen Kummer ihretwegen tragen und sie der Obhut Gottes ferner lassen befohlen sein. Auch möge er fernerhin seine Freundschaft und Gnade ihrem Gemahl erhalten und ihm Gutes und Liebes erzeugen, wo er nur könne und wisse. —

15.

Kunz verläßt das Vaterland.

Nie hatte sich Kunz von Kauffungen unbehaglicher gefühlt als nach seiner Heimkehr von dem abenteuerlichen Ritte nach Dornburg und der vergeblichen Fahrt nach Altenburg. Der stumme Schmerz seines Weibes war ihm unerträglich; die muntre Freude seiner Knaben wurde ihm zur Pein. Dieser Geist voll roher Thatkraft und ungezähmten Ehrgeizes mußte sich in solch ruhmloser Unthätigkeit, von seinem Fürsten zurückgestoßen, vor aller Welt gedemüthigt, ein Spott seiner Feinde, in ohnmächtiger Wuth verzehren, wenn er sich nicht einen neuen Wirkungskreis schaffte. Aber dazu hatte er noch lange nicht Ruhe und Besonnenheit genug. Andre Gedanken bewegten seinen Geist, wie sie in edlen gekränkten Seelen nicht aufsteigen. Die alten Entwürfe waren alle vernichtet, die frühern Hoffnungen alle erloschen; die Nacht, die seinen und seines Weibes Geist verhüllte, durchzuckte nur eine düstre Flamme.

Was er auch sonst gedacht und gewünscht, es war verschwunden und hatte dem einen Gedanken der Rache Platz gemacht, der seinen gräßlichen Zustand noch mit einem lindernden Gefühle belebte. Rache! Rache! rief jeder Gedanke in ihm, Rache! Rache! rief ihm sein Weib stündlich zu; er hatte zuletzt nur noch ein mächtiges, drängendes Gefühl: den unseligsten brennendsten Rachedurst. Auf der Burg vermochte er es nicht auszuhalten, die Welt dünkte ihm schier zu enge in dieser Einsamkeit. Er ritt zu seinem Bruder Dietrich, um sich das Herz zu erleichtern. Ihn und noch einige treugebliebene Freunde vermochte er, mit nach Kaufungen zu gehen; auch sein Weib kam mit den Knaben von Kriebstein dahin, doch ohne Isidoren, die sich in einem nahen Kloster unter fremdem Namen wieder als Nonne hatte einkleiden lassen. Hier brachten sie den Herbst unter mancherlei Berathungen zu und sannen auf eine ausgesuchte Rache. Immer neue Plane zu derselben zu machen, war jetzt Kunzens einzige und liebste Beschäftigung, und Dietrich stand ihm darin brüderlich bei. Es ward endlich beschlossen, daß Kunz nach Böhmen gehen und sich dort ankaufen sollte. Als böhmischer Ritter und Vasall konnte er dann leichter seine Landsleute zu einem allgemeinen Ueberfall auf Sachsen bereden, von dem er sich, wenn er ihn selbst leite, den glänzendsten Erfolg versprach. Nun kam es darauf an, sich mit dem jungen König von Böhmen und dessen Statthalter Podjebrad schon jetzt in Verbindung zu setzen, und dazu bot sich ihm noch im Laufe des Winters eine schickliche Gelegenheit.

Der Kurfürst hatte Georg von Bibenberg den Auftrag gegeben, mit einer ansehnlichen Mannschaft die Schlösser Kriebstein, Schwickertshain und das Dorf Ehrenberg einzuziehen und den Bewohnern der-



selben den Huldigungseid abzunehmen. Diese Heldenthat hatte der alte Ritter glücklich vollbracht, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, ihm Widerstand zu leisten; vielmehr hatte Kunz die Thore der beiden Burgen öffnen lassen, aber eben deshalb getraute sich Bibenberg anfänglich nicht hinein, weil er dieses unerwartete Benehmen Kunzens für eine Falle hielt. Erst als er die lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln gebraucht, nahm er, immer noch furchtsam, Besitz. Solches Bangen flößte selbst Kunzens Schatten auch jetzt noch seinen Feinden ein. Als der vorsichtige Ritter und Rath triumphirend nach Altenburg zurückgekehrt war, verehrte ihm der dankbare Kurfürst als Zeichen seiner unwandelbaren Gnade eine goldene Kette.

Dieses Ereigniß machte selbst im benachbarten Böhmerland großes Aufsehen, und Kunz erhielt eine Botschaft des Statthalters, welche ihm das Beileid desselben bezeugte. Das that dem Ritter wohl. Er sandte bald darauf seinen Bruder Dietrich mit einem Dankschreiben nach Prag. Dietrich hatte den mündlichen Auftrag, den Boden dort zu sondiren und nähere Verabredung mit den Männern an der Spitze der böhmischen Regierung wegen einer Uebersiedelung Kunzens nach Böhmen zu treffen.

Nach fünf Wochen kehrte Dietrich zurück. Er brachte nicht nur eine sehr gnädige und viel versprechende schriftliche Antwort Podjebrad's, sondern auch eine Menge mündlicher Zusicherungen, welche Kunzen die Erfüllung all seiner neuen Wünsche und Hoffnungen in nahe Aussicht stellten.

Kunz hatte in Meißen und Thüringen nichts mehr zu gewinnen, nichts mehr zu verlieren. Er war fertig mit seinem Vaterlande. Die Freunde, die er hier gehabt, waren ihm untreu geworden und mieden ihn,

und er war viel zu stolz, um einen derselben aufzusuchen. Die Freunde, die ihm treu geblieben, wohnten in Böhmen. Von dort aus konnte er seinen Rächedurst befriedigen, dort konnte und sollte ihm ein neues Glück erblühen. Frau Anna war bereits sehr beschäftigt, neue kühne Pläne zu schmieden und glänzende Luftschlösser zu bauen. Die schlaffe Unthätigkeit war damit überwunden. Kunz rüstete zum Aufbruch. In den ersten Tagen des April 1453 begab er sich in das Böhmerland und kaufte das Schloß Isenberg bei Brüx. Nach einigen Wochen holte er sein Weib und seine Kinder ab.

Ohne Rührung verließen sie das alte Vaterland, mit stolzem Selbstgefühl begrüßten sie das neue. Das Schicksal hatte sie verbittert, aber nicht gebessert.

16.

Zwei Feindinnen.

Bertha von Wangenheim weihete fortan ihr Leben dem Dienste des Himmels und der Herzogin Anna. Um dem ersteren recht wohlgefällig zu sein, beschloß sie, ihr Herz zu reinigen, alle Rache und unedlen Wünsche daraus zu entfernen, ihren Feinden zu verzeihen und still und fromm zu leben mit der wehmüthigen Erinnerung an ihren geliebten Miltiz. Lange kämpfte sie mit sich, ehe sie diesen Standpunkt gewann, aber der Sieg gelang ihr, und nun eilte sie nach dem Schlosse, auf welchem Estrella den Winter



über gefangen gesessen hatte. Laut schlug ihr Herz, als sie die Thür der Kerkerstube öffnete. Bleich und abgehärmt trat ihr die Unglückliche entgegen, und Bertha erschrak über ihren Anblick, denn eine innere Stimme machte ihr den Vorwurf, daß sie das Tatermädchen nicht schon lange befreit habe.

„Kommst Du," redete Estrella sie an, „mich morden zu lassen? Stets hab' ich das erwartet, oft gewünscht. Aber Du zogst es vor, mich erst größere Qualen als den Tod dulden zu lassen."

„Du verkennst mich!" entgegnete Bertha schmerzlich. „Ich komme vielmehr, Dich zu befreien."

„Befreien!" rief die Zigeunerin erstaunt. „So hast Du wohl Mosen ermorden lassen, damit ich meine Freiheit und mein Leben verfluche?"

„Du denkst nur das Schlimmste von mir, und das thut mir wehe. Dein Ritter lebt, er ist nach Böhmen geflohen, weil er den Geliebten meines Herzens erschlagen hat."

„Und Du willst mir dennoch die Freiheit geben?" fragte Estrella zweifelhaft. „Warum hast Du mich in diesen Kerker werfen lassen?"

„Nicht ich that es, bei der heiligen Dreifaltigkeit und der Mutter Gottes! Mädchen, sieh keine Furie in mir! Aus Liebe zu mir ließ Dich mein seliger Verlobter einfangen; ich wußte lange nichts davon. Die einzige Schuld, die mich trifft, will ich Dir offen bekennen: ich hätte Dir sogleich die Freiheit erwirken sollen; ach! aber von menschlichen Leidenschaften war auch mein Herz bewegt. Doch ich habe sie daraus verbannt, und ich flehe Dich um Verzeihung an. Vergieb einer Unglücklichen, die das Schicksal so hart traf!" Weinend sank sie mit diesen Worten zu Estrella's Füßen und umfaßte die Bestürzte.

„Du bist ein edles, ein großes Weib!“ sagte diese ernst. „O daß Du nicht meine Freundin werden konntest! Auch mich hast Du verkannt, so wie ich Dich. Ich verzeihe Dir Alles, vergieb Du auch mir. Dein Andenken wird ewig in meiner Seele leben!“

„Geh hin nach Böhmen und sei glücklich mit dem, den ich einst zu heiß geliebt habe. Für mich blüht kein Glück mehr!“

„Sprich nicht also, Mädchen! Wahrlich, Dir wird ein höheres Glück zu Theil, als mir. Fühlst Du nicht heute, in dieser Stunde, wo Du mir, die Dir dem Anschein nach den ersten Geliebten geraubt, mir, der Verlobten des Ritters, der Deinem zweiten Geliebten den Tod zu geben so unglücklich gewesen ist, die Kerkerthüre öffnest, fühlst Du nicht eine göttliche Befriedigung in Deiner Seele, um die ich Dich beneide? Wahrlich, groß und edel sein, ist tausendmal mehr werth, als alles gemeine irdische Glück! Was kann Dir denn die Welt bieten, was ein Gefühl in Dir hervorriefe, nur von fern ähnlich dem, welches jetzt Deinen Busen schwellt? Dein Lebensschiff ist im Hafen des Gottesfriedens eingelaufen, indeß das meinige auf dem offenen Meere treibt, allen Stürmen preisgegeben. — Aber noch ein andres unaussprechlich hohes Glück blüht Dir, das, wär' ich nicht für das ganze Leben an Mosen gebunden, mit Dir zu theilen, mein höchster Wunsch, mein einziges Bestreben sein würde. Ja, dieses Eine zu erlangen, würde ich mit Freuden alles Andere hingeben.“

„Was meinst Du für ein Glück?“ fragte das Fräulein verwundert.

„Ist Dir nicht vergönnt, einer Heiligen zu dienen und Deine Kraft und Liebe zu weihen? Bist Du nicht in Liebe, Treue, Glauben, Gottesfurcht und Her-

zensinnigkeit ihre Schwester geworden? Tauschest Du nicht täglich und stündlich Wort um Wort, Seele um Seele mit ihr aus? Es giebt kein schöneres, höheres und seelenbeglückenderes Dasein, als der wahre Freund eines edlen Unglücklichen zu sein, seine Stütze, sein Trost zu sein, seinem heißen Schmerze über erlittene Unwürdigkeit mit der Engelsschwinge des Mitgefühls Kühlung zufächeln zu dürfen. Und die Herzogin von Thüringen ist wahrlich mehr als eine edle Unglückliche! Nenne mir auf Erden ein Weib, das Liebe, Achtung und Verehrung mehr verdiente, und ich will der Herzogin Anna den Namen eines Engels, mit dem ich sie ehrfurchtsvoll bezeichne, entziehen und Jener zuwenden. Kannst Du es nicht, so wirst Du mir vergönnen müssen, Dich vor allen unsres Geschlechts selig zu preisen, die Du die Schwester eines Engels bist, den Du liebst, von dem Du geliebt wirst, und der mit Dir Hand in Hand über die arme dunkle Erde dahin schwebt, sie mit der Schwinge Liebe berührend und eine sanft leuchtende Spur des stillen Fluges zurücklassend. O sei gesegnet, glücklichste der Frauen!"

„Mädchen, welch' eine süße Seele hast Du!" rief Bertha berauscht. „Deine Worte sind selbst wie ein Engelsgesang in meine Seele gezogen. Und Dich konnte ich hassen! Aber wie ich Dich gehaßt, so liebe ich Dich jetzt. Auch Du mußt meine Schwester sein. Ich bitte Dich darum. Sieh doch, wie seltsam unser Schicksal ist! Nicht in der Liebe zu einem Manne haben wir uns gefunden, sondern in der Liebe zu einem Weibe, ja zu einer Heiligen, wie Du die Herzogin mit Recht nennst. Estrella, Du mußt mir ein Versprechen geben!"

„Fordre! Was ich zu leisten vermag, ich schwör'

es Dir bei Christi Blut, das auch für mich geflossen ist, daß ich es vollbringen werde."

„Du darfst nicht für das Leben von mir scheiden. Du mußt mir zuweilen Kunde von Dir geben. Und wenn ich Dir Botschaft sende und Dich bitte, so mußt Du kommen und Dich von mir zur Herzogin führen lassen, der ich von Dir erzählen werde."

„O sie kennt mich schon und wird sich gewiß meiner erinnern! Ist sie doch der glänzende Stern der Erinnerung meiner frühesten Kindheit. Ich habe als Kind öfter vor ihr, dem Kinde, getanzt."

„Ist's möglich!" rief Bertha erstaunt.

„Ich schwärmte stets für sie. Und das schwör' ich Dir in Deine Hand: Wenn sie meiner thätigen Liebe, meiner Hülfe bedarf, so rufe mich, und ich werde ihr dienen mit Leib und Leben, mit Gut und Blut."

„Gott segne Dich dafür!" —

Noch manche Stunde plauderten die neuen Freundinnen vertraulich, und Bertha ließ sich von der Taterkönigin ihr ganzes Leben erzählen. Dann schieden sie mit schwesterlichem Kuß und Umarmung und jede verfolgte ihren Weg auf flüchtigem Zelter.

17.

Wiedersehen und neue Freundschaft.

Estrella eilte nach Burg Kauffungen, aber dort waren die ihr theuren Menschen ausgezogen; die öde Burg war nur von einem Vogt und einigen Knechten bewohnt, welche ihr die Weisung gaben, daß Kunz



mit seiner Familie in Böhmen wohne. Einsam und trauernd irrte sie nun durch das Land dem Gebirge zu, mit dessen Wegen sie so vertraut war. Kein Tater kam ihr mehr entgegen; sie waren alle zerstreut in der weiten Welt.

In den schönsten Tagen des Mai's langte sie auf der Burg Isenberg an. Jubel erfüllte seit langer Zeit wieder zum erstenmale den kauffungenschen Familienkreis bei ihrem Erscheinen Frau Anna umarmte sie, die Knaben sprangen an ihr hinauf und liebkosten sie. Kunz drückte ihr freundlich und gerührt die Hand. Mit Thränen im Auge sah das gute Mädchen, wie lieb sie Allen war. Man säumte nicht mit der Nachricht, die ihr doch am angenehmsten sein mußte, daß Mosen zwar auf Isenberg Gast sei, aber seit einigen Tagen sich bei dem Ritter Wilhelm von Schönfels aufhalte, der nicht weit von ihnen wohne. Schon hatten ihre Augen ihn gesucht, und nur jungfräuliche Schamhaftigkeit hatte ihr verboten, sogleich nach ihm zu fragen. Schnell flog die Zeit unter Mittheilung der beiderseitigen Schicksale hin, und manche Thränen der Rührung und des Mitleids floß aus Anna's und Estrella's Augen. Kunz gedachte seinen Freund angenehm zu überraschen und beschloß, mit Estrellen gegen Abend nach Schönfels Burg zu reiten. Anna wollte auch Zeuge der Freude des Wiedersehens sein und begleitete sie. Mit der Dunkelheit langten sie dort an. Dicht verschleiert wurde Estrella in die Halle geführt, wo mehre Ritter an einer Tafel saßen. Estrella sah den Geliebten nicht darunter. Wie schlug ihr das Herz! Sie warf das Auge umher und zuckte freudig zusammen. Dort, dort! Mit verstörtem Antlitz lehnte er schweigend in der Ecke an dem ungeheuren Ofen und schien die Eintretenden kaum zu be-

merken. Verwirrt hingen die Locken seines dichten Haupthaares in das Gesicht herab und die bleichen, tiefgefurchten Züge desselben drückten den schweren Kummer seines Herzens um die verschwundene Geliebte mehr als zu deutlich aus. Er selbst durfte es nicht wagen, nach Sachsen hinüber zu reiten, um die aufzusuchen, an der sein Herz mit unzerreißbaren Banden hing, deshalb hatte er mehre seiner Freunde dahin gesandt und erwartete mit Schmerzen und Sehnsucht ihre Zurückkunft. Die andern Ritter waren Schönfels, Bernhard und Apel Vitzthum und einige andere ihres Anhangs. Als Kunz von Kauffungen mit seiner Gemahlin und Estrellen hereintrat, waren die Ritter eben in einem lebhaften Gespräch begriffen, an welchem Wilhelm von Mosen jedoch keinen Antheil zu nehmen schien. In seinem Kopfe lebte nur der eine Gedanke an das Mädchen, das durch seine Unbesonnenheit, wie er sich vorwarf, unglücklich geworden war. Die junge Gemahlin des Ritters Schönfels eilte den neuen Gästen mit freundlichem Bewillkommungsgruße entgegen. Kunz führte unvermerkt durch den kaum mäßig erhellten Saal das vor Freude zitternde Mädchen hinter Mosen's Sitz; dann trat er vor und begrüßte die Ritter, während Anna sich mit der Hausfrau unterhielt. Apel Vitzthum stand auf, und die Züge seines alten Gesichtes waren halb freundlich, halb spöttisch, als er Kunzen die Hand reichte und sagte:

„Seid in Böhmen willkommen, edler Kauffungen, nicht mehr als Gefangener, wie ich Euch voriges Jahr traf, sondern als unser Landsmann! So große Feinde wir auch sonst waren, so dicke Freunde, hoffe ich, sollen wir nun werden.“

„Unsere beiderseitige Lage hat sich freilich sehr verändert,“ erwiderte Kunz durch Apel's theilnehmenden

Ton gewonnen. „Ihr streitet nicht mehr für den Herzog von Thüringen und ich nicht für den Kurfürsten von Sachsen."

„Es taugt einer so wenig, wie der andere," entgegnete Apel. „Aber um die Wahrheit zu sagen, ist mir der Herzog doch noch lieber, obgleich er sich gegen mich erbärmlich und niederträchtig genug gemacht hat. Aber ich gäbe gern Alles noch einmal drum, was ich verloren habe, könnte ich dem Schleicher, dem Kurfürsten, noch einen Denkzettel anhängen."

„Laßt uns nur gewähren!" warf Schönfels mit einem bedeutenden Nicken ein. „Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. Kunz ist mit von unserer Partei, das weiß ich im Voraus."

„Aber Mosen," rief Apel, „Ihr habt noch kein Wort zugegeben, und ich dächte, die eben abgehandelten Sachen gingen Euch so gut an, als unser einen. Wir haben nämlich," wandte er sich wieder zu Kunzen, „eben von den mancherlei bösen Streichen gesprochen, die uns Allen die beiden Sachsenfürsten gespielt, und Ihr wurdet dabei nicht vergessen. Ich erinnerte mich dabei, wie ich Euch Euer Loos vorausgesagt. Es wird Euch nicht entfallen sein, daß ich auf des Herzogs Hochzeit sogar darüber mit Euch in Streit gerieth. So leid es mir nun auch Eueretwegen thut, daß meine Unglücksprophezeihung an Euch in Erfüllung gegangen ist, so freut es mich von der andern Seite wieder, da wir Euch dadurch gewonnen haben. Bei dieser Gelegenheit habe ich denn erfahren, daß der Ritter Mosen sogar sein Lieb am herzoglichen Hofe eingebüßt hat. Trotz dem ist er für unsere Plane nicht empfänglich."

„Bei Euch handelt sich's um irdisches Gut, und Ihr lechzt nach Rache," erwiderte Mosen. „Ihr habt

noch genug, um gut leben zu können. Mir aber ist mein Alles geraubt worden, und die Verzweiflung darüber hat mir sogar die Kraft geschwächt, mich darüber hinaussetzend an Rache zu denken."

„Ihr treibt's zu weit!" lachte Apel. „Ich lasse mir gefallen, daß man einer schmucken Dirne gut ist, und sonst hat mich wohl auch zuweilen so was angewandelt; aber solch ein nettes Ding darf einen nicht so in den Kopf hinein wachsen, daß man mit ihr auch diesen verliert."

„Euer Alter entschuldigt diese Worte," versetzte Mosen traurig. „Auch glaube ich nicht, daß Ihr jemals recht geliebt habt, das beweist schon Euer Junggesellenleben. Mir ist ein andrer Drang im Herzen, den ich Euch und Niemand klar machen kann, und den ich wohl selbst nie empfunden haben würde, wäre mir nicht die Holdselige begegnet, die mir nun leider durch ein böses Geschick entrissen ist. Wird mir ihr Kuß wieder neues Leben einhauchen, woran ich aber verzweifle, so bin ich der Euerige und der eifrigste Anhänger Euerer Partei. Ohne Estrellen aber ist mir die Stunde Leben zur Last, die mir in ihrer Gegenwart zur Seligkeit würde." Und den Arm wieder auf den breiten Rand des Ofenkastens stützend, lehnte er sein Haupt schwermüthig zurück. Estrella konnte sich vor Entzücken nicht länger halten, sie schlug den Schleier zurück, trat einen Schritt näher, bog sich zu ihm herunter und küßte ihn auf die bleiche Stirn. In dem Augenblick, als sie aus der Dämmerung des Winkels, in dem sie gestanden, hervortrat, wurden die andern Ritter ihrer ansichtig, und erhoben sich durch die wunderbare Erscheinung bewegt, von ihren Sitzen. Die beiden Frauen waren ebenfalls herbeigeeilt und plötzlich umstanden Alle die beiden Liebenden.



Mosen fuhr im ersten Augenblicke heftig zusammen, dann starrte er der lächelnden Estrella lange in's Gesicht, als müsse er sich auf etwas Vergessenes besinnen; und indeß sie sich so nahe zu ihm bog, daß ihr Hauch die Locken an seiner Stirn bewegte, wich er vor ihr wie vor einem Gespenste zurück.

„Estrella ist bei Dir," sagte sie mit wonnebebender Stimme, „um Dich dem Leben wieder zu geben und Dich zu neuen Thaten zu begeistern."

Kaum hatte er den süßen Klang ihrer Stimme vernommen, so streckte er die Arme aus. Der Uebergang aus der höchsten Traurigkeit und dem Entsetzen bis zur entzückten Verklärung seiner Gesichtszüge war das Werk eines Augenblicks. Ohne einen Laut weiter von sich zu geben, als das unwillkürliche Girren, das die übervolle Brust als Beweis ihrer unaussprechlichen Seligkeit ausstößt, lag er an ihrem Busen und trank in langer Umarmung das gewünschte neue Leben. Später fanden sich einzelne Ausrufungen, dann Worte und endlich ganze Erzählungen. Estrella theilte ihrem überseligen Ritter und der andern Gesellschaft die erlebten trüben Schicksale der letzteren Zeit mit; und ein fröhlicher festlicher Abend krönte die Wonne des Wiedersehens.

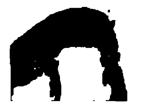
18.

Kunz und Podjebrad.

Am folgenden Morgen trennten sich die Ritter mit dem Versprechen, sich gegenseitig oft zu besuchen und zusammenhalten zu wollen. Kunz von Kauffungen kehrte mit dem wiedervereinten Paare und seinem Weibe nach Isenberg zurück.

Wilhelm von Mosen war trotz seines Glücks in einer mißlichen Lage. Er dachte mit allem Ernste daran, Estrellen als sein eheliches Weib heimzuführen, aber wie viele Schwierigkeiten standen ihm dabei im Wege! Estrella selbst verweigerte ihm vor der Hand seine Bitte noch, so sehnliches Verlangen nach einer gänzlichen Vereinigung mit dem Geliebten sie selbst bewegte. Neko hatte ihr nämlich geboten, nicht eher dem Ritter vor dem Altare ihre Hand zu reichen, bis er ihr noch einmal erschienen oder schriftlich die Erlaubniß dazu übermacht habe. Estrella war nicht gewohnt eins von Neko's Geboten leichtsinnig zu übertreten; denn sie hatten alle eine tiefe Bedeutung; und deshalb wäre sie um nichts in der Welt zu bewegen gewesen, jetzt ihrem Wilhelm durch den Segen der Kirche anzugehören. Aber von Neko war in ganz Böhmen und Sachsen keine Spur aufzufinden, so viel auch Mosen und seine Gesellen die Länder durchstreift hatten.

Ein anderes Hinderniß war die Verbannung aus seinem Vaterlande. Seine Güter wurden während seiner Abwesenheit von seiner Mutter verwaltet, und diese brachte es im Laufe des Sommers durch Geld=



opfer und Bitten bei dem Kurfürsten dahin, daß ihrem Sohne die Rückkehr erlaubt wurde. Durch einen Boten wurde Wilhelm diese Nachricht mit der dringenden Bitte überbracht, bald in das meißner Land zu kommen. Er konnte diese Einladung unmöglich ablehnen und trennte sich im Herbste abermals von seiner Geliebten und der ihm theuren Familie, in der Hoffnung, daß er sich vielleicht bald einen Lichtstrahl in sein nachtumhülltes Geschick erkämpfen werde.

Die Besuche der benachbarten Ritter wiederholten sich oft; Apel Vitzthum sprach vorzüglich viel bei Kunzen zu, und ein gemeinsames Interesse machte beide, wenn auch nicht zu Freunden, doch zu Umgangsgenossen. Schönfels, die Vitzthume und ihr Anhang hatten es endlich kein Hehl vor Kunzen, daß sie sich untereinander gegen die beiden Sachsenfürsten verschworen hätten und ihn als Bundesgenossen in diese Verschwörung zu ziehen wünschten. So gelegen ein solcher Bund auch Kunzens Racheburst kommen mußte, so war er doch mit seinem Beitritt keineswegs so schnell, als man wohl von seinem Haß gegen die beiden Fürsten hätte erwarten dürfen. Zu diesem Zaudern bestimmten ihn mehre Gründe. Der Hauptgrund, den er inzwischen nicht laut werden ließ, war sein durch die Verschwornen gekränkter Ehrgeiz. Hätten sie ihn, wie er auf das Bestimmteste erwartete, zu ihrem Hauptmanne erwählt und ihm die Leitung und Entscheidung der Angelegenheit übertragen, so würde er alle andern Bedenken fahren gelassen und sich mit Eifer und Opfern der Sache hingegeben haben. Statt dessen war Apel Vitzthum, wenn auch nicht das erwählte, aber doch das im Stillen anerkannte Haupt der Verschwörung, und es war für Kunzen eine Unmöglichkeit, sich dem alten Ränkeschmied

unterzuordnen. Ein zweiter Grund war, daß die Verschwornen keineswegs über die Wahl der Mittel, ja nicht einmal über das, was zuerst geschehen sollte, einig waren, und Apel z. B. zuerst in Thüringen, Schönfels aber in Meißen verheerend einfallen wollte. Zuletzt schien es Kunzen doch noch keineswegs gewiß, daß sie im Stande sein würden, ein genügendes Heer in Böhmen zusammen zu bringen, ohne welches doch aus der ganzen Unternehmung nichts werden konnte. Und was half der Beistand einzelner Kronvasallen, wenn die Krone selbst sich nicht mit einem Hülfsheere an dem beabsichtigten Kriegsheere gegen Sachsen und Thüringen betheiligte? Das hatte aber große Schwierigkeiten, und es lagen keineswegs bestimmte Zusicherungen des Statthalters vor, so sehr auch Apel mit der Freundschaft desselben prahlte. Um sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen, ritt Kunz selbst nach Prag und suchte den Statthalter in den königlichen Gemächern des Hradschin auf. Die kräftige und bedeutsame Gestalt Georg Podjebrad's trat ihm mit Ernst und Würde entgegen. Kunz fragte ohne Umschweife:

„Seid Ihr geneigt, uns, die aus Meißen und Thüringen vertriebenen Ritter, mit einem tüchtigen Heere gegen die beiden Sachsenfürsten zu unterstützen?"

Der schlaue und vorsichtige Statthalter versetzte: „Seid Ihr das Haupt des Bundes?"

Kunz zuckte die Achseln:

„Erst von Euerm Bescheid wird es abhängen, ob ich überhaupt Glied des Bundes werde. Ihr habt Euch früher mir theilnehmend und wohlwollend gezeigt. Ich werde mich nicht auf die Verbindung mit Apel Vitzthum einlassen, wenn ich von Euch nicht die feste Zusicherung habe, daß wir von der Krone Böhmen ein hinlängliches Hülfsheer erhalten."

„Ich rath' Euch freundschaftlich, Ritter von Kaufungen, bleibt davon, so schweres Unrecht Euch auch vom Kürfürsten von Sachsen geschehen sein mag. Es ist ein abenteuerliches Unternehmen. Ich hätte mich nur in zwei Fällen dabei betheiligen können: wenn der Herzog Sigismund mich aufgefordert hätte, ihm zur Erlangung seines guten Rechtes behülflich zu sein, oder wenn die Verschwornen die Zusicherung ertheilt hätten, die Ausbreitung der hussitischen Lehre in Sachsen und Thüringen zum Hauptzweck des Kriegszugs zu machen. Für den erstern Fall ist der günstige Zeitpunkt versäumt, es war der als der Kurfürst und der Herzog von Thüringen im brennenden Kriege mit einander lagen, und Sigismund Hoffnung zu neuer Geistesthätigkeit gab. Das ist vorbei. Die beiden Brüder sind einig, und Sigismund ist in seinen frühern Stumpfsinn zurückgefallen, aus dem ihn wahrscheinlich nichts mehr erwecken wird. Zu einem Glaubenskriege sind die Verschwornen aber nicht im mindesten geneigt. Zu einem bloßen Rachekrieg beleidigter Vasallen gegen ihre Lehnsherren wird die böhmische Krone nicht einen Knecht geben."

„So wünsch' ich mich auf andre Weise hier nützlich zu machen. Ich gab' Euch meine Geneigtheit, meine Kraft und Einsicht der Krone Böhmen zu widmen, schon früher zu erkennen, und Ihr zeigtet Euch mir nicht abgeneigt."

„Ich bin es auch heute nicht. Der König wird Männer wie Ihr seid, Ritter, stets mit Freuden um sich versammeln und ihre Kräfte verwenden. Der junge Adler regt die Schwingen. Bald wird er seinen Königsflug beginnen. König Ladislaus' Jünglingsseele geht mit großen Plänen schwanger. In wenigen Jahren dürften die Aussichten Euern Fein-

den im alten Vaterlande einen Streich zu spielen, günstiger sein."

„Mein Schwert steht ferner zur Verfügung des Königs von Ungarn und Böhmen." —

19.

Der Kurfürst und der Bischof von Meißen.

Kunz von Kauffungens schnelles Entfernen aus dem Lande des Kurfürsten hatte inzwischen viel Aufsehen dort gemacht, und war diesem höchst unerwartet. Es regte sich hie und da eine Stimme zu Kunzens Gunsten, und man äußerte zuletzt ziemlich laut, daß ihm Unrecht geschehen sei. Dem Kurfürsten, der so viel auf den äußeren Schein hielt, war dieses Gerede, das endlich auch zu seinen Ohren drang, keineswegs gelegen. Es gab ehrenwerthe Ritter, die sich nicht einverstanden erklärten mit der Handlungsweise des Kurfürsten gegen Kunz, und des Letztern Uebersiedlung nach Böhmen laut beklagten. Seine Verwandten murrten, und er gehörte doch den ersten Familien des Landes als Verwandter an. Der ehrliche Hildebrand von Einsiedel, auf dessen Wort Friedrich auch etwas zu geben gewohnt war, äußerte seinen Unwillen unverholen, aber noch mehr als dieser setzte ihn die Ankunft des Bischofs von Meißen in Altenburg in Verlegenheit. Erst schickte er dem alten Kirchenfürsten den schlauen Magdeburg entgegen, damit dieser die Sache mit ihm abhandle; da Kasper von Schönberg aber sich mit dem Abgesandten auf

nichts einließ und den Kurfürsten in der Sache seines Neffen selbst zu sprechen begehrte, so mußte sich Friedrich zu der sauren Kost entschließen.

Es half ihm auch nichts, daß er den Bischof mit einer fast übertriebenen Ehrfurcht empfing, der alte Kleriker durchschaute ihn und ließ sich durch nichts abhalten mit kanonischer Strenge auf den Gegenstand einzugehen, welcher ihn veranlaßt hatte, in so hohem Alter die beschwerliche Reise zu unternehmen.

„Ich bin sehr betreten darüber," sagte er mit unverhülltem Tadel zu dem demüthig vor ihm stehenden Fürsten, „daß Ihr der Kirche in der Angelegenheit des Ritters Kunz von Kauffungen keine Stimme vergönnt, ihren Rath nicht eingeholt habt. Ich hätte erwarten dürfen, daß Ihr mich, wenn nicht als Oheim des gemißhandelten Mannes, so doch als Bischof von Meißen befragt hättet, eh' Ihr die strengen Schritte gegen ihn gethan, die sich meiner Ueberzeugung nach, eben so wenig mit den Gesetzen der Gerechtigkeit, als mit den Geboten der christlichen Liebe und den Rathschlägen der Klugheit vereinigen lassen."

„Kunz von Kauffungen hat sich trotzig und widerspänstig gegen mich, seinen Lehnsherrn, benommen," versetzte der Kurfürst unsicher. „Er hat mich gezwungen ihm zu zeigen, daß ich sein Herr und Gebieter bin, und daß er gegen mich eingegangene Verpflichtungen zu halten hat."

„Wie Ew. Hoheit die gegen ihm geleisteten Versprechungen zu erfüllen hat."

„Sein trotziges und anstößiges Benehmen hat mir unmöglich gemacht, mich ihm als einen gnädigen Landesvater zu erweisen. Sein Abzug nach Böhmen hat selbst jeden Verkehr mit uns abgebrochen."

„Das hat das rücksichtslose Einziehen der Apel

Vitzthumschen Güter, die doch nicht Apeln zurückgegeben sind, gethan. Jeder billige Mann und jeder, welcher die Verhältnisse kennt, wird den Ausspruch thun, daß Kunzen durch Ew. Hoheit Unrecht geschehen ist. Ihr müßt zugeben, daß er Euch ein treuer Lehnsträger und Diener gewesen ist, Euch viel genützt und sich Euch zu Dank verbunden hat."

„Und wenn ich geneigt wäre es zuzugeben, so kann ich nicht einsehen, wie durch diesen mir unangenehmen Handel die Kirche irgend wie beeinträchtigt, ja nur berührt worden ist."

„O mein geistiger Sohn, wie ist Euer Blick durch Leidenschaft verdüstert, daß Ihr sogar das Nächste und Wichtigste nicht mehr zu erkennen vermögt! Fürwahr, wenn irgend ein trauriger Umstand geeignet ist, mir Schmerz und Kümmerniß zu bereiten, so ist es dieser. Ihr habt den Ritter Schönfels nach Böhmen vertrieben, und Freunde sind ihm nachgefolgt; der Ritter Kunz von Kauffungen ist durch den in seinem Vaterlande erfahrenen fürstlichen Undank gezwungen worden, denselben Weg zu gehen, und seine Brüder und Freunde werden ihm nachfolgen. In Böhmen aber führt der Hussitenfreund Podjebrad kräftig und klug das Staatsruder. Der heißt die sächsischen und thüringischen Ritter schön willkommen und weiß sie an sich und seine Sache zu fesseln. Daraus werden in kurzer Zeit starke Stützen der hussitischen Ketzerei erwachsen, die bald genug größern Beifall und Anhang in ihrer Verwandtschaft und Freundschaft und in ihren frühern Wohnorten und Bezirken finden wird, als Ihr Euch träumen laßt; denn kein Gift frißt schneller um sich als das der Ketzerei. Ich fürchte, in Kunz von Kauffungen hat die katholische Kirche einen ihrer treuesten Söhne

verloren, und die böhmische Ketzerei einen ihrer eifrigsten Förderer gewonnen. Und Ihr seht nicht wie sehr die Kirche bei seiner Vertreibung betheiligt ist. Die Augen werden Euch mit Schrecken aufgehen."

„Ich gestehe, ich habe die Sache nicht von dieser Seite gesehen," entgegnete der Kurfürst außer Fassung. „Doch ich denke, es läßt sich Alles wieder in's rechte Geleise bringen, und ich habe den besten Willen, Euch und Euerm Neffen gerecht zu werden und eine Uebereilung, die mich reut, wieder gut zu machen."

„Das rathet Euch Gott, dessen Segen der That folgen wird."

„Ew. Eminenz bitte ich sehr mir Vorschläge zu machen, wie die Sache Euerer weisen Einsicht nach einzuleiten sein dürfte."

„Ich verlange nichts von Euch als — Gerechtigkeit. Nicht um Gnade, nicht um Gunst bitte ich für meinen Neffen. Ihr habt das gottgefällige Streben ein gerechter Regent zu sein. Wohlan, bewährt Euch als solchen an Kunz von Kauffungen!"

„Bei Christi erlösendem Blute, ich will's, mein Vater!"

„So bestellt ein eignes Gericht, welches nach Recht und Billigkeit untersuche und feststelle, was Kunz von Euch zu fordern, was Ihr ihm zu leisten habt."

„Ein schwerer Verdacht ruht auf seinem Haupte."

„Ein Verdacht macht noch keinen redlichen Mann strafbar; jeder böse Bube kann ihn auf sein Haupt wälzen. Kann das Gericht ihm Beweise liefern, so laßt ihn nach der Strenge des Gesetzes richten. Gelingt dies nicht, wie ich vorher weiß, so versöhnt den grollenden Ritter und gebt ihm, was ihm gebührt."

„So soll es geschehen, hochwürdiger Vater! Außerdem möge sich der Segen, um den ich Euch brünstig anflehe, in Fluch verwandeln!"

„Amen!" sagte der Bischof feierlich und ertheilte dem das Knie vor ihm senkenden Kurfürsten den apostolischen Segen.

Am folgenden Morgen las der Bischof auf des Kurfürsten Bitte die Messe in der Hofkirche des Schlosses, speiste dann an der kurfürstlichen Tafel und reisete hochgeehrt nach Meißen zurück.

Trotz dem feierlichen Versprechen des Kurfürsten wurde die Sache doch sehr schläfrig betrieben, weil Magdeburg und Bibenberg dagegen waren, und erst im folgenden Jahre 1454 kam es dahin, daß der Kurfürst ein eigenes Gericht bestellte, welches abgesehen von dem auf Kunzen ruhenden unerwiesenen Verdachte blos entscheiden sollte, was man ungefähr an dem Ritter thun müsse, um den Schein der Ungerechtigkeit von dem fürstlichen Haupte abzuwenden; denn über nichts war Friedrich empfindlicher, als wenn man ihn nicht für das zu halten schien, als was er gelten wollte. Nach einer umständlichen Untersuchung wurde ein Herold an Kunzen abgeschickt, und er mit dem Versprechen eines sichern Geleits nach Altenburg eingeladen, damit er sich mit seinem ehemaligen Landesvater vergleichen möge.

20.

Apel's Vorschlag.

Der Bote des Kurfürsten langte eben auf Isenberg an, als Apel Vitzthum bei Kunzen zum Besuch war. Kunz hatte seinem Gaste aus seiner Unterredung mit dem Statthalter ein Geheimniß gemacht; es lag nicht in seiner Absicht, sich mit den Verbündeten zu verfeinden. Doch setzte er Apel's Drängen stets die Erklärung entgegen: „Die Sache sei noch nicht zur Reife gediehen, und vorher helfe alles Reden nichts."

Als Apel die kurfürstliche Botschaft erfuhr, rief er: „Hoho! pfeifen die Vögelein schon wieder anders? Sie werden wohl die Netze gemerkt haben, die wir ihnen aufgestellt."

„Was soll ich thun, Apel?" fragte Kunz. „Hinüber reiten und mich wieder ärgern lassen, daß mich die Galle schwarz färbt, oder soll ich die Einladung verlachen und mich in ganz Sachsen einen störrischen Streitkopf schelten lassen? Wenn ich nicht hinüber reite, haben die schlauen Füchse den Schein des Rechts auf ihrer Seite, und das und weiter nichts, glaub' ich, haben sie bezweckt."

„Nun Ihr reitet hinüber, fallt dem sanftmüthigen Friedrich zu Füßen, erklärt Euch schuldig, flehet um Gnade und erhaltet sie im reichlichen Maße mit der Weisung Euch auf Euern Burgen ruhig zu verhalten, keinen Aufruhr anzuzetteln, Euere thüring'schen Güter und ein Sümmchen anzunehmen, daß Euch die Großmuth des Kurfürsten huldvoll reichen läßt, und seid ——"

„Macht mich nicht rasend!“ donnerte Kunz dem spottenden Apel zu. „Und wenn die Engel selber mich flehten, ich solle den Schimpf vergessen, den er mir angethan, ich könnte mich nicht bezwingen. Nach Rache lechzt mein beleidigtes Herz und wird nicht eher wieder ruhig schlagen, bis sie im vollsten Maße befriedigt ist.“

„Kunz, ich seh', es ist Euer ernstlicher Wille, dem Kurfürsten Eins zu versetzen, woran er lange zu klauben hat. Ihr wißt wie ich ebenso mein Messer auf den Herzog wetze. Nun ist mir etwas durch den Sinn gefahren, das wohl für Euch tauglich wäre, und indeß wir alle zusammen die Böhmen auf die Beine zu bringen suchen, Euch in's besondere Gelegenheit zur Rache auf Euere eigene Faust verschaffte.“

„Was meint Ihr?“

„Dem Kurfürsten sind schon drei Söhne gestorben, und er wie die Kurfürstin zittern für das Leben der zwei noch Uebrigen. Wenn —“

„Apel!“ rief Kunz erschrocken. „Nur der Teufel kann Euch den Gedanken eingegeben haben, die Prinzen zu ermorden. Und wenn mir der Kurfürst meine eigenen Knaben geschlachtet hätte, das vermöcht' ich doch nicht. Man hört's, daß Ihr weder Gatte noch Vater seid.“

„Wie Ihr nun gleich tobt und mich überschreit! Wer hat denn nur ein einziges Wörtchen von Ermorden der Prinzen gesagt?“

„Nun was wollt Ihr weiter?“

„Rauben sollt Ihr sie dem Kurfürsten, sie nach Böhmen bringen und Euch ein Lösegeld für sie zahlen lassen, das den Werth meiner Güter, die sie Euch wieder abgenommen, gleich kommt.“

„Das Plänchen ließe sich hören,“ erwiderte

Kunz nachdenklich. „Ich gestehe Euch gern die Meisterschaft in solchen Dingen zu. Aber wie soll ich die Prinzen bekommen? Sie dürfen nicht von der Seite ihrer Mutter weichen. Und sie thäte mir weh; an den Knaben hängt ihr Leben.“

„Desto besser für Euch, je lieber sie die Jungen hat, um desto mehr wird man Euch in der Eile zahlen, um sie nur schnell wieder zu bekommen. Ihr könnt die Saiten hoch spannen.“

„Ihr habt Recht; aber wie soll ich's anfangen, um ihrer habhaft zu werden?“

„Da müßt Ihr freilich zusehen; doch rath' ich Euch, nach Altenburg zu reiten. Ihr könnt immer thun, als ob Ihr Euch mit dem versöhnlichen Kurfürsten ausgleichen wolltet, und habt daneben Gelegenheit Euere Augen umher zu werfen nach einem Haken, woran Ihr Euere Leiter hängen könnt. Wie wär's mit Euerm Schwager?“

„Da seid Ihr auf einem Holzwege. Ihm gilt in der Welt nichts höher als der Kurfürst.“

„Ihr sollt ihm auch von unserm Plan nichts wissen lassen; das wäre die größte Thorheit, die Ihr begehen könntet. Aber Hildebrand läßt sich vielleicht auf andere Art benutzen, und es ist schon gut, daß er Euch nicht abgeneigt ist, und Ihr in jedem Falle auf ihn rechnen könnt, wenn es eine Sache gilt, die seiner Einsicht nach nicht gegen den Kurfürsten und sein Haus ist.“

„Euer Vorschlag leuchtet mir immer mehr ein!“ rief Kunz heftig bewegt und seine Augen funkelten, als er Apeln dankend die Hand schüttelte. „Mir ist es plötzlich licht im Kopfe und leicht im Herzen geworden, als hätt' ich das glücklich gefunden, wonach ich lange vergeblich gesucht.“

„Das Ding bleibt immer noch reiflich zu überlegen, eh' es zur Ausführung kommen kann."

„Allerdings, aber nur überlegen will ich, wie ich es am klügsten ausführen werde." —

Nach seiner Unterredung mit dem Statthalter hatte Kunz die Theilnahme an dem beabsichtigten Kriegszug seiner Freunde als einer Thorheit aufgegeben und nur daran gedacht, wie er sich auf eigne Faust am Kurfürsten rächen könnte. Darum erfüllte ihn Apel's Vorschlag mit so großer Freude. Zwar verschwieg er seinem Weibe und Estrellen, was ihn plötzlich so belebt gemacht; doch theilte sich seine Heiterkeit auch ihnen mit. Die Letztere erwartete ihren Mosen. Er hatte ihr Botschaft geschickt, er würde bald kommen, um sie nie wieder zu verlassen. Auch er hatte den Plan sich in Böhmen anzukaufen und mit seinen Freunden vereint zu leben, sobald er seine Angelegenheiten im Vaterland in Ordnung gebracht hätte.

21.

Das Werkzeug.

Kunz ritt einige Tage nach seiner Unterredung mit Apel nach Schönfels's Burg, um denselben mitzutheilen, was ihm im Herzen arbeitete. Denn Apel hatte den Feuerbrand in den Zunder geworfen, der sich seit Jahren in ihm angehäuft, und nun stand er in Feuer und Flammen.

In sich gekehrt hatte er seinem Rosse die Zügel überlassen. Plötzlich wurde er durch eine Stimme aus seinem Sinnen aufgeschreckt; vor ihm stand ein schlanker Bursch, der ihn grüßend beim Namen nannte. Kaum hatte ihm Kunz in's Gesicht gesehen, als er auch den Taterjungen Schwalb erkannte, der stattlich emporgewachsen war.

„Wie kommst Du hierher?“ fragte ihn der Ritter.

„Ich habe gehört, daß der Ritter Mosen den Wiland nicht mehr zum Knappen hat, und da wollt ich zu ihm, um mich anzubieten; es gefällt mir nicht in Böhmen.“

„Ich frage Dich aber, wie Du hierher kommst?“

„Vor einem halben Jahre kam ich mit dem alten Neko von Venedig, da hat er mit Andern seiner Landsleute noch Geschäfte abgemacht, ich glaube er brachte ihnen Geld. Er meinte nämlich, daß sein Sterbestündlein nicht mehr fern sei. Als wir auf dem Rückwege wieder nach Böhmen kamen, ließ er sich eines Tages gegen mich verlauten, daß er von mir scheiden und mich meinem Schicksal überlassen müsse. Ich sei ohnedies kein Aegyptier, sondern ein geborner Böhme, drum möge ich ein Unterkommen in meinem Vaterlande suchen. Und so entließ er mich mit einem Stück Geld. Wo er hingezogen ist, weiß ich nicht, ich aber wanderte von Burg zu Burg, und ward endlich Troßbub bei einem Ritter. Hier erfuhr ich von Euch und vom Ritter Wilhelm von Mosen. Dies hat mich bewogen, nach Euerm Wohnsitz aufzubrechen.“

Schwalb's Gesicht gefiel Kunzen. Es fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn bewog, den Burschen also anzureden:

„Du scheinst mir ein pfiffiger Geselle und hast mir das schon bewiesen, als Du mir den Brief Neko's auf das altenburger Schloß brachtest. Du scheinst dort bekannt zu sein?“

„Ich kenne nicht nur das altenburger Schloß genau, sondern auch viele andre Schlösser. Ich mußte die Gelegenheiten wohl unter den Tatern lernen, die mich auf die Schlösser umherschickten auf Kundschaft oder der Nahrung wegen; denn Neko stand mit vielen Rittern und großen Herren in Verbindung, hatte mit ihnen, was weiß ich, immer etwas abzumachen und gebrauchte mich zum Boten seiner Briefe.“

„Wenn Du in meine Dienste treten willst, so soll Dir's nicht schlecht bei mir gehen.“

„Mit Freuden!“ rief Schwalb und setzte sich sogleich in Bewegung dem Ritter zu folgen. Kunz unterhielt sich auf dem Wege mit ihm und fand seine erste Bemerkung bestätigt, daß der Bursche viel Scharfsinn mit Gewandtheit verbinde.

Als Kunz seinem Freunde Schönfels den Apel's Kopf entsprungenen Plan mittheilte, dem Kurfürsten die Prinzen Ernst und Albrecht zu rauben, und ihm dann Bedingungen vorzuschreiben, aus denen ihnen der größte Nutzen erwachsen könnte, jubelte dieser und versprach ihm den thätigsten Beistand. Beide überlegten, wie die Sache am geschicktesten auszuführen sei.

„Der Zufall,“ bemerkte Kunz, „hat mir heute eben einen flinken Burschen in den Weg geworfen, den wir wohl mit Glück bei der Ausführung unseres Plans gebrauchen könnten.“ Und über Schwalb's Schicksale und geistige Gaben berichtend, fügte er hinzu: „Wir müssen durchaus einen getreuen Spion am kurfürstlichen Hofe haben, der uns von allem Thun und Treiben dort Nachricht giebt, sonst tappen wir



im Dunkeln; wird sich dieser Schwalb dazu verstehen, so haben wir schon gewonnenes Spiel. Ich nehme ihn jetzt mit nach Altenburg und suche ihn durch meinen Schwager Hildebrand, den Hofmarschall, unterzubringen. Nebenbei beseh' ich mir das Schloß und spähe, ob's vielleicht die Zeit über Veränderungen im Bau und der Einrichtung erfahren hat, und wie man am besten hineinkommen kann, ohne gerade durch Thor und Thür zu gehen. Der Kurfürst muß glauben, ich sei der Ausgleichung wegen gekommen und habe den schmählichen Schimpf vergessen, den er auf mein Haupt geschleudert."

„Das geht vortrefflich!" entgegnete Schönfels; „laßt uns doch den Burschen gleich befragen, und wenn er Ja sagt, ihm die Weisung geben, was er zu verrichten hat."

Schwalb wurde herbeigerufen.

„Du bist mir nicht zur ungelegenen Zeit in den Weg gekommen," redete ihn Kunz an. „Wenn Du in meine Dienste trittst, so ist das Erste und Hauptsächlichste, was ich von Dir verlange, die unverbrüchlichste Treue. Du mußt sein wie ein Fels, auf den ich Häuser bauen kann. Dagegen werde ich Dich nach Gebühr zu belohnen wissen, und Du sollst sicherlich mit mir zufrieden sein. Wirst Du mir diese Treue halten?"

„Befragt nur den Neko über mich; Ihr werdet ihn wohl noch treffen. Der hat mir oft geheime Dinge anvertraut, auf die viel ankam. Mein Mund war wie mit neun Schlössern verschlossen, und Ihr könnt mir zehn Jahre nach seinem Tode noch Schätze bieten, ich werde doch kein Wort verplaudern, was er mir anbefohlen."

„Das ist löblich. Auch ich würde Dir ein Ge-

heimniß anvertrauen und Dich zu einer Sache gebrauchen, die mir wichtig ist, und durch deren Verrath mir viel geschadet würde."

„Macht mit mir erst eine Probe!" entgegnete Schwalb. „Doch im Voraus schwör' ich Euch zu, daß Alles, was Ihr mir sagt, wie in einem Grabe ruht. Doch Selbstlob würde Verdacht bei Euch erregen, drum sag' ich Euch nochmals, probirt's mit mir."

„Deine Sprache gefällt mir," bemerkte Schönfels, „und Dein Gesicht erregt mir Vertrauen. Da Dich nun der Ritter Kauffungen schon seit langer Zeit kennt, und nichts Schlechtes von Dir gehört hat, so wollen wir Dir die Probe schenken. Das Geschäft, zu dem wir Dich zu brauchen gedenken, hat Eile, drum wollen wir Dir das Geheimniß eröffnen, dessen Verschweigung Du uns mit einem Schwure geloben mußt."

Schwalb leistete den Schwur, den die Ritter ihm vorsagten, ohne sich zu bedenken, dann entdeckte ihm Kunz sein Vorhaben.

„Ich nehme Dich mit auf das Schloß nach Altenburg und verschaffe Dir einen Dienst. Dann reis' ich nach Böhmen zurück, Du bleibst und beobachtest Alles genau, was vorgeht. Vorzüglich mußt Du Dein Augenmerk auf den Kurfürsten, seine Frau und die beiden Prinzen richten. Alle Deine Bemerkungen theilst Du mir von Zeit zu Zeit durch einen Boten mit, den ich Dir schicken werde. Sobald sich aber mir die Gelegenheit zeigt, wo ich die That auszuführen gedenke, werd' ich Dir's anzeigen."

Schwalb versprach noch einmal feierlich, in allen Stücken gehorsam zu sein, und Kunz nahm ihn dann mit nach Isenberg.



22.

Vergebliches Treiben und böse Pläne.

Während Kunz mit den Vorbereitungen zu seiner Reise nach Altenburg beschäftigt war, langten Wilhelm von Mosen und Dietrich von Kauffungen auf Isenberg an. Der Erstere hatte Alles so weit beseitigt, daß er sich nun in Böhmen ankaufen wollte, aber Estrella verweigerte ihm, ohne Neko's Erlaubniß ihre Hand vor dem Altare zu reichen. Da man von Schwalb bereits erfahren hatte, daß Neko noch lebe, so sah der überall gehemmte Ritter kein anderes Mittel, als den alten Tater noch einmal aufzusuchen, und da nach Schwalb's Aussage zu vermuthen stand, daß er nach Sachsen oder Thüringen gegangen sein müsse, so gedachte sich Mosen dorthin auf den Weg zu machen und alle Höhlen und Waldungen, in denen sich die Tatern aufzuhalten pflegten, nach ihm zu durchforschen. Kunz machte den Freund mit dem verschmitzten Racheplane bekannt, und Mosen gab das Versprechen seiner thätlichen Mithülfe bei Ausführung desselben. Aber er wünschte erst das Eine, was seinem Herzen näher lag, zu beseitigen, und wußte deshalb Kunzen zu bewegen, daß dieser, statt gleich selbst nach Altenburg zu gehen, einen Boten mit dem Gesuch hinsandte, man möchte ihm vorher klar angeben, was er dort zu erwarten habe. Wenn der Kurfürst ihm Gerechtigkeit und Schutz vor seinen Feinden angelobe, so werde er erscheinen.

Dietrich war es vorzüglich, der diese Vorsichtsmaßregel für zweckmäßig hielt, weil er der Tücke des

kurfürstlichen Hofes alles Schlechte zutraute. Er und Kunz ließen sich von Mosen und Estrellen bewegen, mit auf Kundschaft nach Neko auszureiten. Schwalb, der alle Wege und Stege, alle Höhlen, Schluchten, Hütten, Thäler und Wälder der Tatern kannte, diente ihnen als Führer; Schweinitz begleitete sie ebenfalls. So durchstreiften sie nun das Land, und gleichsam, als ob er sie zu necken schien, fanden sie überall Spuren von Neko, trafen auf einzelne umherirrende Tatern, die ihn vor kurzem gesprochen, von denen er aber auf ewig Abschied genommen und ihnen seinen baldigen Tod angesagt hatte. Beim Schlosse Stein trennten sie sich; Kunz ritt mit Schwalb und Schweinitz nach Thüringen; Mosen mit Dietrich nach dem grünhainer Berg, um Wiland aufzusuchen; vielleicht war von ihm etwas über den Gesuchten zu erfahren. Aber auch diese Hoffnung trog. Wiland führte wieder als Köhler ein stilles, trübes Leben, in das selten eine Unterhaltung mit Magdalenen einen Sonnenblick warf. Die zärtliche junge Witwe wurde von ihrem Vater und dem Mönch Sebastian streng bewacht und gehütet, und nur mit Gefahr glückte es ihr, mit Hülfe der Mutter, die beiden Wächter zuweilen zu hintergehen und an den Berg hinauszueilen zum Geliebten. Auch die Bergwerke hatte ihr das Kloster abgenommen, und so war ihr nicht die kleinste Gelegenheit übrig, mit Wiland öfter zusammen zu treffen.

Wiland empfing seinen sonstigen Herrn zwar freundlich, aber die düstre Stimmung hatte sich seiner Seele zu sehr bemächtigt, als daß die Freude als Siegerin sich hätte behaupten können. Da Mosen seinem Ziele nicht näher kommen konnte, so verließ er die Köhler und ritt mit Dietrich an den Ufern der Mulde hinab. Aber auch hier in der Felseneinöde, durch die

der Fluß sich Bahn gebrochen, fand er den geheimnißvollen Alten nicht, und mißvergnügt kehrte er nach Böhmen zurück. Dietrich ging auf sein Gut nach Kahlenberg und versprach, im künftigen Jahre wieder einen Besuch in Böhmen zu machen.

Auch Kunz war ohne Erfolg wieder auf Isenberg eingetroffen. So betrübt auch Estrella war, so ließ sie den Glauben doch nicht fahren, daß sie bald von Neko hören würden, zumal da sie wußte, er habe so bestimmt von seinem Tode gesprochen.

Während die drei Ritter diese vergebliche Reise gemacht hatten, war Apel Vitzthum nicht unthätig gewesen, eine sich ihm darbietende Gelegenheit zur Rache an dem Herzog von Thüringen zu benutzen.

Der Kurfürst von Sachsen kannte die heimliche feindselige Gesinnung des Statthalters Podjebrad; er wußte, daß die Krone Böhmen nur auf eine Gelegenheit warte, um Sachsen abermals mit Krieg zu überziehen. Der schlaue Kurfürst bot deshalb Alles auf, um eine solche Gelegenheit zu vermeiden und den Frieden zu erhalten. Deshalb gab er nicht nur mehre Schlösser, welche ehemals, wenn auch nur kurze Zeit, zu Böhmen gehört hatten und dann von den Sachsen in den Hussitenkriegen erobert worden waren, auf Podjebrad's Begehren zurück, sondern er wendete die deshalb gepflogenen Unterhandlungen so geschickt, daß der Statthalter nicht anders konnte, als ihn zu einer mündlichen Unterredung einzuladen. Der Kurfürst sagte seinen Besuch in Prag zu und erschien bald darauf mit seinem Bruder Wilhelm am königlichen Hofe.

Der Statthalter konnte nicht umhin, die Gegenwart der beiden Fürsten durch glänzende Feierlichkeiten und Turniere zu verherrlichen. Der Herzog ging eher zurück, als sein Bruder; denn ihn zog's nach Katha-

rinen, die er nie auf lange Zeit verlassen konnte, ohne von der heftigsten Sehnsucht nach ihr heimgesucht zu werden. Apel hatte durch seine Kundschafter in Prag des Herzogs Abreise sogleich erfahren und paßte ihm mit seinen Freunden und Anhängern im Walde auf, um ihn gefangen zu nehmen oder nieder zu werfen. Aber der Schlaue war doch nicht vorsichtig genug gewesen; sein Anschlag war verlautet, und der Herzog wurde verwarnt. Er vermied den Weg durch den Wald und entkam glücklich zu seiner Geliebten. Ueber das Fehlschlagen dieses Planes aufgebracht, wiegelte Apel durch Briefe und Versprechungen den König von Polen, Casimir IV., gegen den Herzog Wilhelm auf. Dieser fiel auch im folgenden Jahre in Thüringen ein, aber er wurde von dem Herzoge geschlagen und mußte ihm sogar sein Lager überlassen. Apel's Briefe an den König kamen später durch Zufall in des Herzogs Hände, und mit Entsetzen erkannte er, welchen fürchterlichen Feind er an seinem ehemaligen Minister hatte.

So standen die Sachen, als Kunz und Mosen nach Böhmen zurückkamen.

Der Bote an den Kurfürsten war auch zurückgekehrt, ohne jedoch eine bestimmte Antwort zu bringen, und dieses bestätigte die Ritter in ihrem Argwohn.

Der Winter bot Allen viel Veränderung in den mancherlei Festen auf den benachbarten Burgen der befreundeten Ritter, und Kunz hätte glücklich sein können, wenn nicht sein Weib ihn täglich an die einst geträumte Größe erinnert und den Stachel zur Rache frisch geschärft hätte. Apel Vitzthum und Wilhelm von Schönfels halfen ihr. Podjebrad verherrlichte selbst einige dieser Feste durch seine Gegenwart, und die gegen die Sachsenfürsten verschworenen Ritter erhielten aus seinem eigenen Munde die Versicherung des Bei-





standes im Kriege, wenn sie im Stande wären, eine so bedeutende Summe, wie die Ausrüstung verlangte, auf die Beine zu bringen. Dieses Geld sollte nach dem Plane der Ritter der Kurfürst selbst als Lösung für seine Prinzen zahlen und sich dergestalt seine eigenen Feinde zu seinem Verderben rüsten.

Unter dieser Bedingung erhielt Kunz die Zusicherung des thätigen Beistandes beim beabsichtigten Prinzenraube von den andern Rittern, und er selbst wurde nun ihr Bundesgenosse, und weitschichtige Pläne durchkreuzten von neuem seinen Kopf.

23.

Vorbereitungen zur That.

Das Jahr 1455 war schon zum vierten Theil vorüber, als abermals ein kurfürstlicher Herold auf Isenberg erschien und Kunzen mit der feierlichsten Zusage Friedrich's, daß er strenge Gerechtigkeit und sichern Schutz erfahren sollte, nach Altenburg einlud. Der Ritter versprach zu kommen und machte sich mit Schwalb und Schweinitz gegen Johannistag auf den Weg. Als sie auf dem altenburger Schlosse angelangt waren, wollte der Kurfürst ein großes Gericht bestellen, wie er dem Bischof von Meißen versprochen hatte. Aber Kunz zeigte sich gleichgültig, ja abgeneigt gegen solch ein rechtliches Verfahren und machte allerlei unerwartete Ausflüchte. Er ging vielmehr im Schlosse herum, besah es sich von innen und von außen, stellte sich fröhlich und versöhnt, machte sogar der Kurfürstin seine Aufwar-



tung und verzechte die Zeit mit seinem Schwager. Als er diesen treuherzig gemacht hatte, that er ihm den Vorschlag, den armen Jungen, den er auf dem Wege gefunden, ein Stückchen Brot auf dem Schlosse zu verschaffen, und Hildebrand's mitleidiges Herz wieß Schwalben den Dienst eines Küchenjungen an, um sich Kunzen, den er sich weit wilder gedacht hatte, erkenntlich und gefällig zu erzeigen. Nachdem Kunz dieses glücklich ausgeführt hatte, ritt er eines Morgens von dannen, ohne sich mit dem Kurfürsten verglichen, noch bei ihm verabschiedet zu haben. Man konnte am kurfürstlichen Hofe dieses seltsame und unwürdige Benehmen durchaus nicht begreifen, und Manche meinten, der riesige Ritter, der nie besonders geistreich gewesen war, müsse eine Abnahme des Verstandes erfahren haben.

Als Kunz wieder in Böhmen angelangt war, entdeckte er zuerst seinem Weibe, was er zu thun gedenke. Wie von düsterer Vorahnung erfaßt, erschrak Anna über den verwegenen Plan. Alle Gefühle, welche im Mutterherzen schlummern, traten, schnell erwacht, stürmisch heraus und hielten ihr geistig den Fall vor, daß ihre beiden Söhne geraubt würden. Plötzlich empfand sie den ungeheuersten Schmerz, und das dunkle Vorgefühl des unglücklichen Ausgangs dieses tollkühnen Unternehmens, mit jenem Schmerze vermischt, versetzte sie in einen Zustand von Angst und Furcht, so daß sie die gefalteten Hände gegen Kunzen aufhob und flehend rief:

„O Kunz, gieb diesen Plan auf! Er ist mir zu grausam, zu schrecklich! Der Raub der Prinzen würde die Kurfürstin zur Verzweiflung bringen. Der wüthendste Schmerz muß ihr das treue Mutterherz brechen. Kunz! laß ihr die Knaben!“

„Sei nicht thöricht!“ entgegnete der Ritter, von ihren Bitten ungerührt. „Das Unerhörte der That erschreckt Dich und jagt Dir diese Furcht ein, zum Beweis, daß Du ein Weib bist. Was kümmert uns die Kurfürstin! Sie hat sich stolz genug gegen uns benommen.“

„Ritter,“ sagte Estrella, in Anna's Bitten einstimmend, „hört auf die Warnung einer Ahnung! Gebt den verwegenen Prinzenraub auf. Mir bangt mehr vor Euch selbst, als vor der Kurfürstin. Es könnte unglücklich für Euch ablaufen! Mir ist, als wären schon warnende Stimmen an Euch ergangen, die Euch von einer ungeheuren That abmahnten. Neko sprach zuletzt von Euch wie von einem verlornen Manne.“

„Was krächzt Ihr wie Raben, Ihr verzagten Weiber?“ rief Apel Vitzthum dazwischen, der, von Kunzens Ankunft unterrichtet, hereingetreten war, um zu hören, wie die Verhandlungen mit dem Kurfürsten abgelaufen wären.

„Sie wollen mich bereden,“ entgegnete ihm Kunz mit der Bewillkommnung, „ich soll dem stolzen Weibe, der Kurfürstin Margaretha, ihre Kinder lassen.“

„Ihr werdet Euch nicht durch Weibergeschwätz irre machen lassen. Sagt lieber, wie weit ist die Sache gediehen?“

„Der Schwalb ist auf dem Schlosse; es ist Alles eingeleitet. Auch meinen Vetter, den Ritter von Mekkau, hab' ich gewonnen. Auf seinem Schlosse in Kohren werden wir Schwalb's Wink gewärtig sein, wenn sich der Kurfürst von Altenburg entfernt.“

„So brecht auf und säumt nicht! Hurtig dran ist halb gethan. Schönfels und Mosen reiten mit Euch; sie werden gleich anlangen. Auch noch mehre

von unsern Freunden sind entschlossen, das Wagstück mit Euch zu vollbringen. In einem Tage reitet Ihr mit den hochfürstlichen Buben bis hierher, wenn Ihr sie nur erst auf den Pferden habt." —

Trotz Anna's Angst und Estrella's prophetischer Warnung, die beide von dem harten Apel verlacht wurden, stimmten auch die bald in den Saal tretenden Ritter Mosen und Schönfels in die Meinung ein, man müsse nun rasch handeln. Da Apel's Anschlag auf den Herzog Wilhelm nicht habe ausgeführt werden können, müsse man um so mehr von dieser Seite den Streich zu führen eilen.

Von seinem Anhange gab Apel zwanzig Reisige mit, er selbst entschuldigte sich wegen seines Alters, den Ritt nicht mitmachen zu können; und so zog das Häuflein nach einigen Tagen ab. Frau Anna war untröstlich bei Kunzens Scheidekuß. —

Durch einen Eilboten hatte Kunz seinen Bruder Dietrich von ihrer Ankunft unterrichten lassen, und dieser kam ihm entgegen. In der Nacht vertheilten sich die reisigen Leute heimlich, ein Theil kehrte bei Dietrich in Kahlenberg ein, ein anderer auf der Burg Kauffungen. Kunz ging nach Kohren zum Ritter von Meckau, der um den Plan wußte; Mosen und Schönfels wohnten auf der unfern von Gnandstein am Walde gelegenen Burg, welche Kunzen gehörte. Schwalb wurde durch Schweinitz, der sich auf das Schloß schlich, in Kenntniß von ihrer Ankunft gesetzt und meldete, daß der Kurfürst erbittert auf Kunzen sei, weil er ohne Gruß das Schloß verlassen. In den Nächten kamen die Ritter zusammen und warteten auf Nachricht, daß die Gelegenheit zum Raube günstig sei. Schon nach einigen Tagen schickte Schwalb durch einen seiner Ge-

hülfen in der Küche einen Brief an Kunzen auf Kohren und meldete diesem, daß der Kurfürst Sonntags vor Kiliani nach Leipzig reisen und sich eine Woche lang dort aufhalten werde. Den folgenden Abend gebe der Kanzler Magdeburg einen großen Schmaus in seinem Hause in der Stadt, wozu Alles eingeladen sei, was zum Hofe gehöre.

Das Schloß mußte an diesem Montag Abend fast menschenleer sein; günstigere Gelegenheit zur Ausführung des Raubes konnte nicht kommen, und einmüthig beschlossen Alle bei der nächsten nächtlichen Zusammenkunft die Mitternacht dieses Tags zur Ausführung zu wählen. Dieser Beschluß wurde in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend gefaßt. Tags darauf ritt Kunz in einer unkenntlichen Rüstung nach Kahlenberg und ließ von den Knappen in einer Scheuer, die seinem Bruder Dietrich gehörte, von Hanf und Bast Strickleitern verfertigen, mit denen Schweinitz Sonntag's früh, sobald der Kurfürst abgereist sei, sich auf das Schloß schleichen sollte.

Auf diese Weise war die dunkle That wohl vorbereitet.

24.

Der Prinzenraub.

Regierungsgeschäfte riefen den Kurfürsten nach Leipzig. Er wollte Sonntags früh abreisen und ging zu seiner Gemahlin, um sich von ihr zu beurlauben. Schwermüthig empfing ihn Frau Margaretha; sie hatte



das Lager noch nicht lange verlassen, auf dem sie eine unruhige Nacht zugebracht zu haben schien.

„Ihr seht angegriffen aus, Liebste, sagte er besorgt. „Seid Ihr nicht wohl?“

„Ein böser Traum hat mich gequält und macht mich noch ängstlich. Liebster, wenn Ihr Euere Reise verschieben könnt, so bleibt hier. Mir bangt, daß ich mit den Kindern allein sein soll.“

„Beschwichtigt Euere Unruhe; sie ist weiter nichts als Folge der Ruhlosigkeit der Nacht. Ihr seid so oft allein mit Euern Kindern gewesen, und es ist Euch nichts aufgestoßen, auch ist der ganze Hof um Euch, und mich rufen dringende Angelegenheiten nach Leipzig. Thut Euch des Bangens ab und reicht mir den Abschiedskuß!“

„O könnt' ich doch!“ seufzte die Fürstin. „Der Traum hat mich erschüttert. Ihr wißt, wie mein Leben nur an dem meiner Prinzen hängt, und — der Traum scheint mir eine böse Vorbedeutung.“

„Theilt mir mit, was Ihr geträumt habt.“

„Mir war's, als sei ich im Schloßgarten und gewahrte auf seinem höchsten Hügel ein paar schlanke Rüstern. Plötzlich brach ein Eber durch den Zaun und stürzte wüthend auf die Bäume los, ohne daß ich es zu verhindern im Stande war. Mit seinen Hauern wühlte das grimmige Thier an den Wurzeln, und jeder Stoß machte mir Schmerz. Es dauerte nicht lange, so hatte er beide Bäume unterwühlt; während sie im Fallen begriffen waren, erwachte ich mit einem Schrei.“

„So merkwürdig auch dieser Traum ist, so sehe ich doch nicht ein, welche Beziehung er auf unsre Prinzen haben soll. Laßt den Trübsinn, Liebste, und schließt mich in Euer Gebet, wie ich Euch und unsre Kinder Gott und den Heiligen anbefehle. Laßt Euer



trübes Sinnen! Der Himmel wird uns und unsre Kinder vor allem Unheil bewahren."

Noch waren diese Worte nicht verhallt, als die beiden dem Jünglingsalter sich nahenden Prinzen herein traten, ihrer Frau Mutter den Morgengruß zu bieten. Margaretha umfaßte den zu ihr getretenen Albrecht mit Zärtlichkeit und gab sich seinen kindlichen Liebkosungen hin, die sie mit Heftigkeit erwiderte.

„Gott beschütze Euch, Ihr Theuren!" rief der Kurfürst gerührt, küßte die ihn Umarmenden und eilte, von den Segenswünschen der zagenden Margaretha begleitet, von dannen. Albrecht war ihm nachgeeilt und jauchzte auf, als er die Pferde im flüchtigen Trabe durch den Schloßhof eilen sah. Die Mutter rief ihn zurück, und den ganzen Tag über ließ sie keines ihrer Kinder von der Seite; denn auch die Töchter hatte sie zu sich bescheiden lassen.

Kaum war der Kurfürst aus dem Schlosse, so schlüpfte Schleinitz mit den Strickleitern in einem mit Heu ausgestopften Sacke zum Thore hinein und in einen Stall, wo er seine Bürde versteckte. Dann suchte er Schwalben auf. Beide brachten den Tag bei der Weinflasche zu. Am Abend holten sie die Leitern herbei; der Knappe hielt sich den ganzen Montag in Schwalb's Kammer versteckt. Es war ein regneriger trüber Tag, und die Sonne kam nicht hervor. Schon am Spätnachmittag entfernten sich alle Hofleute vom Schlosse und verfügten sich zum Kanzler Magdeburg, der sein Wiegenfest solenn feierte. Die Diener und Knappen wanderten, des Dienstes ledig, ebenfalls aus; die Kurfürstin hatte sich mit den Hof- und Kammerfrauen in ihre Zimmer zurückgezogen, und so wurde es mit dem einbrechenden Abend ganz ruhig und still im Schlosse und auf dem weiten Hofraum. Schwei-

nitz und Schwalb krochen aus ihrem Versteck hervor und besahen sich die Stelle, wo sie nach der Vorschrift Kunzens die Strickleiter befestigen sollten; es war ein Fenster im Hauptgebäude auf einer Nebentreppe, die vom unteren Stockwerke in das zweite führte. Das Fenster gewährte die Aussicht auf den nordöstlichen Theil der Stadt und befand sich an der Hauptfronte des Schlosses, da, wo sich unter seinem Baue noch die mächtigen Felsen, auf die es gegründet ist, herausstrecken. Einige Fuß tief unter dem Fenster, wo das Gemäuer seinen Anfang nahm, schoß der felsige Berg jählings ab ohngefähr zwanzig Schritt bis in den Weg, der unten am Wassergraben vorüber führte.

Die Nacht kam in schwarzer Hülle; dichte Schleier waren vor ihr Angesicht gezogen, so daß kein einziges ihrer Augen hervorblicken konnte. Einzelner dünner Regen fiel und machte die Finsterniß noch mürrischer. Wie todt war Alles im Schlosse, und aus der Stadt vernahm man keinen Laut weiter, als einzelne Freudentöne aus dem ohnfern gelegenen hellerleuchteten Hause des Kanzlers.

Schwalb und Schweinitz standen auf der Lauer. Als die Glocke der Schloßuhr zehne schlug, schlichen sie an das Fenster, hoben die Flügel desselben aus, banden die Strickleitern fest und warfen sie hinaus. Nun durchspähte Schwalb noch einmal auf den Zehen schleichend alle Gänge des Schlosses und horchte vor jedem Zimmer Nur in dem der Kurfürstin war noch Licht; sie sprach laut ein Gebet, um die Angst, die ihren Busen drückte, zu erleichtern. Im Nebenzimmer lagen die beiden Prinzen mit dem jungen Barby und einer alten Kammerfrau schon zu Bette. Im Herzen hohnlachend über das Gebet der Kurfürstin, kroch Schwalb wieder die Trppe hinab zu Schweinitz, der

sich in einen Winkel am Fenster gedrückt hatte. Schweigend sahen sie hinaus. Dem Knappen klopfte das Herz; ruhig, ja sogar mit einer innerlichen Freude blickte Schwalb in die Nacht, ob er nicht ein Zeichen der Ankunft der Ritter entdeckte. Da schlug die Glocke elf; Schweinitz fuhr von ihrem Ton erschreckt zusammen und zitterte; Schwalb lachte seiner Schwäche. Nicht lange darauf hörten sie Pferdegetrab.

„Nun paß auf, Hasenfuß, daß Du nichts dumm machst!“ sagte Schwalb und legte sich aus dem Fenster. Da fühlte er, wie an der Strickleiter gezogen wurde, um zu prüfen, ob sie fest sei, und er flüsterte hinab: „'s ist Alles ruhig und sicher. Nur herauf!“ Im Nu war Kunz am Fenster und kletterte herein. Dicht hinter ihm folgten Mosen und Schönfels. Der letztere trug eine kleine Diebslaterne, deren Licht verschlossen war; Kunz langte Anwürfe und Klammern mit Schrauben aus der Tasche.

„Ist Alles zu Bett?“ fragte er.

„Das Schloß ist fast leer,“ erwiderte Schwalb; „sie sind meist beim Kanzler. Vor einer Stunde war die Kurfürstin noch munter; jetzt wird sie auch schlafen. Sonst ist's überall todtruhig.“

„Nun rasch!“ wandte sich Kunz zu seinen Begleitern. „Ihr, Mosen, nehmt den Albrecht, ich den Ernst.“

Hurtig eilten sie die Treppe hinan. An die äußere Thür des Zimmers der Kurfürstin schraubte Kunz erst einen Anwurf, dann öffnete er das unverschlossene Schlafzimmer der Prinzen. Ruhig lagen sie im Arm des Schlummers. In einem Augenblick war auch die in dasselbe führende Thür aus dem Gemach der Mutter versperrt. Kunz griff nach Ernst und weckte ihn. Erschreckt fuhr der Knabe aus dem Schlafe



und starrte den Ritter an, dessen Gesicht von einem Strahl der Laterne erhellt wurde.

„Was wollt Ihr von mir, guter Ritter Kunz?“ sagte der Prinz zutraulich. „Laßt mich doch schlafen!“

„Nein, zieht Euch an, Prinz! Sogleich! schnell! Wir haben Eile!“

„Um Gotteswillen!“ schrie Ernst; „was habt Ihr mit mir vor?“

„Nun was wird's, Knabe? Wirf Deinen Rock über, oder ich steche Dich im Bette todt.“

Entsetzt von dieser fürchterlichen Drohung, fuhr der Prinz jammernd in die Kleider. Mosen hatte unterdeß den Schlafgesellen, den er für den jüngeren Prinzen hielt, angekleidet. Durch den Lärm war die Kammerfrau erwacht und schrie entsetzt auf, als sie die drei bewaffneten Männer im Zimmer sah. Mit strenger Stimme gebot ihr Kunz Ruhe. Sie erkannte ihn und schwieg, für ihr eigenes Leben zitternd. In diesem Augenblicke rasselte es an der Nebenthüre, und als sie nicht aufging, hörte man die angstvoll schreiende Stimme der Kurfürstin. Durch das Getöse und Rufen aus dem unruhigen Schlafe aufgeschreckt, stürzte sie nach der Thüre, um zu sehen, welch Unglück ihren Kindern drohe. Sie war verschlossen. Verzweifelt eilte sie zu der andern; auch diese vermochte sie nicht zu öffnen. Verzweiflung lieh ihr Kräfte vergebens; sie vermochte die eisernen Haken nicht zu sprengen. Aufschreiend rief sie die Kammerfrau und die Prinzen beim Namen. Nur mit Weinen konnten ihr diese antworten.

„Jesus! Maria! welch entsetzliches Unglück stürzt über mein Haus herein? Meine Kinder, was geschieht mit Euch?“

„Seid ruhig, gnädige Frau,“ erwiderte Kunz

spöttisch. „Kunz von Kauffungen holt sich in Euern beiden Prinzen die Schlösser Kriebstein und Schweikertshain."

„O, Ritter, ich beschwöre Euch bei den Leiden der Gottesmutter und beim Blute ihres Sohnes, laßt mir die Prinzen! Nehmt mir Alles, nur laßt mir die Söhne! Ihr nehmt mir das Leben mit ihnen."

„Es kommt auf Euern Gemahl an, wie lang ich sie behalten soll," entgegnete der wimmernden Frau der Hartherzige, faßte Ernst, trug ihn die Treppe hinab und stieg mit ihm auf der Strickleiter hinaus. Mosen folgte mit dem Andern; Schönfels leuchtete. Als sie unten auf den Felsenstücken standen, besah sich Kunz die beiden Geraubten, aber kaum fiel das Licht in das Gesicht dessen, den Mosen gebracht hatte, als er ausrief: „Verflucht, Mosen! habt Ihr geträumt? Das ist ja der Graf Heinrich Barby und nicht Prinz Albrecht. Wo ist Euer Bruder?" fragte er Ernst barsch.

„Er schläft in einem andern Bette, Heinrich lag bei mir," entgegnete der Prinz weinend.

Ohne sich zu besinnen, kletterte der tollkühne Kunz noch einmal die Leiter hinauf, stürzte in das vom Jammer der Kurfürstin und ihrer Frauen widerhallende Zimmer und zog den furchtsamen Albrecht unter seinem Bette hervor, wohin er sich verkrochen hatte. Alles Bitten und Jammern half ihm nichts; ihm die Kleider überwerfend, erfaßte ihn der Räuber und trug auch ihn auf der Leiter hinab. Die verzweifelte Kurfürstin war ohnmächtig niedergefallen, aber der Eindruck, den sie von der ungeheuern That empfangen, weckte ihre Lebensgeister schnell wieder, und die Hände sich wund ringend und Ströme von Thränen vergießend, eilte sie von ihren jammernden Frauen geleitet, an das Fenster.

„Ritter Kunz!“ rief sie außer sich in die Nacht hinab, daß es weithin tönte, „Ihr entführt mir grausam das Theuerste, was ich besitze. Ich will Euch keine Vorwürfe machen; ich will Euch vielmehr beschwören, thut meinen Kindern kein Leids. Alle Euere Wünsche sollen erfüllt, alle Ansprüche Euch gewährt werden; ich selbst will für Euch und Euere Sache sprechen, ich werde das Herz meines Gemahls erweichen. Nur wahrt mir die Knaben! Ritter Kauffungen, wenn Ihr einst Gnade von Gott hofft, so schützt meine Kinder!“

„Es soll ihnen kein Haar gekrümmt werden, edle Frau!“ entgegnete Kunz ruhig. Hätt' ich auf anderem Wege zu meinem Rechte gelangen können, es wäre dahin nicht gekommen.“ Und nun wandte er sich zu Mosen und Schönfels, die den Prinzen Ernst schon auf ein Pferd gesetzt hatten und in ihrer Mitte hielten, und flüsterte ihnen zu: „Grüßt meinen Bruder und berichtet ihm, daß es gut abgelaufen. Diesen Nachmittag treffen wir uns auf böhmischem Boden.“ Und mit kurzem Gruß ritten sie scharf davon. Im Freien wandte sich Kunz mit dem Prinzen Albrecht, Schweinitz noch einigen Rittern und Knechten links hinüber nach den Waldungen der Leine. Mosen und Schönfels ritten mit Ernst rechts die Straße. Eben schlug in der Stadt die Stunde der Mitternacht, als sie sich trennten. Seinen Begleitern, worunter auch Schwalb war, befahl Kunz, daß sie so schnell als möglich den nächsten Weg nach Böhmen einschlügen und Jeder zusehe, wie er sich am besten rette. Er selbst nahm zu seiner und des Prinzen Begleitung nur Schweinitz und noch zwei Knechte. Ueber Stock und Stein ging nun der rasche Ritt durch die Nacht, in der man kaum die Bäume, geschweige

einen Weg sehen konnte. Kunz voran, denn er war des Weges kundig, Schweinitz und ein anderer Knecht hatten des Prinzen Pferd in der Mitte, jeder einen Zügel an der Hand, und hinterdrein ritt noch ein Knappe. Aber in dem unwegsamen Walde war für die Pferde ein schlechtes Fortkommen. Bäume und Gesträuch nöthigte sie, sich zu trennen. Der Prinz wehklagte, er war nur mit einem leichten rothleinenen Sommerrocke bekleidet und empfand die Einwirkung der Nässe und des Schreckens; das ungewohnte heftige Reiten und der Gedanke an seine trostlose Mutter brachten ihn zu Thränen. Aber nichts konnte den ungestümen Lauf der Pferde hemmen, jemehr die Dunkelheit wich, desto rascher jagten sie nach Süden zu, die ungeheuren Waldungen entlang. Schweinitz warf dem Prinzen seinen Mantel über, damit der Morgennebel ihn nicht ganz durchnässen möge. Die Thränen des Knaben versiechten mit dem anbrechenden Tage, und gefaßt sein Schicksal ertragend, fand er allmählig an dem wilden Ritt Geschmack. Dämmerung umhüllte noch lange die rastlos Flüchtigen, als auf dem freien Felde schon der helle Tag strahlte; denn düster und schattig ragten weithin die riesigen Bäume mit ihren dichtlaubigen Wipfeln und Kronen und verwehrten dem Strahl des jungen Tages den Zugang. Aus der Leine gelangten die Reisigen in die rabensteiner Wälder, nachdem sie vorher bei der Burg Kauffungen durch die Mulde gesetzt waren. Nur dann und wann thaten sich jetzt schöne Landpartien auf und zeigten einzelne Dörfer und Städte in mäßiger oder weiter Entfernung. Die Sonne erhob sich aus ihrem Purpurbette und verkündete einen schönen warmen Sommertag, die Wolken und Nebel des gestrigen Abends waren zerstreut, und ein heiteres Blau lachte durch

das grüne Laubdach des Waldes auf die schnellen Reiter herab. Unermüdet hatte Kunz die Reise fortgesetzt, immer die Dörfer vermeidend. Erst gegen Mittag, als sie dem hohen Gebirge näher kamen und bald die böhmischen großen Waldungen zu erreichen hofften, ließ der Ritter den erschöpften Pferden etwas Ruhe. Er glaubte sich nun in Sicherheit.

„Lieber Ritter Kauffungen," begann Prinz Albrecht mit bittender Stimme, „was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich von meiner Frau Mutter fortschleppt?"

„Ihr werdet doch ein paar Wochen bei meinen Knaben zubringen können," erwiderte Kunz ihn beruhigend; „sie haben sich lange nach Euch gesehnt, weil Ihr ein guter Gespiele seid. Sie sind auch groß geworden, wie Ihr, und Ihr könnt zusammen manch ritterlich Kurzweil treiben."

„Aber, lieber Ritter Kunz, fügt mir kein Leid zu! Ich fürcht' mich seit dieser Nacht vor Euch, wo Ihr meinen Bruder zu erstechen drohtet. Führt mich wieder zu lieb Mütterchen."

„Sie werden Euch schon selber holen, und das wird gar nicht lange dauern."

„Aber wo habt Ihr denn meinen Bruder Ernst hinführen lassen?"

„Noch ehe es Nacht wird, sollt Ihr in Böhmen bei ihm sein."

„Aber Du hast mich allein auf's Pferd gesetzt," wandte sich Albrecht zu Schweinitz. „Warum hast Du den Heinrich nicht mitgenommen? der reitet doch sonst immer mit mir; wir turniren, fechten, springen und schlafen zusammen, und den armen Jungen habt Ihr in der Nacht so allein und im Hemde stehen gelassen."

„Für den hätt' uns kein Mensch eine Burg ge-



geben, jung Herrlein," erwiderte Schweinitz kurz. „Für Euch aber gedenken wir soviel zu kriegen, daß wir eine ordentliche Fehde führen können."

„Schweig!" herrschte ihm Kunz zu. „Nicht Zeit ist zum Plaudern. Wir haben noch fast drei Stunden bis an die böhmische Grenze bei Schwarzenberg. Eher dürfen wir uns keine Rast gönnen."

„Aber Ritter!" klagte Albrecht, „ich habe Hunger. Gebt mir zu essen!"

„Kann nicht dienen! Hier ist kein Wirthshaus," entgegnete Schweinitz. „In unsern Säcken ist auch nichts zu beißen und zu brechen. Ich speiste gern selbst mit."

„Geduldet Euch nur noch kurze Frist; in Schwarzenberg sollt Ihr böhmisch Brot kosten!" tröstete Kunz den Knaben.

Als sie zwischen Zwönitz und Geier über die Höhen, die einen Blick rückwärts in das Sachsenland gewährten, nach dem Schatzenstein hinritten, hörten sie plötzlich aus den Thälern weit unten herauf und vom flachen Lande herüber, das Sturmläuten der Glocken. Furchtbar klangen diese Töne in die Ohren der Räuber. Mit hundert Zungen des seiner Herrschersöhne beraubten Landes wehklagten die Metallstimmen durch die reine Luft. Und immer lauter und immer heftiger rechts und links hinter ihnen, endlich gar zu ihren Seiten erschallte in jeder Stadt, in jedem Dorfe der Nothruf und Klageklang, um die Bewohner des Landes aus ihren Beschäftigungen aufzuschrecken mit der Nachricht von der ungeheuren That und sie anzurufen zur Verfolgung der Räuber. Das ganze Land schien zuletzt aufgestanden zu sein, so drängte sich Ton auf Ton hinauf zu den Höhen und schallte

durch die Thäler hin, wohin Kunz seine unwegsame Bahn nahm.

„Nun ist's Zeit, daß wir Böhmen begrüßen," rief er hinter sich. „Sputet Euch, daß sie uns nicht am Ende noch auf's Leder kommen!"

„O Ritter! ich verschmachte vor Hunger und Durst!" jammerte der Prinz.

„So jagt drauf los! Je schneller Ihr reitet, um desto eher könnt Ihr den Magen füllen. Links liegt uns jetzt Elterlein, in einer guten Stunde, wenn wir eilen, sind wir an der Grenze. Dann haben wir gewonnenes Spiel." Und fröhlich sich bald am Ziele zu sehen, setzte er seinem flüchtigen Gaule die Sporen in die Weichen, und dahin flog er wieder, als wollt' er heute noch das ganze Böhmerland durchstreichen, und ihm nach sprengten die Knappen mit dem hungrigen Prinzen. Die Sonne warf glühende Strahlen auf ihre Scheitel herab und ihr Brand entlockte dem leidenden Knaben immer stärkere Klagetöne; er konnte kaum mehr auf dem Pferde sitzen. Dem Stand der Sonne nach mußte die Mittagsstunde bereits vorüber sein. Durch die felsigen Thalwände wandte sich Kunz nun rechts hinab nach dem Grund am grünhainer Berg. Hatten sie diesen durcheilt und waren auf der entgegengelegenen Höhe angelangt, so lag Schwarzenberg, damals die erste böhmische Grenzstadt, vor ihnen. Links ließen sie in einem Thale das Dörfchen Schwarzbach, rechts in einem andern die wenigen Häuser von Waschleite liegen. Nun setzten sie über den Bach, der jetzt der St. Oswaldsbach heißt, und ritten rechts am Rande des Waldes hin. Auf der andern Seite des Thales erblickten sie schon das neue Bergwerk. Der Prinz konnte nicht mehr weiter.

„Ritter Kunz," flehte er mit dringender Stimme; „erbarmt Euch meiner! Seht hier im Walde stehen Erd- und Heidelbeeren. Laßt mich nur einige pflücken, um den ärgsten Hunger und den brennendsten Durst damit zu stillen."

„Laßt das Herrlein gewähren!" bat Schweinitz. „Wir bringen es sonst nicht nach Schwarzenberg."

„So eßt!" sagte Kunz ärgerlich. „Dort vor uns über dem Hügel wären wir auf der Grenze gewesen. Doch hier ist auch nichts zu fürchten!" brummte er vor sich hin.

25.

Der Retter.

Die ermatteten Reiter stiegen von den Pferden und ließen sie grasen; Prinz Albrecht fiel über die Beeren her. Kunz warf sich in den Schatten eines Baumes; Schweinitz schlich hinab nach dem Bache um Wasser für sich und den Prinzen zu schöpfen; die beiden andern Knechte folgten Kunzens Beispiel, doch behielten sie immer den Prinzen im Auge. Plötzlich schlug ein Hund im Walde an, die Knappen reckten die Köpfe empor. Gleich darauf trat ein rußiger Mann hervor und auf den Prinzen zu. Es war der Köhler Georg Schmidt, Wiland's Ohm und Pflegevater. Entschlossen sprang Albrecht sogleich auf ihn los und flüsterte ihm zu: „Lieber Mann, ich bin ein Prinz von Sachsen; mein Vater ist der Kurfürst. Diese Männer haben mich vom Schlosse zu Altenburg geraubt, befrei' mich von ihnen und bring' mich zurück; mein Vater wird's Dir vergelten."

Schweinitz war eben mit dem Wasser in der Blechhaube angelangt; als er den Prinzen bei dem Köhler stehen sah, erschrak er so, daß er sie fallen ließ. Den Köhler erkennend, sagte er halb freundlich, halb ängstlich: „Gott grüß' Euch, Schmidt! Wo ist der Wiland? Was macht er?"

„Ganz wohl!" antwortete der Köhler kurz. „Was habt Ihr mit diesem Knaben vor?"

„Es ist ein aus Böhmen seinen Aeltern entlaufener Bub, den wir zurückbringen wollen."

„Glaub's nicht!" fiel ihm Albrecht zu Schmidt gewandt rasch in's Wort; „ich bin ein sächsischer Prinz, wie ich Dir gesagt."

Grimmig zog Schweinitz das Schwert und führte einen Hieb auf Albrecht. Aber der Köhler fing ihn mit dem Schürbaum auf, den er in den Händen hielt, und schlug mit einem kräftigen Schlage den Knappen auf den Kopf, daß er besinnungslos niederstürzte. Dies Alles war rasch aufeinander gefolgt, ehe die Anderen herzu kamen. Kunz hatte sich schnell erhoben und eilte mit dem gezogenen Schwerte auf den Köhlet zu, aber indem er durch das Beergestrüppe und das dürre Holz, das in demselben lag, sprang, verwickelte er sich mit den Sporen darin, und stürzte der Längelang in die Sträuche. Die beiden Knappen ergriffen bei des Köhlers heftigem Geschrei die Flucht. Schmidt eilte nach dem am Boden liegenden Kunz und schlug mit dem Schürbaum auf ihn los. Prinz Albrecht lief waldeinwärts den Berg hinauf.

Frau Margaretha hatte vor ihrer Hütte sitzend kaum den Lärm vernommen, als auch sie herzu kam, und da sie ihren Mann im Kampfe mit Räubern sah, gab sie mit dem Zschörper, dem langen Kohlenmesser, auf

der Holzaxt den andern Köhlern das weitkreischende Nothzeichen, und aus den Hütten und dem Holze, von ihren Meilern strömte plötzlich eine Anzahl kräftiger schwarzer Bursche hervor, fielen über Kunzen her nnd banden ihn.

Den Ritter hatten die Schläge des Schürbaums betäubt. Kaum war er wieder zu sich gekommen, als er in dem vor sich stehenden Schmidt das Bild erkannte, welches ihm Chiska einst in der Markbergshöhle gezeigt. Ein unheimlicher Schrecken ergriff ihn; denn auch den Prinzen Albrecht hatte er damals in derselben Größe und Kleidung vor sich stehen gesehen. Auch die Mahnung des alten Bettelweibes kam dem bestürzten Manne in's Gedächtniß, das unfern von dieser Stelle, auf dem Hügel, der vor ihm lag, hierher gedeutet hatte. Ebenso erinnerte er sich aller Prophezeihungen Neko's, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Zu spät sah er ein, daß er besser gethan haben würde, den Rathschlägen des alten Taters zu folgen. Schmerz und Trotz bewegten ihn gleich stark; ohne ein Wort zu reden, folgte er den Köhlern in die Hütten. Wiland war unter ihnen, aber er hielt sich scheu und fern von Kunzen. Durch ihn erfuhren die Andern den Namen des gefangenen Ritters.

Georg Schmidt hatte mit Ehrerbietung den jungen Prinzen in seine Hütte geführt; Margaretha konnte vor Freude und emsiger Geschäftigkeit nicht recht zu sich selbst kommen, wollte ihm dienen, trippelte umher, wußte einen Augenblick darauf nicht mehr, was sie gewollt, und ihre Augen hafteten immer wieder an der schönen Gestalt und dem klugen Gesicht des gnädigen Herrleins, das mit freudeleuchtenden Blicken

in die ihn umstehende und anstaunende Menge der gutmüthigen Köhlersleute hineinsah.

„Womit kann ich Euch dienen, edler junger Herr? Leider ist meine Hütte zu arm für solch hohen Gast," sagte Schmidt und näherte sich dem geretteten Prinzen.

„Gebt mir nur einen Trunk frisches Wasser und einige Bissen Brot," erwiderte Albrecht. „Dann bringt mich schnell wieder nach Altenburg zu meiner Mutter, die große Angst um mich ausstehen wird."

Margaretha hatte schon ein frisches Brot herbeigeholt, sich schämend, daß sie dem fürstlichen jungen Herrn nichts Besseres bieten konnte. Wiland und Schmidt führten ihn hinaus zur Quelle, und in einem Becher aus Birkenschale schöpfte der Erstere das silberklare kühle Wasser und reichte es Albrecht. Mit Wollust trank der Durstige und verzehrte das kräftige Brot, das ihm besser mundete, als die köstlichsten Speisen an der Hoftafel. Wiland genoß vor allen andern Köhlern das Vorrecht, dem Prinzen auf seine vielen lebhaften Fragen zu antworten und ihn zu bedienen; denn als ein weitgewanderter Kriegsheld, der schon mit manchen großen Herrn zu thun gehabt hatte, war er angesehen und geehrt und deshalb Aller Meinung nach der geschickteste Wortführer. Schweinitz war unterdessen von den andern Köhlern auch herbeigeschleppt und in die Hütte gebracht worden, wo sich Kunz befand. In sich gekehrt saß dieser vor dem Tische, seine großen dunkeln Augen starrten auf einen Punkt, und er hörte seines Knappen Klagelieder nicht. Schweinitz fiel in der Angst nicht einmal bei, daß er sich unter den Köhlern befinde, zu denen Wiland gehörte, noch viel weniger dachte er an diesen selbst. Wiland dagegen, der mit dem Prinzen an der Quelle und in der ihr zunächst

liegenden Hütte beschäftigt war, wußte eben so wenig etwas von Schweinitz' Gegenwart.

Auf des Prinzen dringendes Verlangen, zu seiner Mutter zurückgebracht zu werden, entschlossen sich Wiland und sein Vetter, ihn zum Abt nach Grünhain zu führen und demselben die Sorge der weiteren Reise zu überlassen. Albrecht bestieg daher sein Pferd, nahm von der vor Freude weinenden Margaretha Abschied und ritt von Schmidt und Wiland geleitet über den Berg nach dem Kloster. Im Städtchen hatte sich unterdessen schon die Nachricht von der Befreiung des Prinzen Albrecht verbreitet.

Eben war ein Trupp kurfürstlicher Reiter angelangt, welche zur Verfolgung der Räuber ausgeritten waren. Diese kamen den Berg herauf, begrüßten den Prinzen und seinen Erretter mit Freudengeschrei, nahmen die drei in ihre Mitte und zogen jubelnd nach dem Kloster hinab. Alle Einwohner des Städtchens hatten sich vor dem Thore versammelt; wer nur laufen konnte, war herbeigeeilt; und als nun die Reisigen mit dem stattlichen Prinzen herankamen, da brach die ganze Volksmasse in einen lauten Jubelgruß aus. Aber wie erstaunten Alle, als sie die Köhler Schmidt und Wiland, jeder einen Zügel des Rosses in der Hand, das den schönen Prinzen trug, zu beiden Seiten desselben durch sich durchschreiten sahen! Der blasse Wiland hatte ein munteres stolzes Ansehen, das Haupt trug er erhoben und warf die freudetrunkenen Blicke im weiten Kreise umher, einen geliebten Gegenstand suchend. Und sie fanden ihn; denn aus dem Gewühle heraus begrüßten sie Lenchens Augen mit frommer Rührung und mit Thränen gefüllt. Zitternd hielt sie sich am Arme ihrer vor Entzücken laut aufschluchzenden Mutter. Sie sah den

Prinzen nicht, auf den Aller Augen gerichtet waren, sie sah die Ritter nicht, welche das Volk freundlich grüßten; sie hatte nur Augen für den geliebten Jüngling, dem jetzt das Glück so hold sich zuwandte, und eine süße warme Hoffnung legte sich wie eine schmeichelnde Frühlingsluft um ihr wundes Herz. Der alte Klinger stand auch nicht fern und schüttelte den Kopf schweigend, als er den verhaßten Köhler so einherstolziren sah. Unter frohem Lärmen ging der Zug bis zum Kloster; Alles schloß sich an. Am Thore desselben stand der Abt Liborius mit allen Mönchen. Der Prinz sprang vom Pferde und verneigte sich ehrerbietig vor dem Abt, und dieser sprach den Segen über ihn. Dann stimmten die Mönche ein Kyrie an, und alles Volk fiel Gott lobend und preisend ein. Unter dem Gesange zogen die Ritter mit dem Prinzen und den beiden Köhlern in das Kloster. Die Aufmerksamkeit der versammelten Menge aber wurde auf einen andern Gegenstand gelenkt; denn über den Berg her kam ein neuer noch größerer Zug, und plötzlich erscholl es: „da bringen sie den gefangenen Prinzenräuber!“ und das Volk rannte nun dem Haufen aller am grünhainer Berg wohnenden Köhler, zu denen sich auch Bergleute und Holzhacker gesellt hatten, entgegen. In der Mitte derselben saß Kunz von Kauffungen auf dem Pferde, die Hände auf den Rücken gebunden. Die Zügel des Pferdes hatten die Köhler Fischer und Lehmann in den Händen. Hinterdrein führten Andere den verzweifelten Schweinitz und zuletzt brachten Holzhacker die von ihnen eingefangenen beiden übrigen Knechte Kunzens. Schimpfreden und Verwünschungen strömten aus des Volkes Mund auf den trotzig vor sich hinstarrenden Ritter.

„O Gott!“ sagte Frau Christine, zu ihrer Toch-

ter als der Zug an ihnen vorüberging; „das ist ja der Ritter, der vor vielen Jahren Waffen für den Kurfürsten bei Deinem Vater bestellte."

Lenchen konnte nur mit Thränen des innigsten Mitleids antworten.

„O Jesus und alle Heiligen!" fuhr die Mutter erschreckt fort. „Da bringen sie auch den Knappen, der uns damals die Nachricht gab, Wiland sei todt. Der arme Mensch! den hätte Wiland frei lassen sollen; er ist ja sein bester Freund."

Kaum hatte Lenchen dies Wort vernommen und den ihr wohlbekannten Schweinitz erblickt, als sie sich hastig von der Mutter losriß und ohne auf die Frage derselben, wohin sie wolle? zu antworten, raschen Schritts nach dem Kloster eilte. So dem Zuge noch den Vorsprung abgewinnend, drängte sie sich durch die am Thore dicht zusammenstehenden Leute und lief durch die Kreuzgänge nach der Kirche, wo der Abt ein Tedeum zur Errettung des Prinzen sang.

Hier wurden ihre Schritte durch die Blicke der erstaunten Mönche gehemmt, als Wiland durch die Bewegung aufmerksam gemacht, sie erblickte und schnell bei ihr war. Eben war der Abt fertig, und draußen erhob sich ein großer Lärm; denn die übrigen Köhler langten mit dem Räuber und seinen Knechten an, und die Mönche eilten hinaus, sie zu sehen. Nur Sebastian, Wiland und Lenchen blieben stehen. Die beiden Ersteren maßen sich mit giftigen Blicken; aber Magdalena zog Wiland bei Seite und sagte ihm ängstlich in's Ohr: „Rette Deinen Freund Schweinitz! Warum hast Du ihn gefangen genommen?"

„Schweinitz ist auch dabei!" rief Wiland erschrocken. „O weh! das habe ich nicht gewußt. Doch vielleicht ist noch zu helfen." Und hinauseilend zog



er Magdalenen nach, und begrüßte im Klosterhofe den alten Waffenbruder mit schmerzlichen Blicken.

„Wo bist Du vorhin gewesen, als der Ritter gefangen genommen wurde?“ fragte der treuherzige Bursche fast zu Thränen bewegt.

„Ich lag halb todt in den Sträuchen,“ erwiderte jener. „Mit dem Baum, den er in der Hand führt, hatte Schmidt meinem Hirnkasten ein Solches versetzt, daß ich mich bis jetzt kaum besinnen kann, ob das Alles hier Traum ist oder Wirklichkeit.“

„Wenn ich Dich nur aus der schlechten Geschichte ziehen könnte!“ flüsterte Wiland.

„Laß es gut sein,“ erwiderte der Knappe; „ich hab' die Suppe mit eingebrockt, will sie auch mit auslöffeln. Auch mag ich meinen Ritter nicht verlassen und will sein Schicksal mit ihm tragen. Es wird so schlimm nicht werden; wir haben die Böhmen auf unserer Seite.“

Aber Wiland ging desohngeachtet bei den Köhlern umher und zischelte ihnen in's Ohr, sie möchten dem Knappen forthelfen. Alle nickten ihm Beifall zu, und einer ging schon, um das Hinterpförtchen in der Klostermauer zu öffnen; da meldete Bruder Sebastian, der vorhin Wiland's Aeußerung mit angehört hatte, dem Abt, daß die Köhler den Räuber, welcher nach dem Prinzen gehauen, freigeben wollten, weil er ein Waffengenosse des Wiland sei. Der Abt gab Befehl, die Räuber in's Gefängniß zu werfen. So hatte sich Sebastian wenigstens theilweise für die Schläge bei Naumburg gerächt. Die Knechte des Klosters führten die Gefangenen ab; der Abt geleitete den Prinzen die Treppe hinauf in seine Gemächer und bat die Ritter ihm zu folgen. Das Volk verlief sich. Georg Schmidt war von den Mönchen in den Speise-



saal gebracht worden, und Lenchen stand mit Wiland noch allein im Kreuzgang. Ein herzliches Wort der jungen Witwe beseligte den Köhler; dann gingen sie wieder in die Kirche, sanken am Hochaltare auf die Knie und flehten zu Gott und den Heiligen, dieses sonderbare Ereigniß zu einem Mittel zur Erreichung ihrer bescheidnen Wünsche zu machen.

Unterdeß der Prinz an der reichbesetzten Tafel des Abts sich vom Schrecken erholte, gab der Letztere Befehl, die Gefangenen unter starker Bedeckung zu dem Amtshauptmann Veit von Schönburg nach Zwickau zu bringen. Alle Klosterknechte und die im Refektorium unter den Mönchen sich mit Speise und Wein pflegenden Köhler, Bergleute, Holzhacker wurden befehligt, die kleine Reise als Bedeckung mitzumachen. Auch Schmidt und Wiland sollten den Zug begleiten. Kunz wurde mit seinen drei Knappen in Ketten und Banden vorgeführt. Sebastian begleitete ihn als Bevollmächtigter des Abts mit einem Briefe desselben an den Amtshauptmann. So ging der Zug fort, von einer Menge Volks gefolgt.

Triumphirend blickte der listige Abt dem gefesselten Kunz nach, aber dieser schien seine Blicke voll Hohn gar nicht bemerkt zu haben. Ohne ein Wort zu reden, machte er den Weg auf seinem Rosse, denn die Ahnung durchbebte ihn, daß der Mund der Propheten nicht gelogen, und sein Schicksal sich düster gestalten werde.

Liborius aber wandte sich übermüthig zu seinen Mönchen und sprach: „Gott selbst hat mir die Waffe gegen meinen Feind in die Hand gegeben. Wie wird es den alten Bischof schmerzen, daß sein Neffe Kunz gerade in meine Hände kam!“

In Zwickau erwartete Kunzen ein neuer Volks-

auflauf. Im ganzen Pleißnerlande von Leipzig bis in's Gebirge hinauf war durch schnelle Boten die Frevelthat der vergangenen Nacht bekannt geworden, und die getreuen Unterthanen strömten überall, wohin der Zug kam, zusammen, um den geretteten Prinzen, seinen Räuber und seinen Befreier zu sehen und Gott und den Heiligen zu danken für die wunderbare Rettung.

Veit von Schönburg empfing den gefangenen Ritter ohne Vorwürfe; er ehrte in ihm den Adel und die Tapferkeit und bedauerte seine unglückliche Verirrung. Deshalb ließ er ihm auch die Fesseln abnehmen und in ein anständiges Gefängniß bringen, so sehr auch der Mönch Sebastian dagegen eiferte. Noch in der Nacht schickte Schönburg einen Eilboten ab, mit der Kunde, daß Prinz Albrecht sich im Kloster zu Grünhain, Kunz von Kauffungen aber in seinem Gewahrsam zu Zwickau befinde.

Am folgenden Morgen ließ der Abt den Prinzen Albrecht mit großer Ehrenbegleitung ebenfalls nach Zwickau führen. Von da begleiteten ihn Schmidt und Wiland. Schmidt ging dem Zuge voran, den Schürbaum auf der Schulter, mit dem er so wacker gekämpft; neben ihm sein treuer Hund, der durch sein Bellen ihn zuerst auf die Räuber aufmerksam gemacht hatte. Von allen Dörfern waren Scharen von Menschen hergezogen und hatten sich auf die Landstraße gelagert. Mit lautem Gruß der allgemeinen Freude wurde der Prinz, mit Segenswünschen der alte Köhler empfangen. Und so ging ihr Triumphzug von den Höhen herab in die Ebene der Fürstenstadt zu.

26.

Prinz Ernst.

Mosen und Schönfels ritten mit dem Prinzen Ernst und ihren Reisigen so rasch, als sie vermochten, nach Waldenburg. Eben ging die Sonne auf, als sie bei der Stadt die Muldebrücke passirten; von da wandten sie sich nach dem nahegelegenen Kahlenberg, Dietrich von Kauffungens Wohnort. Mit triumphirendem Siegsgeschrei empfing er sie und war thöricht genug die Ritter zu einem Imbiß zu nöthigen. So sehr auch Mosen dagegen war, so ließen sich doch die Andern bereden, zumal da der Prinz auch zu essen begehrte. Dieser gedachte seine Räuber damit hinzuhalten. Eine Stunde und wohl noch drüber war mit Zechen und Schmausen hingegangen, da erschallte von der Stadt und den Dörfern jenseits der Mulde das Sturmläuten. Nun stürzten Alle Hals über Kopf auf die Pferde. Mosen und Schönfels, die Besonnensten, nahmen den sich sträubenden Prinzen in die Mitte und jagten, was sie vermochten. Kaum waren sie den Andern, die sich etwas mehr Zeit nehmen zu dürfen glaubten, aus den Augen, so erblickten diese hinter sich auch schon eine Staubwolke, und blieben über deren Inhalt nicht lange in Ungewißheit. Ein Haufen bewaffneter Reiter warf sich auf sie. Man hatte in Waldenburg den flüchtigen Trupp bemerkt, und da kurze Zeit darauf die Eilboten von Altenburg mit der Nachricht des Prinzenraubes eintrafen, so war man im Klaren, wer die Vorübergerittenen gewesen waren. Alsbald brach männiglich auf und verfolgte die Stra=

ße, welche jene eingeschlagen hatten. Wer von den böhmischen Reitern ein schnelles Pferd hatte, der konnte allenfals auf Rettung denken, aber die Meisten betrogen sich doch; denn sie fielen fast Alle in die Hände ihrer Verfolger. Nur Einige kamen davon. Durch diesen Aufenthalt hatten die beiden Ritter einen Vorsprung gewonnen. Mit der höchsten Anstrengung ihrer Pferde holten die Entkommenen sie ein und berichteten den Verlust. Aber rechts und links auf ihrem Wege ertönten die Sturmglocken, die Landleute liefen zusammen, und jeden Augenblick war ein neuer Angriff zu befürchten. Der Prinz jammerte laut und wollte, von dem rasenden Ritte entkräftet, nicht mehr fort. Mosen kam in Verzweiflung und drohte ihn augenblicklich zu erschießen, wenn er nicht willig folge. Dies half. Der Prinz schwieg furchtsam, und sie ritten ungehinder auf Nebenwegen durch das Wiesenthal bei Lichtenstein und dann in die Berge hinein. Aber als ihnen auch hier das Läuten nachschallte, als sie hinter sich schon berittene Haufen sahen, da verging ihnen der Muth.

„Hier kann uns nur Eins Rettung verschaffen," sagte Mosen. „Und das ist, daß wir uns so schnell als möglich verbergen."

„Aber wohin?" fragte Schönfels.

„Wenn wir nur erst das Thal, in welchem Hartenstein liegt, erreicht haben, dann will ich Euch verstecken, daß uns keine Seele finden soll."

„Nun so laßt uns die letzten Kräfte der Pferde dran setzen!" erwiderte Schönfels; „denn lange halten sie's so nicht mehr aus, und dann sind wir verloren. Drum versuchen wir noch das Mögliche." Und Sporn und Peitsche setzten die müden Gäule noch einmal in Galopp. Im hohen Nachmittage waren

sie nicht weit von Hartenstein; da stürzte Mosens Pferd. Entschlossen ließ er es liegen, nöthigte auch die Andern, die ihrigen zu verlassen, und frisch erkletterten sie, den Prinzen an der Hand, die vor ihnen liegende steile Höhe, gingen rasch durch Buschwerk und Gestein quer über die mäßigen Berge und langten nach einer Stunde auf dem Rücken des Mehltheuer an. Bald hatten sie die Teufelskluft erreicht. Mosen zeigte den Andern die Stüfchen im Felsen und ermunterte sie hinaufzuklimmen. Der über diesen schauerlichen Aufenthalt erschreckte Prinz wurde hinauf gehoben. Aber nun ergab sich eine neue Schwierigkeit, an die Keiner gedacht hatte. Ernst klagte über starken Hunger, und in den Taschen der außer ihm aus fünf Personen bestehenden Gesellschaft fand sich nur etwa soviel, daß er auf einen Tag elend leben konnte. An die Andern, welche die Anforderungen des Magens auch empfanden, war gar nicht zu denken. Mosen erinnerte sich, wo die Tatern ihre Vorrathskammern gehabt hatten, aber es war Alles wüste, leer, verödet und zerstört. Die freundlichen Erinnerungen, die sich ihm an jede Stelle knüpften, wurden durch das düstere verlassene Aussehen derselben und die verzweifelte Gegenwart verdrängt. Fast schienen ihm diese Felsenmassen schwärzer und grausiger entgegen zu starren, als sonst, die steile Höhe wilder und mehr mit Steinblöcken übersät zu sein, die Mulde aus ihrem tiefen Kessel dumpfer heraufzubrausen. Die Natur verlangte mit solchem Nachdruck ihr Recht, daß Mosen sich genöthigt sah, in den nahen verfallenen Hütten der Tatern zu suchen, und wenn er auch darin nichts zu leben finde, seine Zuflucht zu Kräutern, Wurzeln und Beeren zu nehmen, von denen, wie er wußte, die Tatern sonst viel hier

gesammelt hatten. Als er in einer Hütte, die noch meist erhalten, und nur oben theilweise von Rasen entblößt war, umhertappte, ob er nicht irgend einen Vorrath von Erdfrüchten oder Getraide fände, fiel das Tageslicht durch die vom Wetter entstandenen Löcher in die Hütte und erhellte in der Ecke am Tische einen Gegenstand, den der Ritter für einen Menschen erkannte. Beherzt ging er darauf los und schaute ihm in's Gesicht. Erschrocken fuhr er zurück; es war Neko's Leichnam. In einen Mantel gehüllt, lehnte er mit dem Haupte in der Ecke, in der Hand hielt er eine Pergamentrolle, vor ihm auf dem Tische lag ein Laib Brot. Ahnungsvoll und von Schauern durchrieselt, griff der Ritter erst nach der Rolle und eilte damit in's Freie. Er schlug sie auf und las des alten Taters letzten Willen an Estrellen gerichtet. Sobald sie dieses Blatt in den Händen halte, was ihr Geliebter ihr selbst überbringen werde, solle sie die Erlaubniß haben, sein Eheweib zu werden. In Venedig erwarteten sie Schiffe, mit denen sollten sie nach Spanien gehen. Dies war der Hauptinhalt des Schreibens. An Mosen war noch die Erinnerung angefügt, daß unter dem Stuhle, auf dem er sitze, ein Kästchen mit Pretiosen vergraben sei; dies solle er Estrellen als letztes Andenken überbringen, ihn aber, ehe er von hier gehe, zur Erde bestatten. Mosen fand die Aussage bestätigt und eilte mit dem Brote zu den Gefährten, um es unter sie zu theilen. Er selbst ging wieder in die Hütte zurück, ohne den Andern etwas von dem, was er erfahren, zu entdecken. Mit seinem Schwerte grub er in der Hütte selbst ein Grab, legte die Leiche hinein, sprach ein Gebet darüber und warf es mit Erde zu. Dann nahm er das Kästchen, ging heraus, hieb die Balken



um, welche die Hütte stützten, so daß sie über Neko's Grab zusammenstürzte und ihm gleichsam den Grabhügel bildete.

„Also Du hast es gewußt, wunderbarer Mann, daß ich bald nach Deinem Tode noch einmal hierher kommen müßte? Ja, Dir lag die Zukunft offen, und wäre Kunz Deinem Rathe gefolgt, wie ich immer gewillt war, wir würden jetzt nicht diese unbillige That begangen haben, die uns am Ende mit dem Verderben droht."

Die Bemerkung, daß Estrella mit ihm nach Venedig fliehen sollte, erfüllte ihn mit neuem Muth; er sah daraus doch mit Gewißheit, deren Stempel jede Aussage Neko's trug, daß er glücklich durchkommen würde. Aber dabei begriff er den Prinzen mit. In der Berathschlagung mit Schönfels und den übrigen drei Rittern wurde beschlossen noch zwei Tage zu warten; in dieser Zeit, meinten sie, würde sich das ihnen nachsetzende Landvolk verlaufen und sie bis an die nicht weit entfernte böhmische Grenze freien Weg haben. In der Nacht des dritten Tages wollten sie zu Fuße aufbrechen — die Pferde hatten sie zurück lassen müssen — und hofften so das hohe Gebirge zu erreichen. Dem weinenden und sehr ermüdeten Prinzen machten sie von Laub und Moos ein Lager, und er entschlief bald im Hintergrunde der schauerlichen Behausung. Auch sie spürten die Folgen der starken Anstrengung und bereiteten sich gleiche Betten. Am folgenden Tage hielten sie sich wohl versteckt; denn einzelne Trupps bewaffneter Leute zogen unten im Thale über die Brücke den Bergen zu.

„Wenn sie erst vernehmen, daß Kunz glücklich über die Grenze ist, woran ich nicht zweifle, da er den weniger gefährlichen Weg hat, auf dem ihm fast

bis nach Böhmen kein Mensch begegnen kann, so werden sie von selbst schon wieder nach Hause gehen und uns ruhigen Abzug vergönnen," bemerkte Schönfels. „Der ganze Lärm dauert heute und morgen noch; dann ist's vorüber."

„Ja, wenn nur diese beiden Tage auch erst vorüber wären!" seufzte Mosen. „Wir werden heute schon das Brot aufzehren, und dann ist guter Rath theuer. Der Prinz ist ein schwächlicher Knabe und ihn dürfen wir um unseres eigenen Heils und der Christenpflicht wegen keine Noth leiden lassen; denn was kann der arme Junge für die Schuld seines Vaters?"

„Ich fürchte auch," setzte Schönfels hinzu, „daß wir unsere Noth mit ihm haben werden; er liegt wie krank und zerschlagen, klagt bald über Hitze, bald über Frost und regt sich nicht weiter."

„Die Sache macht mir bange!" versetzte Mosen bedenklich. „Wenn uns der Prinz hart erkranken oder gar sterben sollte, wir könnten's vor Gott nicht verantworten; — und dann würden wir wohl bald nach Venedig kommen," murmelte er noch vor sich hin. — Ernst hatte sich den ganzen Tag über nicht vom Lager erhoben, hatte wenig Brot aber viel Wasser genossen, das gleich neben der Höhle aus einer Quelle entsprang. Gegen Abend gingen Mosen und Schönfels aus, Wurzeln und Beeren zu suchen. Die Andern blieben zur Bewachung und Wartung des Prinzen zurück. Aber ohne Kenntniß der eigentlichen genießbaren und nahrhaften Wurzeln war ihre Ausbeute nur gering. Noch mißlicher wurde ihre Lage am folgenden Morgen. Denn nicht nur, daß der Prinz die Kälte der Nacht und die Feuchtigkeit des Gesteins der Höhle sehr empfindlich erfahren hatte



und dadurch in stärkeres Fieber verfallen war, auch einer von den Böhmen war erkrankt, und die Lebensmittel fehlten. Dazu kam, daß das Thal unten sehr lebendig war von zurückkehrenden Landleuten, die mit Freudengesängen über die Brücke zogen. Mosen hatte über den Grund dieser Fröhlichkeit seine eigenen Gedanken, doch theilte er sie nicht mit, um nicht den Muth seiner Leidensgefährten vollends niederzuschlagen. Als der Tag sich zu neigen begann, ging Mosen wieder allein nach Nahrung aus. Indem er um den vordersten Felsen herum einige Heidelbeeren pflückte, hörte er plötzlich dicht neben sich die lauten Schläge einer Holzaxt. Der Ritter bog um den Felsen, damit er den Mann um Brot anspreche. Dieser schien mit der letzten Arbeit beschäftigt zu sein und machte Miene, Feierabend machen zu wollen. Als Mosen eben hervorzutreten im Begriff war, erblickte er einen andern Holzhacker mit seiner Axt in der Scheide wohlgemuth den Berg herabsteigen.

„Mach' Feierabend, Hans!" rief der Letztere dem noch Arbeitenden zu. „Laß' uns nach Hause eilen; denn es ist Freude im Land; Alles jubelt und schreit, weil der jüngste Sachsenfürst aus des Räubers Händen befreit worden ist."

„Haben sie ihn?" rief der Andere erstaunt.

„Drüben bei Grünhain hat ein Köhler den Erzschelm eingefangen, und der Abt hat ihn in Ketten nach Zwickau schleppen lassen zu unseres gnädigen Herrn Bruder. Dem wird der Appetit nach Prinzenfleisch schlecht bekommen."

„Nun vom andern weiß man wohl noch nichts?"

„Sie werden ihn schon noch beim Leibe packen. Der Schurke wird so gut auch seinen Lohn erhalten, wie sein Geselle." — Und ihre Beile zu-

sammen nehmend gingen sie bergab. Jeder ihrer Töne schnitt Mosen durch die Seele, und die Nachricht von Kunzens Gefangennehmung hatte ihm vollends allen Muth benommen. Wie ein betäubender Donnerschlag wirkte sie auch auf die Uebrigen. Als man sich vom ersten Schrecken erholt hatte, nahmen die schwierigen Berathungen ihren Anfang. Der Prinz war wenn auch nicht bedenklich krank, aber doch zu schwach, um ihn zu Fuße über die großen Berge zu bringen. Der eine Böhme konnte eben so wenig fort, und Pferde konnten doch unmöglich herbeigeschafft werden. Gegen den Prinzen mußten sie auch gewisse schonende Rücksicht nehmen, theils aus Mitleid mit dem sanften Knaben, der so unschuldig litt, theils ihrer eigenen Lage wegen; denn es fing doch allmählig an, ihnen einzuleuchten, daß die Sachen anders kommen würden, als sie sich gedacht hatten. Kunzens Unglück hatte sie aller Hoffnungen beraubt, auf diesen Wege etwas auszurichten. Der immer mehr überhand nehmende Hunger demüthigte ihren stolzen Sinn dermaßen, daß sie nur wünschten, den Prinzen los zu sein, um allein forteilen zu können. Wenn Mosen an die Tage der Wonne und des Ueberflusses gedachte, die er an derselben Stelle erlebt, so beschlich eine bittere Wehmuth über seine jetzige kummervolle Lage sein Herz, in die ihn Kunzens Tollkühnheit und Rachsucht und Apels Vitzthum List gestürzt hatten. Gegen Abend nahm er Schönfels bei Seite und sagte: „Morgen können wir uns ganz unmöglich noch halten. Die Nothwendigkeit zwingt uns, den Prinzen auszuliefern und auf unser eigenes Heil bedacht zu sein. Es ist daher nur zu überlegen, wie wir ihn am besten los werden, ohne selbst Haare zu lassen. Nun ist der Ritter Friedrich von Schönburg auf

Hartenstein ein alter Bekannter von mir, und ich war einmal sein Gast auf dem Schlosse Stein. Hartenstein liegt nicht viel weiter als eine halbe Stunde von hier; wenn unser Leben gesichert wäre, könnten wir wohl den Prinzen bald dorthin bringen."

„Wir schreiben dem Ritter einen Brief," erwiderte Schönfels; „ich habe einen Griffel bei mir, nur an einem Stückchen Pergament fehlt's." Da besann sich Mosen, daß an Neko's letztem Willen unten noch ein großer leerer Raum sei; er holte die Rolle her und schnitt das Stück ab.

„Wer soll den Brief hintragen?" fragte Mosen. „Schreiben will ich ihn wohl." Unter den drei Böhmen war ein junger flinker Mann, den Schönfels zum Boten bestimmte, und er verstand sich dazu, nachdem ihm die Ritter deutlich gemacht hatten, wie nothwendig dieser Schritt sei. Es wurde ausgemacht, er solle mit geladener Büchse bis vor das Thor der Burg gehen, dem Thorwart den Brief geben und so lange außerhalb der Burg stehen bleiben, bis man ihm die Antwort darauf zustellte. Jeden aber, der sich ihm feindlich nahte, solle er niederschießen und sich dann auf die Schnelligkeit seiner Füße verlassen. Dann wollten sie ebenfalls die Flucht ergreifen, nachdem sie den Prinzen und den Ermatteten in's Thal gebracht und da niedergesetzt hätten. Mosen schrieb den Brief. Er erinnerte den Ritter an seine ihm sonst geschenkte Gewogenheit, und versprach ihm den Prinzen Ernst auszuliefern, wenn er ihm und seinen übrigen vier Gefährten freien Abzug nach Böhmen zugestehen würde. Widrigen Falls drohte er den Prinzen um's Leben zu bringen. Am andern Morgen machte sich der Böhme mit dem Schreiben auf den Weg und kehrte noch vor der Mittagsstunde mit der Ant-

wort zurück. Schönburg hatte ihm dieselbe selbst übergeben und ihn mündlich ermahnt, des Kurfürsten Sohn ja sobald als möglich auf Schloß Hartenstein zu bringen. In dem Antwortschreiben Schönburg's war ihnen bei Ritterwort und Ehre freier Abzug angelobt, wenn sie den Prinzen unversehrt an ihn abgeben würden. Nun ging Mosen zu Ernst selbst.

„Prinz," sagte er, „wir wollen Euch wohlbehalten wieder an Euern Herrn Vater ausliefern, sobald Ihr uns versprecht, daß uns so wenig Leids an Leib und Leben geschieht, wie wir Euch zugefügt haben. Ich will hoffen, daß Ihr mit unserer Behandlung zufrieden seid; wir haben's so gut mit Euch gemacht, als wir vermochten."

„Ach, lieber Ritter Mosen," entgegnete der sanfte Ernst; „gebt mich frei, Ihr sollt nicht die geringste Unbill erfahren. Glaubt mir, mein Wort gilt schon etwas bei dem Vater und wenn ich ihm sage, daß ich mein fürstliches Versprechen gegeben, Euch zu schonen, so fühlt er sich verpflichtet, es zu halten." Damit reichte er dem Ritter die Hand zum Pfande seines Worts.

„Nun wohlan!" sagte Mosen; „so laßt uns aufbrechen! Folgt uns nach dem Schlosse Hartenstein, dort wird Euch Friedrich von Schönburg in Empfang nehmen und zu Euern Aeltern zurückführen."

Froh über diese Nachricht sprang der Prinz auf die Füße, und ging mit seinen Räubern nach dem Schlosse. Der Ritter Schönburg empfing Ernst am Thore mit Freude, seine Gemahlin hatte schon für Speise und Trank gesorgt, um ihn zu laben.

„Nicht für mich allein, edler Ritter," sagte der Prinz zu ihm, „nehm' ich Euere gütige Mühe in Anspruch; auch für diese meine Leidensgefährten."

„Ihr habt zu befehlen, gnädiger Herr!“ war Schönburg's Antwort.

„So gebt mir das Versprechen, ehe ich unter Euer gastliches Dach trete, daß Ihr die Ritter ebenfalls mit Speise und Trank erquicken, und dann jedem von ihnen ein Pferd geben wollt, damit sie so schnell als möglich über die Grenze fliehen können Mein Vater wird Euch Alles wieder ersetzen.“ Dankend ruhten die Blicke der Ritter auf dem edlen Fürstensohne.

„Euer Verlangen soll erfüllt werden,“ erwiderte Schönburg. Dann wandte er sich zu Mosen. „Die Unbesonnenheit Euerer That wird Euch von selbst einleuchten, ohne daß ich nöthig hätte, Euch daran zu erinnern. O Ritter! hätt' ich je denken sollen, daß ich Euch so wiedersehen sollte? Mit unauslöschlicher Schande bedeckt steht Ihr vor Euerem Vaterlande und seid aus seinem Adel für immer ausgestoßen.“

„Das wird mein Glück sein!“ entgegnete Mosen. Ihm war bei Schönburg's Worten plötzlich eine helle Erinnerung an die alte Prophezeihung in den Sinn gekommen: Wann er ausgestoßen aus seinem Vaterlande sei, sollte er glücklich werden. Und hatte er nicht Neko's Brief und den reichen Schatz in der Tasche? Mit einer Art Seelenheiterkeit hörte er deshalb den Tadel des Ritters an.

Dieser trieb nun selbst auf die Abreise der Ritter. Im Hofe standen die Pferde gesattelt; ein paar Bissen Brot und ein Schluck Wein waren eingenommen; die Flüchtlinge schüttelten dem edlen Prinzen noch einmal dankbar die Hand. Dann eilten sie der böhmischen Grenze zu, die sie noch an demselben Tage glücklich überschritten.

27.

Abschied vom Vaterlande.

Am andern Tage kehrten Schrecken und Entsetzen mit den beiden Rittern in der Burg Isenberg ein: denn als Anna, die die ganze Zeit über in der größten Angst gelebt hatte, die Gefangenschaft ihres Mannes erfuhr, fiel sie der Sinne ledig neben ihren schreienden Knaben nieder. Estrella nahm die Unglückliche in die Arme. Aber eben so schnell wie sie zusammengestürzt war, sprang Frau Anna auf, und ohne zu jammern oder zu klagen schritt sie mit gräßlichem Ernst in den starren Zügen und wie von stillem Wahnsinn befangen, die Stufen hinab in den Hof und befahl die Rosse zu satteln für sich und ihre Kinder. Ohne auf Estrella's und Mosens Bitten zu hören, bestieg sie mit den Knaben und vier Knechten die Pferde und eilte dem Pleißnerlande zu. Kaum entfloß ein Abschiedswort ihren Lippen; ihr Geist war ihr schon vorgeeilt. Entschlossen, sich der Kurfürstin zu Füßen zu werfen und Gnade für Kunzen zu erbitten, oder die Gefangenschaft mit ihm zu theilen, trieb sie die Pferde zum scharfen Ritt sowie sie selbst von herzzermalmender Angst getrieben wurde.

Mosen überraschte Estrellen mit Neko's letzten Worten. Kaum hielt sie das entscheidende Blatt in den Händen, als sie halb freudig halb schmerzlich ausrief: „Wir sind am Ziel unserer Leiden. Aber nun laß uns auch des braven Alten letzte Bitte erfüllen. Glaube mir, Kunz ist verloren und sein gan-

zes Haus. In Böhmen blüht uns das gehoffte Glück nicht.“

„Aber ich gab den Rittern mein Wort zu einem Ueberfalle in Sachsen.“

„Meinst Du, daß die Böhmen Euch ihr Versprechen halten werden? Podjebrad ist mit dem Kurfürsten in freundschaftliche Verbindung getreten. Ich fürchte sogar, daß man Dich und Schönfels in Böhmen verfolgen wird. Mit der Vereitlung des Prinzenraubes hat sich die ganze Sachlage geändert. Der Statthalter muß sich dem Kurfürsten geneigt zeigen, um jeden Verdacht, als sei er mit den meißnischen und thüringischen Rittern im Komplott, zu entfernen. Die böhmische Ritterschaft wird Euch mit scheelen Augen ansehen. Es ist Alles verloren und unsres Bleibens nicht mehr in diesem Lande.“

„Du hast Recht; ich seh' es ein, und ich folge Dir, und ging's an's Ende der Welt!“ rief Mosen entzückt an ihrer Brust. „Dieses Kästchen macht uns reich!“ Und damit schüttete er die Pretiosen in den Schoß seiner Braut. Verwundert hafteten Estrella's Augen auf ihrer Pracht.

„Und thu' ich das Meinige noch hinzu,“ sagte das erfreute Mädchen, „so sind wir so reich —“

„Wie Könige, und das mußt Du auch, denn Du bist ja eine geborne Königin. —“

Schon am andern Abend waren sie reisefertig, und eben als sie am Morgen darauf mit ein paar Knappen die Pferde besteigen wollten, um von der einsamen Burg Abschied zu nehmen, sprengte Apel Vitzthum verstört auf den Hof.

„Ich weiß Euer Unglück!“ rief er Mosen zu. „Es ist schlimmer, als Ihr selbst glaubt; so eben erhalte ich die Nachricht, daß Kunz in Ketten und



Banden von Zwickau nach Freiberg gebracht worden ist. Das wird nicht gut enden. Wo gedenkt Ihr hin?"

„Nach Welschland!" erwiderte Mosen.

„Das thut Ihr wohl; denn Ihr seid hier so wenig sicher, wie in den Ländern der beiden Sachsenfürsten. Alle unsere schönen Entwürfe sind vernichtet. Ich werde es nicht überleben."

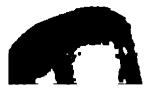
„Ihr werdet Euch zu trösten wissen," versetzte Mosen kalt. Er sah in Apeln den Urheber alles Unglücks, den bösen Geist, der die Andern in's Verderben verlockt hatte.

„Lebt wohl!" rief dieser davon reitend. „Ich will auch Schönfels zur Flucht antreiben."

„So schlimm endet der Traum von der Wiederherstellung des alten Ritterthums!" seufzte Mosen.

„Jene Welt ist versunken und wird nicht mehr erstehen," sagte Estrella. „Der thörichte Schatzgräber, der sie zu heben versucht, wird von höllischen Geistern Schaden leiden. Wenden wir uns der neuerstehenden Welt zu!"

Ein bräutlicher Kuß von des braunen Mädchens glühte noch auf Mosens Lippen, es war der Weihekuß der Morgenröthe des neuen kommenden Tags. Gemahnte das holde Kind ihm doch wie der Morgenstern der Zukunft, sie, die zugleich der Abendstern der Vergangenheit war, die letzte Tochter eines untergegangenen Königsgeschlechts und eines Volkes, das Vaterland und Kultus verloren hatte und einer abenteuerlichen Ruine glich. Gleich Estrellen brach nun auch Mosen mit seiner Vergangenheit. Und so zog das Liebespaar gen Süden einer neuen Heimath, einer neuen Zeit zu. Glücklich erreichten sie die Lagunenstadt, und hier ward Estrella des deutschen Ritters



Weib durch den Segen der Kirche. Kurze Zeit darauf trug sie ein Schiff über das adriatische Meer, und bald nahmen Kataloniens Berge sie auf, wo sich der Ritter am Kampfe der Christen gegen die Mauren betheiligte.

28.

Auf Schrecken Jubel.

Heinrich von Barby eilte, als die Räuber mit den Prinzen davon geritten waren, in die Stadt nach des Kanzlers Hause. Hier verbreitete seine Ankunft und die unerhörte Kunde, die er brachte, Schrecken und Bestürzung. Wie mit einem Schlage nüchtern, rennten die erst wie versteinerten Gäste durcheinander, drängten nach der Thüre und stürzten nach dem Schlosse. Magdeburg und Bibenberg verfügten sich, so schnell es nur ihre Füße verstatteten, nach den Zimmern der Kurfürstin, um sich von der fast märchenhaften Aussage des jungen Grafen zu überzeugen. Nur zu bald tönte ihnen das Wimmern der Frauen entgegen. Einige durch die alte Kammerfrau aus dem Schlafe aufgeschreckte Diener waren eben beschäftigt, die Anwürfe von den Thüren loszuschrauben. Als sie geöffnet waren, trat der Kanzler in das Gemach, ein Theil des versammelten Adels folgte. Der Schmerz der Kurfürstin überstieg alle Schranken; todtenbleich saß sie auf einem Ruhebette in weißem Nachtgewande, große Thränentropfen stürzten aus ihren starren Augen; einen Ton gab sie nicht von sich

und schien auf Augenblicke der Besinnung beraubt zu sein. Und doch gewann sie so viel Geistesgegenwart, daß sie dem ihr nahenden Kanzler befahl, sogleich ihrem Gemahl einen Boten mit der Hiobspost nach Leipzig zu senden und die Räuber, die jedenfalls nach Böhmen zu geflohen wären, verfolgen zu lassen.

„Ihr habt's an Kunzen verschuldet," fügte sie im Tone des bittersten Vorwurfes hinzu, „nun bietet auch Alles auf, das Unglück wieder gut zu machen."

Magdeburg verneigte sich ohne eine Silbe auf das gerechte heftige Wort zu erwidern. Die Ritter liefen in den Ställen umher, die Knappen sattelten die Rosse, Einer stürzte wider den Andern. Das Schloß und sein weiter Hofraum, vor einer Stunde öde wie ein Todtenacker, war jetzt mit lebendigem Treiben überfüllt. Mehr als hundert Fackeln warfen ihren Schein an die Wände des alten Gemäuers, eine Menge Stimmen riefen durch einander, Pferde wieherten, Peitschen knallten, Reiter sprengten über den Raum, Alles glich einem wüsten Traume. Nach einer Stunde war man so weit in Ordnung, daß der Bote an den Kurfürsten fort war, und alle Ritter des Hofes mit des Kanzlers Befehlen, in den Dörfern und Städten die Glocken zum Sturme ziehen zu lassen, und die Räuber zu verfolgen, mit Fackeln begleitet davon ritten, um sich durch das ganze Land bis an das Erzgebirge zu vertheilen. Hildebrand von Einsiedel leitete wüthend über seines Schwagers Unthat den Oberbefehl. Magdeburg und Bibenberg begaben sich zu der Kurfürstin zurück, bei der sich ihre Töchter versammelt hatten. Nach einer halben Stunde weckten die Sturmklänge aller Glocken der Residenz die müden Schläfer; das Entsetzen schritt durch alle Häuser. Bald wogten die Straßen von Menschen, und von Mund zu Mund



lief die Kunde von dem verwegenen Raube. Der Menschenhaufe fluthete nach dem erhellten Schlosse; die adligen Damen begaben sich zur Kurfürstin. Kaum begrüßte der Tag mit seinem ersten Kusse die Zinnen der Kurfürstenburg, so waren schon alle Bewohner der Stadt darum versammelt, um die Strickleitern zu sehen, welche noch an dem verhängnißvollen Fenster hingen. Von allen Seiten her über das Feld herüber verkündeten die heulenden Glockenzungen das unerhörte Verbrechen durch das Pleißner- und Meißnerland. Es war nicht anders, als wenn die Fluren Menschenhaufen geboren hätten. Alle Geschäfte wurden ausgesetzt; der Geringste hatte das Gefühl, als sei ihm ein großes Unglück begegnet. Den ganzen Tag über war die Menschenwelt weit und breit in ungeheurer Aufregung. Der unglücklichen Landesmutter verging der schlimmste Tag ihres Lebens unter Jammer und Wehklagen in der Mitte ihrer Frauen. Aber noch vor Mitternacht sollte sich die Trauer in helle Freude verkehren.

Um zehn Uhr langte der Bote des Amtshauptmanns aus Zwickau mit der Nachricht an, daß Prinz Albrecht glücklich gerettet, und Kunz von Kauffungen gefangen sei. — Veit von Schönburg hatte in seinem Schreiben die Befreiung möglichst umständlich erzählt. Mit dem Briefe in der Hand sank Margaretha auf die Knie; ihre Hände falteten sich; ein heißes Dankgebet entströmte ihren Lippen. Noch hatten Angst und Verzweiflung ihr kein zusammenhängendes Gebet zu den Heiligen erlaubt; jetzt gab es ihr die Freude ein. Aber noch zagte ihre Brust für ihren Ernst. Doch mit wiedergewonnenem kindlichen Vertrauen zu dem ewigen Vater konnte sie jetzt ausrufen: „Herr, du hast mir den einen wiedergeschenkt, du wirst mir

auch den andern in die Mutterarme legen. Deinem Schutz befehl ich ihn an."

Die freudige Post verbreitete sich eben so schnell wie die des Schreckens sich verbreitet hatte, und alle treuen Herzen Altenburgs wurden noch in dieser Nacht von Wonne und Dank für Gottes wunderbare Fügung erfüllt. Auch diese Nacht brachte die Kurfürstin meist schlaflos und mit Gebet zu.

Der folgende Tag gewährte wieder ein eigenthümliches Schauspiel. Es war allgemein bekannt worden, daß der Prinz mit seinem Retter noch den Vormittag erwartet werde. Deshalb strömten Haufen auf Haufen aus dem Thore nach Zwickau zu, so daß die ganze Straße ein Menschenzug war. Das Hofpersonal begab sich, festlich geschmückt, die Kurfürstin in der Mitte, ebenfalls vor die Stadt. Bald erschallte weither durch die Ebene ein Jubelruf, der erst von ferne schwach, allmälig näher und stärker kam und zuletzt die Lüfte erfüllte. So weit das Auge sehen konnte, bewegte und drängte sich Alles, bis man einen Mittelpunkt gewahrte, der sich zum Triumphzuge gestaltete. Voran schritt der alte Köhler mit seiner Waffe, dem Schürbaum, und nickte allen Leuten zu, die ihm Zweige und Blumen streuten, die Hände drückten und ihn mit den schmeichelhaftesten Namen benannten; dicht hinter ihm ritt Prinz Albrecht. Sein heiteres Gesicht war mit einer stolzen Röthe übergossen, die lebhaften Augen irrten wonnetrunken in der jauchzenden Menge umher, mit edler Haltung schritt sein Roß, als habe es Verständniß von der Bedeutung dieser Jubelfahrt. Hinter dem Prinzen ging Wiland; auf ihn folgten die begleitenden Ritter, denen sich die zahllose Masse des Volks anschloß. Sobald Albrecht seiner Mutter



ansichtig wurde, sprengte er auf sie zu, sprang auf die Erde und fiel in ihre Arme. Freudenthränen flossen aus den Augen der edlen Frau auf den wiedererhaltenen Liebling; ihr Mund schien ihm das Roth von Wangen und Lippen wegküssen zu wollen. Süße Namen gab sie ihm und führte ihn an der Hand, von dem rauschenden Jubelgeschrei ihres Volkes begrüßt. Dann bestieg er wieder das Pferd, Margaretha ergriff des Köhlers Hand und benetzte sie mit Freudenthränen. Hierauf befahl sie, daß der Zug in derselben Ordnung auf das Schloß gehen sollte. Hier waren die Thüren der Kirche geöffnet, und von Margaretha angeführt strömte Alles in das Gotteshaus, um ein frommes Dankfest zu feiern. —

29.

Triller.

Der Kurfürst war in Leipzig eben mit Kunz von Kauffungens Angelegenheiten beschäftigt, als ihn die Kunde vom Raub seiner Prinzen außer aller Fassung brachte. Er hatte nämlich, um sich den Schein des Rechts zu erhalten, den ganzen Streit mit dem Ritter schon im vorigen Jahre von seinen Räthen aufsetzen lassen und an die Schöppenstühle zu Leipzig, Freiberg und Magdeburg geschickt. Leipzig hatte an seiner damals schon blühenden Universität mehre ausgezeichnete Rechtsgelehrten und ein berühmtes Schöppengericht. Freiberg aber besaß ein altes Stadtrecht und für die damalige Zeit ausführliche Gesetze, und ein von dem Markgrafen Friedrich dem Gebißnen privilegirtes Geschwornengericht, welches in allen per-

sönlichen Angelegenheiten des meißnischen Fürstenhauses Recht sprechen sollte. Magdeburg endlich war wegen seiner Rechtssprüche bekannt und dem dasigen Stuhle wurden aus dem ganzen deutschen Reiche verwickelte Streitigkeiten vorgelegt. Alle drei Stühle hatten den Ausspruch gethan, der Kurfürst solle sich mit Kunzen vergleichen. Da dieser nun aber, ohne sich auf den mindesten Vergleich einzulassen, von Altenburg weggeritten war, so hatte der Kanzler dieses abermals an die Stühle berichtet, und jetzt war von allen dreien das zweite Urtheil gekommen, daß Kunz als ein Geächteter zu betrachten sei.

Friedrich reiste noch denselben Tag mit seinem Gefolge von Leipzig ab, aber nicht nach Altenburg, sondern nach Chemnitz, um von da, wenn Kunz die Prinzen nach Böhmen bringe, sogleich nacheilen und von Podjebrad ihre Auslieferung erlangen zu können. Seiner Gemahlin ließ er die Bitte zukommen, sich ebenfalls in diese Stadt zu begeben. Aber kaum war er dort angelangt, als auch schon die freudige Botschaft einging, daß Albrecht befreit und Kunz gefangen sei. Des Mittwochs kam Margaretha mit ihrer Familie an, und der gerührte Vater umarmte seinen geretteten Sohn. Von Albrecht selber ließ sich der Kurfürst den Verlauf der Begebenheit umständlich erzählen, und als er erfuhr, welches Verdienst sich der alte Köhler um ihn und sein Haus erworben, da gingen ihm die Augen über, und er befahl, daß Schmidt vor ihn geführt werde. Mit bescheidenem Bückling, seine russige Mütze unter dem Arm, trat der Biedere in den Saal des Schlosses. Margaretha eilte ihm entgegen, faßte ihn gütig bei seiner harten Hand und führte ihn ihrem Gemahl mit den Worten zu: „Hier bring' ich Euch den Retter und Be-

freier unseres Sohnes, den mir Gott im Traume gezeigt hat in derselben Nacht, als der ruchlose Kunz mir die Kinder stahl. Denn hört und erstaunt, welch' wunderbares Gebilde ich sah. Ich hab' Euch meinen ersteren Traum erzählt, eh' Ihr nach Leipzig gingt. Er quälte mich den ganzen Tag, und ich konnt' ihn nicht vergessen. Nach dem Abendsegen legte ich mich kummervoll nieder, doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, als ich den grimmigen Eber wieder im Schloßgarten umherwüthen sah. Aber die zwei schönen schlanken Bäume, die ich in der vorigen Nacht hatte fallen gesehen, standen wieder blühend aufrecht an ihrer alten Stelle. Das Thier aber wühlte die junge Raute um, welche an den Weinstöcken emporgewachsen war. Plötzlich brach ein schwarzer Bär herein, stürzte sich auf den Eber und warf ihn um. Da erwachte ich von dem Nothgeschrei meiner Kinder und den Flüchen ihrer Räuber. Der Schrecken und die Angst dieser Tage haben mir die Träume aus dem Gedächtniß gewischt, jetzt aber beim Anblick dieses ehrenwerthen Mannes treten sie mir wieder vor die Seele, und es ist mir klar, daß der rachgierige Kunz der wilde Eber, der ihn besiegende Bär aber dieser Mann, die schönen Bäume unsere zwei Söhne, die Raute das sächsische Haus, dessen Wappen sie ist, bedeutete."

„Eure Worte haben mich seltsam gerührt," sagte Friedrich. „Der Finger Gottes ist nicht zu verkennen in dem, was Euch begegnet ist. Drum wollen wir zu Gottes Ehren ein großes Dankfest feiern, wenn auch unser Sohn Ernst wieder in unseren Händen ist, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr unterbleiben wird. Du, lieber Mann, erzähl'

auch mir, wie Du dazu gekommen bist, meinen Sohn zu retten."

„Wir hatten eben den Morgen ein paar Meiler ausgekohlt," begann Schmidt freimüthig und schaute allen den vornehmen Rittern und Frauen unerschrokken in's Gesicht. „Nun kam's, daß den Frauen das Salz, und noch so Einiges, wie Zwiebeln und Speck, in der Küche ausgegangen war, da schickte mein Weib den Jungen meines Bruders, heißt Urban, nach Geier hinab zu der Schmiedsfrau, für deren Mann wir eben kohlten. Der Junge kam wieder, es war wohl so ein zwölf Uhr im Mittag, war ganz athemlos und berichtet: in Geier wär' ein groß' Unglück geschehn; denn die große Glocke auf dem Thurm sei gesprungen vom heftigen Sturmläuten, weil in Altenburg ein gar gräßlicher Raub an den Prinzen sei verübt worden. Wir wurden darüber stutzig und konnten's nicht recht begreifen; der Junge wußt' aber nicht mehr, und wir konnten nichts dazu und nichts davon thun. Eine gute Stunde drauf hör' ich unten an des Wald's Ende Menschen reden, mein Spitz läuft voran, ich geh' nach, meinen Schürbaum in der Hand, um nachzusehen, ob's vielleicht Jemand ist, der sich in den Bergen verirrt hat. Kaum war ich aus dem Wald getreten, so springt das Herrlein auf mich zu und entdeckt mir gar klug mit kurzen Worten, wer er sei und wer die Andern. Da kommt ein Knecht, der wohl sonst einmal in meinem Hause gewesen und haut mir nach Euerm Sohn; den Schelm schlug ich zu Boden. Der Ritter springt auch zu, bleibt mit dem Sporn im Beerstrauch hängen, plumpt auf die Erde; ich nicht faul, mach' mich an ihn mit dem Schürbaum und hab' ihn gar weidlich g e t r i l l e r t."

Ein allgemeines Lachen der Hofleute erfolgte auf

diesen sonderbaren Ausdruck und selbst der Kurfürst konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Du bist ein braver Mann!“ sagte der Landesvater milde. „Bitte Dir von mir eine Gnade aus, daß ich Dich für den Dienst belohne, den Du meinem Hause erzeigt hast.“

Da wurde des Köhlers Gesicht noch freundlicher, aber er wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Scheue Dich nicht, lieber Mann,“ redete ihm Margaretha zu. „Sage, welches Dein höchster Wunsch ist, vielleicht steht es in der Macht meines Gemahls ihn Dir zu erfüllen.“

„Nun, wenn Ihr mir's nicht für ungut nehmen wollt, gnädigster Herr Kurfürst, so schenkt mir das Holz aus Euern Wäldern, das ich mein lebelang noch verkohle; ich bin schon in die Jahre, s' wird nicht lange dauern.“

„Bescheidener Alter!“ rief der Kurfürst. „Du hättest Dir einen von den Leuten, die Dich umstehen und Dich wegen Deiner winzigen Bitte heimlich verlachen, zum Rathgeber wählen sollen, und sie möchte anders ausgefallen sein. Mit Freuden will ich Dir das Holz schenken, aber noch ein Waldgut dazu, und eine jährliche Rente an Korn und Geld für Dich und Deine Nachkommen. Aber von heute an sollst Du und Alle, die ferner aus Deinem Geschlecht entsprießen, nicht mehr Schmidt, sondern zum Andenken an Deine That und das Wort, welches Du zu unserer Aller Belustigung brauchtest, Triller heißen.“

Der Köhler konnte sich vor Entzücken kaum fassen, große Freudenthränen perlten unter seinen langen Wimpern hervor.

Die Kurfürstin nahm ihn bei der Hand, führte ihn vom ganzen Hof begleitet in den Speisesaal und



setzte ihn trotz seinem Weigern an den Ehrenplatz. Sie selbst setzte sich mit ihrem Gemahl zu seiner rechten, der Prinz Albrecht zu seiner linken Seite. Am Kurfürsten hatte Magdeburg den Platz, und während Margaretha in der Unterhaltung mit dem treuherzigen Köhler Vergnügen fand, so weit es der Kummer über das Schicksal ihres ältesten Sohnes ihr erlaubte, sprachen jene beiden über den gefangenen Kunz.

„Jetzt wird Ew. Hoheit den Mann so erkennen, wie ich ihn stets geschildert habe," bemerkte Magdeburg. „Ihr habt es mir nie glauben wollen, wie falsch, treulos, gewaltthätig und hochfahrend er war, nun spricht die unerhörte That, wie noch keine unter der Sonne geschehen."

„Ihm soll dafür sein Recht widerfahren," erwiderte Friedrich mit Ingrimm. „Der Elende, den ich mit meinem Vertrauen beehrte, den ich mit meiner Gnade überhäufte, er soll nun die ganze Strenge des beleidigten Gesetzes erfahren."

„Was Ihr zu thun gedenkt, das thut rasch; er hat noch mächtige Freunde, und vielleicht kennen wir sie nicht alle; sie möchten ihn der gebührenden Strafe entziehen."

„Freunde?! — Wen meint Ihr?"

„Leute in Böhmen. Wer weiß Podjebrad selbst. —"

„Möglich!" erwiderte der Kurfürst nachdenklich. „Ich würde den Prinzenräuber sogleich dem Geschwornengericht in Freiberg übergeben, das, wie Ihr wißt, über Verbrechen an meinem Hause zu richten hat, aber wir dürfen's nicht früher wagen, bis wir wissen, wo mein ältester Sohn ist. Haben ihn seine Räuber in den Händen, so dürfen wir gegen Kunzen nichts anfangen, wenn wir nicht die Rache jener Buben reizen wollen."

Die Kurfürstin fragte den neubenamten Köhler



leise, ob er denn gar kein geheimes Anliegen mehr habe, was er vielleicht nicht laut im Beisein der Hofleute habe heraussagen wollen, er möge es ihr entdecken.

Dem ehrlichen Triller war wohl noch hinterdrein etwas eingefallen, woran er vorhin in der Freude nicht gedacht hatte. Von neuem so freundlich aufgefordert, faßte er sich nochmals ein Herz und sprach ebenfalls leise: „Gnädige Frau, ich hab' einen Schwestersohn, einen guten Jungen, hat lang' mit unter den Kurfürstlichen gedient und sich tapfer gezeigt, der hat schon vor vielen Jahren das einzige Töchterlein des alten Klinger's, des Waffenschmieds in Grünhain, lieb gewonnen, aber der Vater war ihm gram, weil er nicht reich war; gab sie einem Bergmann. Der ist todt, und die Herzen der beiden hangen noch immer zusammen, und der Alte will's doch nicht zugeben, weiß kein Mensch warum."

„Und da soll ich ihnen zusammenhelfen, guter Alter? nicht wahr so meinst Du?"

„Weil Ihr's schon vorher wißt, so brauch' ich's nicht zu sagen."

„Ich werde mich bemühen, daß die Liebenden ein Ehepaar werden. Verlaß Dich auf mein Wort, lieber Mann!" — Der Köhler war so selig, daß er zuweilen geneigt war, Alles für einen Traum zu halten; die Ueberzeugung von der Wirklichkeit rief den Wunsch in ihm rege, daß seine liebe Margareth auch dabei sein möchte. Nach der Tafel schlich er sich in den Hof und suchte Wiland auf, um ihn mit der Nachricht von seinem nahen Glücke zu überraschen. Der hatte unterdessen mit der kurfürstlichen Bedienung auch nicht schlecht gespeist, und die lachende Hoffnung vollendete seine Seligkeit, die der genossene Wein begonnen hatte.

30.

Vollkommenes Glück.

Am folgenden Nachmittag, Freitags den 11. Juli, erhielt der Kurfürst durch einen Eilboten ein Schreiben vom Ritter Friedrich von Schönburg auf Hartenstein. Kaum hatte er in dasselbe geblickt, als er mit freudeverklärtem Angesicht auf seine Gemahlin zueilte und sie mit dem Ausruf in die Arme schloß: „Gottlob! unser lieber Ernst ist auch gerettet und weilt wohlbehalten beim Ritter von Schönburg."

Margaretha's Herz floß über vor Entzücken und in frommer Begeisterung rief sie aus: „So laßt uns Gott und allen Heiligen danken und lobsingen, daß sie mit ihrem hohen himmlischen Regiment das große Trübsal für unsere Herzen glücklich beendet und ohne Schaden vorübergeführt haben."

Der Kurfürst schrieb sogleich eine Antwort und ersuchte den Ritter Schönburg so eilig als möglich aufzubrechen und ihm das Herrlein zuzuführen. Die Freudenpost ging in Chemnitz von Munde zu Munde; und alles Volk überließ sich dem höchsten Jubel.

Magdeburg trat in des Kurfürsten Gemach. „Euere Rücksichten gegen Kunzen sind gehoben, gnädiger Herr, was habt Ihr über ihn beschlossen?"

„Ihr kennt meinen Willen," entgegnete Friedrich. „Laßt ihn heute noch nach Freiberg bringen; Ihr selbst geht unverzüglich dorthin ab und stellt ihn vor das Gericht der Geschworenen. Ihr Urtheilsspruch ist von vorn herein von mir bestätigt und ohne Aufenthalt an dem Verbrecher zu vollziehen."

Im Herzen triumphirend über seinen stolzen Feind, eilte Magdeburg zu Bibenberg, um ihm die Kunde zu hinterbringen, daß er das Gericht zu bestellen habe.

„Und was werdet Ihr thun?“ fragte Bibenberg.

„Er muß sterben!“ war die Antwort.

„So sei's!“ stimmte Bibenberg bei; und beide gaben sich die Hände darauf.

Nach einer Viertelstunde jagte ein Ritter nach Südwesten mit dem Befehl an den Amtshauptmann in Zwickau, Kunzen sogleich nach Chemnitz abzuführen, die Uebrigen aber im Gefängniß zu behalten. Von den zwanzig Reisigen seiner Begleitung waren über die Hälfte noch Dienstags den 8. Juli eingefangen worden, worunter sich auch Schwalb befand. Auch Dietrich von Kauffungen war an demselben Tage eingezogen worden, da die nachsetzenden Ritter erfahren, daß die Räuber des Prinzen Ernst einen Imbiß bei ihm genommen.

Magdeburg zog seine Straße und bereitete in Freiberg Alles auf Kunzens Empfang.

Der Amtshauptmann langte mit Kunzen eher an, als sein Bruder mit dem Prinzen Ernst. Ganz Chemnitz war im Aufstand, den Prinzenräuber zu sehen, der mit starker Bedeckung durch die Stadt ritt. Weder der Kurfürst noch seine Gemahlin begehrten ihn zu sehen, und so wurde er ohne Aufenthalt sogleich weiter nach Freiberg geführt. Auf Friedrich's Befehl mußte der Köhler den Zug wieder anführen, um als Hauptzeuge gegen Kunzen zu stehen.

Bald nach Empfang des kurfürstlichen Antwortschreibens zog Friedrich von Schönburg mit dem Prinzen Ernst und einem glänzenden Gefolge unter Trompeten- und Paukenschall von Hartenstein aus. Den



Weg, den er von Stollberg aus durch das Holz gerade aus nahm, hat man von Stund an den Fürstenweg geheißen. So führt die Teufelskluft seitdem den Namen der Prinzenhöhle; der grünhainer Berg wird nun der Fürstenberg, die schöne Quelle an den Köhlerhütten, aus der Prinz Albrecht getrunken, der Fürstenbrunnen, genannt. Die neue Zeit hat sie zum Andenken an die bedeutungsvolle Begebenheit mit einer steinernen Pyramide überbaut, in derem Innern, in einer Nische, der klare Brunnen quillt. Eine Gedenktafel sagt dem Wanderer, was hier geschehen ist. Weit leuchtet die hohe Steinsäule in das Thal hinab und hinüber auf den Berg, woher der Weg von Raschau führt.

Als Prinz Ernst in Chemnitz einzog, kamen ihm seine Eltern und Geschwister mit dem Hofe und den Einwohnern der Stadt unter dem feierlichen Geläute aller Glocken entgegen. Solchen Wonnetag hatte noch kein Auge gesehen; nicht als die Söhne seines Beherrschers, nein als seine Geschwister, seine Kinder, durch Bande der Liebe und des Bluts mit ihm verwandt, betrachtete das Volk die Prinzen.

Die Nacht war angebrochen, als Ernst anlangte, aber ihre Schatten setzten dem Jubel des Volks kein Ziel.

Am Morgen wurden wieder alle Glocken geläutet in Dörfern und Städten durch das ganze Land; aber es war nicht mehr der gräßliche Ton des Stürmens; die heitern Friedensklänge waren es, die Gott mit sanftem Gesang lobten und von den hohen Thürmen die frohen Menschen zum Dank gegen Gott und die Heiligen aufforderten. Es war Sonntag, und alle Kirchen im Lande waren überfüllt; ein heiliges Danklied erscholl aus Tausender Mund. Nach dem

feierlichen Gottesdienste überließ sich die kurfürstliche Familie mit dem Hofe der stillen Freude.

31.

Kunz im Kerker.

Der Kanzler Magdeburg hatte noch am Abend seiner Ankunft in Freiberg, die vierundzwanzig geschwornen Rathsherren zusammen rufen lassen und sie von Kunzens baldiger Ankunft unterrichtet. Zugleich gab er die Erklärung ab, daß er als Kläger und der Köhler, welcher Kunzen ergriffen, als Zeuge auftreten werde.

Kunz, in der Nacht eingeführt, wurde in ein unterirdisches Gefängniß geworfen. Der Sonntag verbot in seiner Sache etwas vorzunehmen. Das Gericht wurde auf den Vormittag des folgenden Tages bestellt.

Die zu Bildern und Anschauungen gestalteten Erinnerungen seines Lebens zogen in der Einsamkeit des Kerkers durch die Seele des gefangenen Mannes. Er konnte sich zuletzt nicht abläugnen, daß er bei aller gesuchter Selbständigkeit doch ein Spielzeug in den Händen Anderer gewesen war. Diese Ueberzeugung erfüllte ihn mit dem bittersten Schmerz. Auf den ersten Platz zwischen zwei Thronen hatte er sich schwingen wollen und nun saß er tief unter der Erde gefesselt, wie der gemeinste Bösewicht. Zuweilen fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß er sein Leben verspielt haben möchte; dann aber hoffte er wieder,

und zuweilen setzte er mit Gewißheit voraus, daß Mosen und Schönfels den Prinzen Ernst glücklich nach Böhmen gebracht und ihn nur gegen seine Freilassung wieder herausgeben würden. Von diesen schwankenden Plänen düsterte er zuletzt in ein gedankenloses Brüten. Daraus weckte ihn der zusammenhallende Klang der Kirchenglocken und der Jubel des durch die Gassen strömenden Volks. Es war früh am Morgen, der Gottesdienst konnte noch nicht beginnen, auch diesen Menschenauflauf nicht erzeugen. Eben trat der Kerkermeister herein, um ihm das Frühbrot zu bringen.

„Aus was für Grund zerrt man an den Glocken und rennt das Volk umher?“ fragte Kunz.

„Die Kurfürstlichen haben gestern Abend den Herzog Ernst auch nach Chemnitz eingebracht, froh und wohlgemuth. Euere Spießgesellen sind entwichen und haben den Prinzen dem Ritter Friedrich von Schönburg überliefert.“

„Das walt' der Teufel! Das gilt mir mein Leben!“ sagte Kunz erschrocken. Er winkte mit der Hand, und der Schließer ging. Des Ritters Haupt sank auf den zusammengebogenen Arm auf dem Tische. Ein seltsames Gefühl preßte ihm die Brust und versetzte ihn plötzlich in eine so weiche Stimmung, daß er fast Thränen vergossen hätte. Todesfurcht war es nicht zu nennen; denn er hatte sich ja hundertmal dem Tod entgegen gestürzt und war unerschüttert jeden Augenblick seines Kusses gewärtig gewesen. Aber jetzt regte sich in der Tiefe seiner Seele eine Liebe zum Leben, eine Sehnsucht nach seinem Weibe, nach den holden Knaben und, wie Tage der Kindheit mit ihren lieblichen Gestalten, stieg es traumähnlich in ihm auf und umschmeichelte ihn mit süßem



Rosen. Dann war's ihm, als sähe er sich wieder in die Taterhöhle am Markberg versetzt, und Chiska wandle als Zauberkönigin um die verglimmende Glut der Kohlen, und die seltsamen Gestalten erstiegen auf's Neue. Drei bedeutungsvolle Bilder hatte er gesehen, dann hatte ein blutrother Schein die Nacht gefärbt.

„Ja Blut, Blut!“ stöhnte er vor sich hin. „Ich werde es mit meinem Blute enden. Ich fiel damals in der Buhlerin Arme, und sie hat mich verdorben. Das seh' ich nun aus jener Prophezeihung. So rächt böse That sich selbst; so wuchert ihr Unkraut fort und ist nicht auszurotten.“ — Und wieder sah er den Herzog Sigismund und den rathenden und warnenden Neko. Ihm, dem weisen Sterndeuter war er nie gefolgt, um selbst zu handeln, aber des schlauen Apel's Willen hatte er gethan. Wie Rabengekrächze schien ihm des Geheimnißvollen Zuruf an Isidoren am Abend vor seiner Gefangennehmung bei Gera, den er damals fast überhört und nicht geachtet hatte, in den Ohren wieder zu gellen: Siehst du sein blutiges Haupt nicht in des Henkers Hand? — — Er sprang auf und ging mit großen heftigen Schritten durch das Gefängniß „Also wirklich!“ rief er nach bangem Schweigen verzweifelt aus „dahin wäre es mit mir gekommen, daß ich vom Schwerte des Henkers fiele?“ — Er schauderte. „Nein! Es ist nicht möglich! Wie auch diese fabelhaften Bilder sich mir aufdrängen, ich will sie verscheuchen mit der Kraft meines Willens. Was hätte ich denn so Entsetzliches gethan, das meinen Tod als Sühne erforderte? Ich habe Friedrich's Kindern kein Weh gethan, auf meine Burg wollt' ich sie führen und sie gut halten, wie meine eigenen Söhne. Der Kurfürst kann nicht ganz vergessen, was ich

ihm war, was ich ihm hätte werden können, wenn er nicht zu unbeständig sein Ohr den Einflüsterungen falscher Schmeichler geliehen hätte.

„Noch haben sie mich im Meißnerlande nicht vergessen, und manches Herz schlägt mir noch dankbar, dem ich einst wohlgethan. Ja! Ich habe noch Freunde am kurfürstlichen Hof; der wackere Hildebrand wird für mich bitten, wird mich befreien; der Kurfürst hört auf seine Stimme. Und der alte Bischof von Meißen sollte nicht eilen, mich aus diesem Kerker zu ziehen und meinen Kindern den Vater zu erhalten? Bin ich nicht ein Thor, daß ich verzweifle! Ich werde leben — — und doch rieselt mir ein schauerliches Gefühl durch die Adern!"

So brachte er den Tag und fast die ganze folgende Nacht mit Hoffen und Bangen, in grausenvoller Vorahnung und Bekämpfen derselben zu. Noch ehe die Morgenröthe den ersten Strahl an die feuchte Wand seines Gefängnisses warf, knarrten die Angeln der Thür und von dem Wächter begleitet schwankte seine Gemahlin mit ihren Söhnen herein. Ohnmächtig sank sie an des überraschten Ritters Brust. Kunz seufzte tief auf, als er die bleiche Frau, in deren Gesicht der ungeheuere Gram seine Furchen gezogen hatte, in seinen zitternden Armen hielt. Laut weinend umfaßten die Kinder seine Knie. Es bedurfte vieler Zeit, ehe die Unglückliche ihre Besinnungskraft wieder erlangte. Erst nach einer halben Stunde vermochte sie zu sprechen.

„O ist das unser geträumtes Glück? Ist das Erfüllung unserer Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe?" jammerte sie nun. „Kunz, mich martert der entsetzliche Vorwurf, daß ich es bin, die Dich und unser ganzes Haus in's Verderben gestürzt. O weh!

mein Herz war von eitlem Stolze erfüllt. Ich hatte nie genug an dem, was ich besaß; nun erst, da es mir verloren ist, erkenne ich seinen Werth. Tief gebeugt und gedemüthigt für meine Hoffart, bekenne ich vor Gott und Dir meine Schuld."

„Laß das, theure Anna!" erwiderte Kunz gerührt, „wir sind Alle schwach. Auf unserem Gewissen lasten keine Sünden, und deshalb können wir getrost den Ausgang erwarten."

„Was wird mit Dir werden?" fragte sie zweifelhaft.

„Noch bin ich ungewiß, welche Strafe meiner wartet; doch hoff' ich auf des Kurfürsten Gnade, auf die Fürsprache meiner Freunde."

„O Gott! wenn diese Hoffnungen nur nicht trügen! Wir haben des Kurfürsten Haß schon zu sehr erfahren, und auf unsere Freunde, selbst auf meinen Bruder ist zu wenig zu rechnen, als daß ich nicht Alles fürchten müßte."

„Ja, dann wäre es schlimm!" sagte Kunz. „Wenn meine Feinde rasch und listig handeln, dann bleibt mir nichts als der — Tod."

Anna schrie erschreckt auf; die Knaben wimmerten.

„Macht mir das Herz nicht schwer!" rief Kunz. „Auch das Aergste muß ich, müßt Ihr ertragen."

Plötzlich sprang Anna auf. „Noch weiß ich ein Mittel zu Deiner Rettung. Ich will mit meinen Kindern zu Margarethen; sie wird, sie kann mir ihren Einfluß zu Deiner Begnadigung beim Kurfürsten nicht abschlagen; sie war mir ja sonst gewogen. Wie ein gemeines Weib will ich mich zu ihren Füßen werfen, will sie beschwören, zwingen. Meine Thränen, das Jammergeschrei meiner Kinder werden die milde Frau rühren. Fort nach Chemnitz! da weilt sie noch,

wie ich diese Nacht auf der Reise vernommen.“ Und ihre Söhne wieder an die Hand nehmend, preßte sie dem geliebten Mann einen flüchtigen Kuß auf die Lippen, und rief: „In einigen Stunden sehen wir uns wieder mit besseren Hoffnungen!“

Sie miethete sich einen Wagen, weil sie vom langen Reiten und der bangen Sorge ermüdet war. Hoffnung und Angst trieben sie gleich stark zur Eile.

32.

Das Todesurtheil.

Schon in den Frühstunden des Tags waren die geschwornen Vierundzwanziger auf dem Rathhause zusammengekommen. In ihren langen schwarzen Mänteln und großen Hüten saßen sie um die Tafel. Schweigen herrschte im Saale. Da trat Magdeburg herein, geschmückt mit den Ehrenzeichen seiner Würde. Er verneigte sich vor dem Gericht, aber die Geschwornen nahmen ihre Hüte nicht vom Haupte.

„Männer des Geschwornengerichts!“ begann der Kanzler feierlich, „ich fordre Euch auf, Recht zu sprechen vor Gott und den Menschen über eine Unthat, die vor Euern Schöppenstuhl gehört; denn sie ist begangen an unserm durchlauchtigsten Fürstenhause.“

„Sagt an,“ erwiderte der Vorsitzende, „gegen wen tretet Ihr als Kläger auf?“

„Gegen den Ritter Kunz von Kauffungen.“

„Was ist sein Verbrechen?“

„Er hat in der Nacht durch räuberischen Einbruch in die Hofburg meines Herrn, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, diebischer Weise dessen beiden Söhne, die Herzoge von Sachsen, Ernst und Albrecht, entwendet.“

„Habt Ihr Zeugen?“

„Er ist ergriffen worden auf handhafter That von dem Köhler Georg Schmidt aus Elterlein.“

„Der Zeuge mag sprechen!“

Hereingeführt von einem Diener des Raths, trat der Köhler vor die ehrwürdige Versammlung, berichtete seine Gefangennehmung Kunzens, und mußte die Wahrheit seiner Erzählung mit einem Eide erhärten.

„Beisitzer des Geschwornengerichts,“ redete der Vorsitzende weiter, „der Ritter Kunz von Kauffungen hat sich räuberisch vergriffen an unseres Fürsten und Herrn Fleisch und Blute, am göttlichen Segen seines Ehebettes. Wir aber sind verordnet und bestellt durch den alten Brief des Markgrafs Friedrich mit dem Bisse, daß wir richten sollen über alle Uebelthäter an seinem Hause. Was ist nach unsern Gesetzen seine Strafe?“

Und der Oberrichter schlug das große Buch auf, welches vor ihm auf der Tafel lag und las mit lauter Stimme: „Welcher Mann oder Frau auf Raub und Diebstahl bei Tage ergriffen wird, der mehr denn vier Groschen beträgt, der soll gestäubt werden, geschieht es bei Nacht, so soll man über ihn richten zu Haut und Haar. Ist der Raub über einen Gulden, so er bei Tag gestohlen, so soll man ihn brandmarken, war es Nachts, so hat er den Galgen verschuldet.“

Und ein anderes Blatt aufschlagend las er weiter: „Welcher Mann sich mörderisch oder böslich vergreift an dem Markgrafen, seinem Weibe, seinen Eltern,

Brüdern, Kindern oder sonstigen Verwandten, der soll mit dem Schwerte gerichtet werden."

„Was ist Euer Urtheil, geschworne Richter, über Kunz von Kauffungen?" fragte der Vorsitzende mit erhobener Stimme.

„Sein Haupt falle durch des Henkers Hand!" erwiderte der Oberrichter. Und alle erhoben die rechten Hände, reckten die Finger in die Luft und riefen laut nach: „Sein Haupt falle durch des Henkers Hand!"

Das Urtheil war einstimmig.

„So gebt mir das Urtheil schwarz auf weiß," redete Magdeburg, „damit es der Kurfürst, mein Herr, unterzeichne." Der Schreiber schrieb's, die Vierundzwanziger fügten ihre Namen hinzu, und Magdeburg entfernte sich mit dem Geschrift. Unten am Rathhause hielt schon der Bote mit dem Pferde, der das Blatt nach Chemnitz trug und dort dem Ritter Bibenberg überbrachte. Dieser legte es sogleich dem Kurfürsten vor. Obgleich darauf vorbereitet, ja mit dem heimlichen Wunsche nach dieser Entscheidung, zuckte der sanftmüthige Friedrich doch beim Anblick des Briefes zusammen.

„Er war mein bester Ritter!" seufzte er und starrte auf die verhängnißvollen Schriftzüge.

„Bedenkt, gnädiger Herr," redete Bibenberg, von dieser unerwarteten Aeußerung bestürzt, „wie falsch und trügerisch er stets gegen Euch gewesen. Erst mit dem Herzog Wilhelm, dann mit dem Herzog Sigismund gegen Euch verbunden, verweigert er Euch dann die Güter, behandelt Euch trotzig vor Euerem ganzen Rath, entweicht nach Böhmen, reitet hohnlachend von dannen, als Ihr ihn großmüthig zum Vergleich eingeladen und stiehlt Euch das Kostbarste, das Edelste,



was Ihr besitzt, das hoffnungsvolle Paar Euerer Söhne."

Der Kurfürst hatte schon die Feder ergriffen und that, hingerissen von Bibenberg's überströmender Beredtsamkeit, den verfängnißvollen Zug.

„Es soll heute noch geschehen!" sagte er zu seinem Minister, indem er ihm das Blatt übergab. „Unterdessen gehen wir nach Altenburg zurück."

So schnell wie das Urtheil herüber gekommen, so schnell ging es wieder zurück. Die unglückliche Anna von Kauffungen begegnete dem Boten, sie ahnete nicht, was er trug.

Kaum war das Todesurtheil aus des Kurfürsten Händen, so langten Hildebrand von Einsiedel und der Bischof von Meißen Kaspar von Schönburg an. Beide traten in Friedrich's Gemach, ohne sich ihm vorher erst anmelden zu lassen.

„Die Nothwendigkeit entschuldigt unsere Eile und das Umgehen der Förmlichkeit," sagte der greise Bischof. „Hoheit, wir kommen, Euch um Begnadigung für den unglücklichen verirrten Mann zu bitten."

„Es ist zu spät, schon hab' ich sein Todesurtheil unterschrieben," entgegnete der Kurfürst mit bewegter Stimme.

„Das Todesurtheil!" riefen beide Männer zugleich erschreckt aus. „Könnt Ihr das vor Gott verantworten?" fuhr der Bischof fort. „In solcher Eile ohne ein der Wichtigkeit der Sache entsprechendes Gericht!"

„Die Geschwornen meiner Stadt Freiberg haben ihn gerichtet."

„Kurfürst! Ihr habt Euch übereilt!" rief mit Schmerz der Greis.

„Herr, ruft Euer Wort zurück! Bei meiner Treu und Ergebenheit beschwöre ich Euch!" trat Hildebrand den Fürsten an.



„Bei diesen silberweißen Locken, bei dem Hirtenstab, den ich dreißig Jahre zu Gottes Ehre geführt, bitt' ich Euch auf meinen alten morschen Knieen, die dem Grabe keinen Schritt mehr fern sind, laßt Gnade vor Recht ergehen! Denkt an Kunzens ehrwürdigen Adel, denkt an seine Heldenthaten, an seine Ergebenheit."

„O mit dieser Ergebenheit haltet zurück! Er war ein tapfrer Ritter, aber kein treuer."

„Ihr seid hintergangen, Hoheit! Seine Feinde haben Euch eingenommen."

„Seine Thaten sprechen."

„Sie sind Handlungen des wilden Bluts, die die Rache geboren, weil Ihr ihm unrecht gethan; der Verstand hat sie nicht geprüft, die Hand sie rasch ausgeführt."

„Was im Herzen lebt, das führt die Hand zur That!"

„Wie? seid Ihr etwa stets so gerecht gegen ihn gewesen? Ihr zogt ihn an Euch im Krieg, wo sein Arm Euch Noth that; Ihr stießt ihn zurück, wenn Ihr seines Schwerts nicht mehr bedurftet, und habt seine Feinde mehr gehört, als ihn und seine Freunde. Kurfürst! ich bitte zum letzten Mal um Kunzens Leben, und rufe Euch kraft meines heiligen Amtes die Worte der Verheißung zu: Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet! Vergebet, so wird Euch vergeben! Denn mit dem Maß, so Ihr messet, wird man Euch wieder messen."

„Gnade ihm! Gnade!" rief Hildebrand bewegt.

„Gnade für Kunzen!" riefen vier weiche Stimmen, und die Kurfürstin schritt an Frau Anna's Hand herein mit Kunzens Söhnen. Anna warf sich zu Friedrich's Füßen und hob flehend ihre gefalteten Hände

zu ihm herauf. Ihr stummer Schmerzensblick sagte mehr als alle Worte.

„Es sei!" sagte der Kurfürst besiegt, und in seinen dunkelblauen Augen glänzte es wie Thränen. Und zum Tische schreitend zeichnete er auf ein Blatt: „Kunz soll nicht sterben!" mit seinem Namen.

„Laßt schnell einen Reiter aufsetzen, der dies in größter Eile nach Freiberg an den Kanzler bringt. Ich will Kunzen verzeihen, was er mir angethan."

„Ja, es soll Alles vergeben sein!" sagte Margaretha und umfaßte die heftigweinende Anna. Aber dieser war mit dem heilverkündenden Worte noch immer nicht die Angst von der Brust gehoben. Es litt sie nicht lange in Chemnitz; sie fuhr mit ihren Kindern nach Freiberg zurück, um sich selbst von der Wirkung der Begnadigung zu überzeugen. —

Als der Bote mit dem Gnadenbriefe vor Freiberg ankam, fand er das Thor verschlossen, und wie er auch lärmte und tobte, Niemand kam ihm zu öffnen. Er versuchte es an den andern; aber alle waren in Schloß und Riegel. Die Gnade kam zu spät. Magdeburg hatte so etwas geahnet und sich vorgesehen. Er wollte sich das Opfer seiner Rache nicht wieder entreißen lassen. Darum ließ er sogleich nach Empfang des Urtheils Kunzen auf das Rathhaus vor die noch versammelten Vierundzwanziger führen. Dieser hatte, im Vertrauen auf Anna's Versicherung, seine Fassung wieder gewonnen, und unerschrocken trat er vor die Männer des Gerichts.

Der Vorsitzende las ihm sein Verbrechen vor; er gestand es Punkt für Punkt ein.

„Du hast Deine That selbst bezeugt," sagte der Oberrichter, „und bist als ein auf handhafter That ergriffener Dieb, der die Hand frevelhaft gelegt an



des Kurfürsten Kinder, von uns zum Tode durch das Schwert des Nachrichters verurtheilt. Der Kurfürst hat des Gerichts Ausspruch bestätigt. Finde Dich ab mit der Welt; Deine Zeit ist abgelaufen."

Das unerwartete Wort faßte Kunzen kalt an's Herz, aber kein Zucken seines Mundes verrieth seine Bewegung.

„Tritt vor die Tafel unseres Gerichts!" fuhr der Oberschöppe fort. Der Ritter gehorchte.

Da nahm der Richter ein weißes Lindenstäbchen vom Tische, hob es aufstehend hoch empor, brach es in zwei Stücken und warf diese über Kunzens Haupt mit den Worten: „Der Stab ist gebrochen, das Urtheil ist gesprochen, Mensch, Du mußt sterben!" Und kaum hatte er ausgeredet, so sprangen alle Schöppen von ihren Sitzen, warfen die Stühle um, hüllten sich in ihre Mäntel und traten in einen Kreis zusammen. Hinter Kunzen aber standen die Henkersknechte, die ihn erfaßten, als der Stab über ihn gebrochen war, ihm den Ritterrock auszogen und ein Sterbekleid überwarfen. In demselben Augenblick trat auch ein Pfaff zu ihm mit dem Crucifix, um ihn auf sein Ende vorzubereiten. Vor Kunzens Augen tanzte Alles wirr und wild; nur der eine Gedanke zitterte durch die Dumpfheit seines Geistes, daß ihn der Kurfürst doch noch begnadigen werde.

Nach gesprochenem Urtheil ließ Magdeburg alle Thore der Stadt verschließen, und gab den strengen Befehl, daß Niemand heraus oder herein gelassen, auch kein Unfug in den Straßen getrieben werde.

Vom Rathhaus wurde der Delinquent sogleich auf den Markt geführt; wo ein großer schwarzer Teppich ausgebreitet lag. Noch lebte in des unglücklichen Ritters Geist ein Schimmer von Hoffnung. Als er aber



von der letzten Stufe der Rathhaustreppe herabschritt und in die sich herandrängende Volksmenge blickte, da fiel sein Auge zuerst auf jenes alte Bettelweib, in deren Zügen eine so fürchterliche Aehnlichkeit mit der Hexe Chiska lag, und die ihm auf der böhmischen Grenze nach seiner Gefangennehmung die dunklen Worte zurief, die ihm jetzt hell und deutlich wurden. Ihr Gesicht grinste mit höhnischer Teufelslache und neben Kunzen her hinkend, kreischte sie mit heiserer Stimme: „Ich hab' mein Wort gehalten!" — Jetzt war Kunz seines Todes gewiß.

Die Rathsherren und das Volk schlossen einen großen Kreis um den schwarzen Teppich, auf dem der Scharfrichter schon in seinem blutrothen Mantel stand. Der Ritter sammelte, so gut als möglich, seinen Geist und blickte mit Vertrauen auf den gekreuzigten Heiland, den der Pfaffe in den Händen hielt. Die Worte des Letzteren drangen ihm plötzlich in die Seele, der dumpfe Traum war gewichen, und Kunz erkannte seine Sünden und Vergehen. Auf des Scharfrichters Befehl kniete er nieder, der Pfaffe hielt ihm das Crucifix vor, er küßte es inbrünstig, betete ein kurzes Gebet und befahl Gott Weib und Kind uud seine Seele. Dann sagte er gefaßt: „ich bin bereit — Herr, vergieb mir meine Schuld, um deines Sohnes willen!" Der Scharfrichter warf den Mantel ab und hob das breite blitzende Schwert, und im Nu rollte Kunzens Haupt auf den Teppich. Jener aber faßte es beim Haar, hob es hoch empor und rief zu den Schöppen gewendet: „Hab' ich recht gerichtet?"

„Du hast recht gerichtet!" antwortete der Oberrichter mit tiefer Stimme. Der Stöcker warf das Haupt nieder, und der Teppich verhüllte den Leichnam.

Als das Thor geöffnet wurde, traf die Schreckenskunde des hingerichteten Mannes Frau und Kinder. Frau Anna verhüllte das Haupt und ließ sich nach Chemnitz zurückfahren.

Eine Stunde darauf war schon der Bischof von Meißen in Freiberg. Der alte Mann weinte bittere Thränen; auf seinen Befehl wurde Kunzens Leichnam in der Peterskirche in Freiberg beigesetzt. Stumm schritt er dann an den Kanzler Magdeburg vorüber, der ihm mit leeren Beileidsbezeigungen nahte, und verließ die Stadt.

Aber selbst Kunzens Leiche hatte keine Ruhe; denn auf seiner Feinde Betrieb, ließ sie der Kurfürst aus der Kirche wegnehmen und in dem Dorfe Neukirchen beerdigen.

Frau Anna erhob sich in ihrem Schmerz. Noch an demselben Tage nahm sie von der Kurfürstin Abschied und reisete mit ihren Kindern nach Böhmen. Der Gram tödtete sie bald; auch der Bischof von Meißen überlebte die Schmach seines Hauses nicht lange.

33.

Frohe und glückliche Menschen.

Sobald die kurfürstliche Familie, von den beiden Köhlern begleitet, wieder auf ihrem Residenzschlosse in Altenburg angelangt war, ließ es Frau Margaretha ihre erste Sorge sein, ihr Versprechen in Bezug auf Wiland zu halten. Ohne Wissen der Köhler begab sie sich mit ihren beiden Prinzen nach Grünhain. Schmidt, jetzt Triller genannt, und Wiland warteten in Altenburg Dietrich von Kauffungens Hinrichtung ab, der auf dem Markte enthauptet wurde. Dann kehrten sie reichbeschenkt in ihre Heimath zurück.

Die Kurfürstin war im Kloster eingekehrt, um dem Abt Liborius ihren Dank abzustatten für seine Thätigkeit, ihr den Sohn sobald als möglich wieder an's Mutterherz zu legen. Der Abt, durch die Ankunft der hohen Frau auf's Freudigste überrascht, bot Alles auf ihr Ehre zu erweisen.

„Zwei Dinge sind's, Hochwürdiger, die ich von Euch erbitte," redete die Fürstin gütig zu ihm. „Erstlich sollt Ihr mich an den Ort führen, wo der gute Köhler meinen Albrecht dem Ritter Kunz abkämpfte, dann mögt Ihr mir den Waffenschmied Klinger mit seinem Eheweibe und seiner Tochter hierher bescheiden, und zwar ehe wir an den Berg hinausgehen."

„Ich stehe mit Leib und Seel zu Euerm Diensten, gnädigste Frau," erwiderte Liborius, und sandte den Bruder Sebastian zu den Beichtkindern desselben, um sie nach dem Kloster zu führen.

Lenchen trat dem Boten als eine Verwandelte



entgegen. Seit sie ihren Wiland am Hochaltare umarmt hatte, war gleichsam des Himmels erquickender Thau auf sie geträuft und hatte ihre welkende Blüthe jugendlich aufgefrischt. Der Anblick des Klosterbruders trieb sie in die Stube zurück, halb erschreckt, halb neugierig, was des Mönchs bestürztes Gesicht zu bedeuten habe. Ohne sie eines Blicks zu würdigen, schritt er auf Klinger zu und sagte:

„Wißt Ihr schon, daß die Kurfürstin von Sachsen mit ihren beiden Prinzen hier ist?"

„Die Kurfürstin?" rief Frau Christine. „Gott segne die hohe Frau! Die möcht' ich sehen!"

„Die Ehre sollt Ihr sogleich haben. Der Abt hat mich in ihrem Namen geschickt, Euch, Meister Klinger, mit Weib und Kind vor die fürstliche Frau zu führen."

„Mich?" fragte Klinger. „Uns?" Christine, und Beide standen wie vom Erstaunen zu Steinsäulen verwandelt. Lenchen aber klopfte freudig in die Hände. Sie ahnete mit beflügeltem Herzschlag den Grund dieses Befehls, und während Vater und Mutter sich nicht fassen konnten und sich in den wunderlichsten Muthmaßungen ergingen, glänzte ihr Auge von Freude.

„Das ist mir ganz unbegreiflich!" sagte nach langem Sinnen und Reden der Waffenschmied.

„Fragt nur Euere Tochter," erwiderte der Mönch, der die junge Witwe verstohlen beobachtet hatte; „sie wird Euch aus dem Traume helfen."

„Die Magdalene?" fragte Klinger noch mehr verwundert. „Was hast Du mit unserer durchlauchtigen Landesmutter zu schaffen?"

„Was doch der Pater will!" entgegnete sie verlegen. „Wie wird die hohe Fürstin mich armes Weib

kennen? Ich weiß so wenig, wie Ihr, was sie von uns verlangt."

„Auf' und folgt mir auf dem Fuß! Es wird sich aufklären," drängte der Mönch.

„Wir müssen uns doch erst schmücken, um vor der fürstlichen Frau erscheinen zu können," eiferte Frau Christine.

„Nein, nein! Wie Ihr seid, sollt Ihr kommen. Meister Klinger vom Ambos, Ihr und Euere Tochter aus der Küche weg; so hat sie befohlen. Drum zaudert nicht, und bringt sie nicht durch Eueren Ungehorsam auf."

„Mein Gott und Herr!" rief Christine verzweifelt. „Wie dürfen wir's wagen in solchem Anzug? Es geht nicht, guter Pater."

„Was hilft's? Ihr müßt wohl! Oder soll ich gehen und berichten, daß Ihr gegen den Befehl erst Euern Putz anlegen wollt?"

„So geht!" herrschte Klinger. „Euere Lumpen und Flitterwerk ist doch nichts in den Augen solcher Frau; und Ihr seid in Eueren leinenen Röcken so gut, als in gestickten Tuchwämsern."

Nachdenklich schritt Klinger mit dem Mönche voraus, Christine zitternd und zagend, Lenchen freudig bangend und hoffend hinterdrein. Im Kloster kam ihnen der Abt entgegen und führte sie in das Sprachzimmer, in welches die Kurfürstin schon nach wenigen Minuten trat. Klinger machte eine unbehülfliche Verbeugung, Christine einen tiefen Knix, beide vermochten nicht zu sprechen; es war nicht anders, als wenn ihnen die Zungen gelähmt wären. Lenchen blieb sittsam erröthend im Hintergrunde stehen.

Die Kurfürstin wandte sich zuerst mit freundlicher Geberde und huldreichen Worten an Lenchen.



„Bist Du die Witwe des Bergmanns Gotthard?"

„Ich bin's, gnädigste Frau!" lispelte die mit Purpurglut Uebergossene.

„So komm näher zu mir!" Damit faßte Frau Margaretha die Verschämte bei der Hand und führte sie an den Tisch. Dann redete sie zum Waffenschmied:

„Mein lieber Mann, ich habe jetzt Deine Tochter dorthin in meinen Schutz gestellt. Wirst Du mir sie abschlagen, wenn ich die Freiwerberin bei Dir mache? Ich habe große Lust, sie wieder zu vermählen."

Klinger, noch immer verdutzt, konnte nicht antworten, sondern nickte nur.

„Was meinst Du, Mutter?" wandte sich die Fürstin an Christinen.

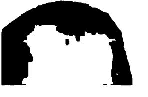
„Wir ergeben uns Euerer Gnade!" versetzte diese leise; doch kaum waren die Worte heraus, so bekam sie Muth, und ohne ihren Mann zu berücksichtigen, da sie sich in so mächtigem Schutz wußte, setzte sie hinzu: „der Köhler Wiland, des Schmidts Vetter, ist meinem Kind schon lange Jahre gewogen und sie kann nicht von ihm lassen; wenn es Euch gefiele —"

„Weib!" unterbrach sie Klinger, dessen Zunge die Verwegenheit seiner Frau plötzlich belebt hatte, „meine Tochter ist für das Kloster bestimmt; dem Herrn will ich ein Geschenk mit ihr machen."

„Ist das auch Deine Tochter zufrieden, Mann? Willst Du eine Nonne werden, Magdalena?" fragte sie diese lächelnd.

Und wieder hold erröthend entgegnete diese: „Ihr kennt meine Wünsche, allergnädigste Fürstin."

„Sie ist mein Kind und was ich will, das muß sie gehorsam befolgen," sprach Klinger jetzt mit dem alten hartköpfigen Trotze. Er hatte sich zur rechten



Zeit erinnert, daß er viele Jahre Soldat gewesen war und damit seine Fassung wieder gewonnen.

„Du hast sie dem Bergmann gegen ihren Willen vermählt," sprach die Kurfürstin mit Würde, „und nun hast Du kein Recht mehr auf sie. Erbittere mich nicht, harter Mann! Wiland ist durch mich wohlhabend geworden, und kann Deine Tochter gut ernähren; sie bedarf Deines Geldes nicht, denn ich selbst werde sie ausstatten. Wiland ist brav und hat im Kriege sich tapfer gezeigt. Wirst Du meinen Wünschen noch entgegen sein?"

Klinger schwieg; da sank Lenchen, die leise herbeigeschlichen war, und ihre Mutter zu gleicher Zeit dem eisernen Schmiede zu Füßen und erhoben bittend ihre Hände. Thränen und Schluchzen ließen die Holde nicht zu Worten kommen.

„Bist Du noch hartherzig?" fragte Margaretha heftig und gespannt, und ihr Auge blitzte auf den alten Mann.

Da beugte er sich zu der Tochter nieder, blickte sie einen Augenblick an und sagte dann, obwohl mit sichtbarer Mühe zur Kurfürstin: „Ich ergebe mich in Eueren Willen!"

„So bist Du morgen Wiland's Weib!" wandte sich Frau Margaretha gütig zu Lenchen. „Damit aber kein neidischer Mönch wieder ein Hinderniß einlegen möge, so bleibst Du so lange bei mir, bis Dein Geliebter von Altenburg kommt. Heute aber begleite mich nach seiner Hütte."

Trunken vor Wonne sprang Magdalena auf, erfaßte die Hand der gnädigen Fürstin und überströmte sie mit Küssen und Thränen des Danks. Christine hatte die andere Hand ergriffen und zog sie an die

Lippen. Wohlwollend ruhten der edlen Margaretha strahlende Augen auf Lenchens blühender Schönheit.

Klinger entfernte sich, halb stolz und erfreut über die große Gnade, die ihm widerfahren, und halb ärgerlich über sich selbst, daß er sich hatte erbitten lassen. Das Vergnügen über die genossene Auszeichnung gab seinen Schritten die Würde und seiner Haltung den gravitätischen Anstand eines von seiner Wichtigkeit durchdrungenen alten Kriegers, der eben von hoher Hand die verdiente und lang gehoffte Auszeichnung erhalten hat. Den stillen Ingrimm, daß er sich selbst untreu geworden, ließ er an Christinen aus, die er wegen ihrer Unverschämtheit, wie er ihr Benehmen bei der Kurfürstin benannte, ausschalt.

Sie that nicht, als ob sie's hörte und jubelte innerlich über das Glück und die Ehre ihres Kindes, die ja auch auf sie überfloß. Im Kreuzgang stand der Mönch Sebastian ungeduldig auf den Erfolg der Unterredung wartend.

„Ich bitt' Euch," rief ihm Klinger schon entgegen, „verschont mich mit allen Fragen und Rathschlägen; es ist nicht anders, die Lene wird keine Nonne, sondern Morgen des Köhlers Frau, und nun macht mir keine Einwendungen weiter."

Dem Mönch erstarrte das Wort auf der Zunge, und eh' er sich erholt hatte, war Klinger ohne ein Wort weiter raschen Schrittes vorüber gegangen und eilte auf Alle, die ihm begegneten, hochmüthige Blicke werfend, seinem Hause zu. Dort hatten sich schon Freunde und Nachbarn versammelt, die ihm den Hof machten; denn das Gerücht von der großen Ehre, die ihm widerfahren, war wie ein Lauffeuer durch das ganze Städtchen gedrungen und hatte männiglich mit Staunen und Ehrfurcht vor dem ohnedies ange-



sehenen Meister erfüllt. Dadurch legte sich Klinger's Unmuth ganz und machte einem behaglichen Gefühle Platz. Jemehr ihm seine Mitbürger schmeichelten, um so höher stieg Wiland bei ihm in Werth, und mit dem Gedanken, daß doch all' die große Ehre durch jenen allein auf sein Haus komme, vergaß er alle frühere Unbill und verkündete die morgende Hochzeit seiner Tochter. In freudiger Eile ließ er Anstalten treffen, um zu zeigen, daß er auch etwas vermöge; und eh' der Tag sich neigte, war das kleine Haus oben bis unten gesäubert, und noch in der Beleuchtung des schönen Sommerabends schmückten Lenchens Gespielinnen das Zimmer mit duftenden Laubgewinden und Blumenkränzen. Mit unermüdeter Emsigkeit sprang Klinger, den der eine Tag so ganz verändert hatte, seiner in einem wahren Entzückensrausche verschwimmenden Ehehälfte bei. In das zum Tempel des Glücks sich umwandelnde Haus trat Abends der Mönch Sebastian; er glaubte, Klinger's Unmuth würde nun verraucht, und der ihm sonst so sehr ergebene Waffenschmied empfänglicher für seine Einwürfe sein; aber des Erstaunten Fuß blieb auf der Schwelle haften. Kalt erwiderte Klinger seinen Gruß und bestätigte noch einmal mit dürren Worten seine frühere Aussage, daß Lenchen des Köhlers Braut sei. Mit einem heimlichen Fluche verließ der betrogene Klosterbruder das Haus.

Die beiden Köhler trafen an diesem Abend in der Heimath ein, ohne das neue Glück, das ihrer wartete, zu ahnen. Hastig förderten sie die Schritte thaleinwärts voll Begierde, der guten Frau Margareth und allen Freunden und Gesellen die frohe Botschaft und die Begebenheiten der Woche mitzutheilen, die sie fern von den Hütten in der Welt zugebracht

hatten. Wenn es den alten Schmidt drängte, Weib und Kinder mit seinem neuen Namen und Glücksstand bekannt zu machen, so brannte Wiland, sein Lenchen recht bald mit dem gnädigen Versprechen der Kurfürstin zu überraschen.

Aber welche Ueberraschung erfaßte selbst die hurtigen Wanderer, als sie nahe an den Hütten angelangt ein ungewohntes frohes Leben und Weben dort bemerkten! Lange standen sie und horchten mit steigendem Erstaunen. Dämmerung hatte schon unter den breiten Laubdächern ihren Schleier ausgebreitet, während auf den Wiesen der scheidende Tag noch die Blumen küßte. Aus der Tiefe des schattigen Haines blickten viele Lichter wie Sterne, und ein Gesang der Bergleute schallte hinter den Baumstämmen hervor, die dem Blick den Grund dieser Fröhlichkeit verbargen. Leise schlichen die Beiden heran und hielten fast den Athem an sich. Endlich hatten sie ohnfern der Quelle eine breite Buche erreicht, von wo aus sie den ganzen Platz übersehen konnten. Himmel, was gewahrten ihre Augen! Auf einer alten Meilerstätte war eine große Tafel mit Bänken erbaut und über dieselbe eine Laube gewölbt. Außerhalb derselben hatte sich eine Menge Waldbewohner, Köhler, Bergleute, Holzhacker mit Weibern und Kindern gelagert, die nach dem Klange ihrer Zithern heitre Volkslieder sangen. In der Laube selbst saß die Kurfürstin, ihre Söhne an der Seite. Ihr gegenüber der Abt von Grünhain mit den Vornehmsten des Klosters; im Hintergrunde mehre Ritter aus der Umgegend mit ihren Frauen, Friedrich und Veit von Schönburg in der Mitte, nicht weit von der Kurfürstin Lenchen und Frau Margareth. Die Gesellschaft speiste, auch wurden unter das versammelte Volk Lebensmittel vertheilt.

Wiland und Schmidt wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, und Einer fragte den Andern, ob er dasselbe auch wahrnehme; denn Jedem kam es wie Zauberei vor. Indem noch ihr Fuß zauderte, wurden sie von einigen sich herumtummelnden Köhlern bemerkt, die ihre Ankunft dem ganzen Haufen mittheilten. Da brach ein allgemeines Jubelgeschrei aus. Alles Volk sprang auf die Füße, eilte nach dem Versteck der beiden Köhler, und im Nu waren sie umringt und mit freudigem Jauchzen begrüßt. Die Zithern erklangen, Schalmeien ertönten, der Gesang erbraus'te, und unter den Ausbrüchen unbegrenzter Freude wurden sie eingeholt. Plötzlich theilte sich der Haufen, und Schmidt's Kinder kamen mit Laubgewinden, umschlangen ihren Vater und führten ihn so unter Instrumentenklang und Gesang der Kurfürstin zu. Prinz Albrecht sprang ihm entgegen und erfaßte seine Hand. Mit Thränen im Auge trat der bescheidene Biedermann vor seine Herrscherin. Mit freundlicher Herablassung ihn begrüßend sagte die Kurfürstin: „Mein lieber Freund! ich habe mich in Deiner Abwesenheit in Dein Haus eingeladen, um Dich auf eine Deiner würdige Weise zu empfangen."

„Ihr habt des Himmels Segen in meine Hütte getragen, edle Frau!" erwiderte Triller. „Sie ist zu enge für Euere Gnade."

„Es lebe Georg Triller, der Prinzenretter!" erschallte jetzt der große Chor aller Anwesenden.

Margreth, des Köhlers Frau, stand wie zur Bildsäule versteinert; solch' Glück hatte selbst ein Traum ihr niemals gezeigt. Lenchens Blicke hatten aus der umstehenden Menge den Geliebten bald herausgefunden, und Beide begrüßten sich mit schelmischem Zunicken. Die Kurfürstin bemerkte es und rief



ihm zu: „Tritt nur auch hervor; junger Mann! Ich habe auch mit Dir ein Wörtchen zu kosen, das Du wohl gern hören wirst."

Erröthend folgte Wiland ihrem Geheiß; da faßte sie Lenchens Hand und führte das blühende Weib dem glücklichen Burschen mit den Worten zu: „Seid glücklich, Ihr lieben Menschen! Nichts als der Tod trenne Euch ferner!"

Ein lauter Beifallsruf des Volks folgte ihren Worten.. Das vereinte Paar küßte das Kleid der Segenspenderin. Sie und der alte Köhler mußten dann an der Tafel Platz nehmen und mit der Gesellschaft speisen. Der versammelte Menschenhaufen ergötzte sich außerhalb in den lauen Lüften des Sommerabends mit Spiel und Gesang. Lenchen und Wiland aber sehnten sich allein zu sein; denn ihre Herzen hatten sich gar vieles mitzutheilen, was ein anderes Ohr nicht hören durfte. Unbemerkt schlichen sie nach aufgehobener Tafel aus der Menge hinaus in die sternenhelle Nacht durch den Wald nach der Quelle zu. Des Himmels heitere Klarheit breitete sich über den leis rauschenden Baumkronen aus. Die glänzende Herde der dunkelblauen Flur schien Lichtgrüße auf sie zu gießen, und neben ihnen lispelte die Quelle und erinnerte sie mit dem geschwätzigen Plaudern an die einst hier genossene Seligkeit und die Stunde des Schreckens und der Trennung. Und wieder wie damals setzten sie sich auf das schwellende Moos, und ihre Freudenthränen vereinten sich mit dem dahinströmenden Bächlein; Mund war auf Mund gefesselt, Herz schlug am Herzen. Keine Trennung war für sie mehr zu fürchten; rein wie der Himmel über ihnen, war der Horizont ihres Lebens.

Gegen Mitternacht zog die Kurfürstin mit den



Prinzen, dem Abt und seiner Begleitung, den Rittern und Frauen, dem Köhler Triller und seiner Familie, dem Liebespaar und allem Volke über den Berg nach Grünhain. Die Menge, die von der Kurfürstin zur morgenden Hochzeit eingeladen war, vertheilte sich in Kloster und Stadt.

Am andern Morgen verließ der Mönch Sebastian das Kloster mit einem Empfehlungsschreiben des Abts an einen Kardinal in Rom versehen.

In bräutlichem Schmuck glänzte Lenchen, aber der jungfräuliche Schein ihres Gesichts überstrahlte den Putz der reichen Waffenschmiedstochter; jede Spur des Leids war aus ihm verschwunden, sie war wieder zur Jungfrau verjüngt. Die Glocken des Klosters riefen zur Kirche; vom Berg herab zogen alle Köhler und Bergleute mit klingendem Spiel; aus allen Häusern des Städtchens strömten festlich gekleidete Menschen. Alles eilte dem Kloster zu. Da that sich auch die Thüre an Klinger's Hause auf, und heraus schritt das holde Paar, hinter ihm gravitätisch der alte Waffenschmied in seinem Waffenrocke, neben ihm Frau Christine, kostbar herausgeputzt. Beide nickten mit verklärtem Gesicht rechts und links allen Nachbarn freundlichen Dank auf die freundlichen Grüße zu. Das Volk aber streute dem Paare Blumen bis vor die Kirchthüre. Der Abt verband Lenchens Hand zum zweiten Mal mit der eines Mannes; aber nicht Angst zerpreßte ihr jetzt das Herz, sondern Wonne drohte es zu zersprengen; wieder zitterte ihre Hand, die sie zum Bunde hinreichte; damals war es das Zittern des Bangens, jetzt des der Wonne; wieder flossen Thränen aus ihren Augen; aber statt der damaligen Schmerzensthränen waren es die der Freude. Zur rechten Seite des Altars stand die Kurfürstin mit den Prin-



zen, zur linken Klinger, Triller, Christine und Margreth. Nachmittags gab die Landesmutter allem versammelten Volke eine freie Zeche und Tanz unter der großen Linde mitten im Städtchen. Sie selbst speiste mit dem Brautpaar, den Eltern und Verwandten, den Rittern und dem Abt im Kloster. Nachher zogen die Hochzeitgäste in Klinger's geschmücktes Haus, und auch dieser Tag verging unter allgemeinem Jubel. Am andern Morgen reisten die Kurfürstin und ihre Söhne, von den Segenswünschen Aller begleitet, nach Altenburg zurück. Wiland erhielt vom Kurfürsten ein Waldgütchen, wo später seine Meiler dampften; Magdalena aber von der Kurfürstin eine beträchtliche Heimsteuer. Sie zogen in das Haus, welches Magdalena eine traurige Zeit lang mit ihrem ersten Manne bewohnt hatte, und welches noch ihr gehörte; nun wurde es eine Freistatt des häuslichen Glücks und Friedens.

34.

Mannigfacher Ausgang.

Nach einer Woche erfuhr das junge Ehepaar, daß Kunzens Mitschuldige zu Zwickau auch hingerichtet werden sollten. Das war der erste Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Seligkeit. Wiland wünschte seinen alten Freund Schweinitz, dessen Loos so schlimm gefallen war, noch einmal zu sehen, und machte sich mit seinem Weibe auf den Weg. Von allen Seiten strömte das Volk zu dem blutigen Schauspiele. Das Blutgerüst war auf dem Markte aufgebaut. Leider

waren sie zu spät gekommen, als daß Wiland seinem lustigen Kriegskameraden ein „Fahrwohl in die Ewigkeit!“ unter vier Augen hätte sagen können.

Ein langer Zug von bewaffneten Bürgern und Edlen der Stadt, den Amtshauptmann an der Spitze, bewegte sich vom Gefängnisse her. In der Mitte desselben ritten Knappen um die von Henkersknechten geführten Verurtheilten. Von den acht Männern, die zum Blutgerüst geführt wurden, erregten Schweinitz und Schwalb Wiland's besondere Theilnahme; die Andern waren ihm unbekannt. Am Arme seines weinenden Weibes stand der Köhler am Wege, auf welchem der Zug sich bewegte. Schweinitz's Augen fielen auf das Paar; er grüßte mit der Hand und rief: „Ade! Dank, Wiland, daß Du zu meiner Hochzeit kommst, da ich nicht zu der Deinigen kommen konnte! Ich hab' ein garstig Lied, den Block. Na, ich brauch' den harten Schatz nur einmal zu küssen. Dann folg' ich treu meinem Ritter.“

„Schenke Dir Gott Muth auf dieser Brautfahrt!“ erwiderte Wiland gerührt.

Mit Schwalb begann das Gericht; er wurde geviertheilt. Schweinitz hatte noch die Qual auszustehen, daß er die Martern erst mit ansehen mußte, die seiner harrten. Schwalb starb hartherzig, ohne Reue und ohne Rührung. Schweinitz hob die Hände zum Gebet und empfing so den Todesstreich; sein Gesicht sah dabei so komisch aus, als thue er es lachenden Muthes und mit einem Scherz auf den Lippen. Die übrigen Delinquenten wurden enthauptet. Die Körpertheile Schwalb's und Schweinitz' wurden an den Landstraßen aufgehängt.

Betrübt kehrte das Ehepaar zum heimischen Herde zurück; die Zeit verwischte allmälig den empfangenen

düstern Eindruck. Klinger fand an Wiland mehr und mehr Geschmack; weil dieser so gut wie er selbst im Kriege gefochten und sich Ehre und Wunden geholt hatte. Der alte Groll verkehrte sich in Liebe, so daß der greise Waffenschmied sein Hab und Gut seinen Kindern übergab, und sich mit seiner Christine in Ruhe setzte. Magdalena's Schoße entblühten liebliche Kinder, und erhöhten das Glück der Eltern und Großeltern.

Oft saß die Familie zusammen um den dampfenden Meiler im Walde, wenn der Abend seine Netze um die Berge spann und sprach von den vergangenen Zeiten; da gedachte Wiland seines lieben Herrn, des Ritters Wilhelm von Mosen und seiner Braut, der schönen Taterkönigin, und dann berichtete er wohl manche schauerliche Geschichte von der Zauberin Chiska, dem Sterndeuter Neko und allen andern Tatern, unter denen er gelebt.

Im hohen Alter hatte Wiland mit den Köhlern Fischer und Urban Schmidt die Freude, den berühmten Herzog von Sachsen Albrecht den Beherzten, den tapfersten Helden seiner Zeit, nach dem Platze zu führen, wo der selige Triller mit ihrer Hülfe ihn dem Ritter Kunz von Kauffungen abgejagt hatte. Der Herzog fiel auf die Knie, dankte Gott und schenkte den Köhlern eine freie Ritterzehrung.

Georg Triller lebte noch lange. Ein Jahr nach dem Prinzenraube ließ der Kurfürst des Köhlers Kleider, die er bei Albrecht's Befreiung getragen, mit denen der beiden Prinzen in der Kirche zu Ebersdorf bei Chemnitz, wo sich Friedrich oft aufhielt, zum ewigen Gedächtniß aufhängen, und dort sind sie bis diese Stunde zu sehen. Des Köhlers Söhne und Nachkommen führten den Namen Triller fort; sie wurden



reich und angesehen in Sachsen und Thüringen. Zwei Brüder aus demselben, Kaspar und Michael Triller, wurden vom deutschen Kaiser Rudolph im Jahr 1592 in den Adelstand erhoben. Ihr Wappen zeigt über dem Helm den oberen Theil eines Köhlers, der mit beiden Händen einen Schürbaum emporhält, als wolle er mit demselben zuschlagen; im Schilde des Wappens ist im linken Felde ein Löwe, der einen Zschörper hält; im rechten ein gleicher mit einem doppelt gekrümmten Schürhaken in der Branke. In der Mitte zeigt sich ein schwarzer Bär mit Bezug auf den Traum der Kurfürstin.

So wie dieses Geschlecht emporblühte, so versank das der Kauffungen in den Strom der Vergessenheit. Die Güter des reichen Kunz in Thüringen und Sachsen zogen die Landesfürsten als eröffnete Lehne ein. Auch das Schloß Isenberg in Böhmen blieb seinen Söhnen nicht. Als Podjebrad König von Böhmen geworden war, nahm er Besitz davon. Heinrich von Kauffungen, Kunzens jüngster Bruder, konnte keines Antheils am Prinzenraube bezüchtigt werden, aber er ging außer Land, weil Schande auf seinem Namen lastete. Der Ritter Meckau auf Kohren flüchtete als Theilnehmer der That und sah sein Vaterland nicht wieder. Ein finstres Schicksal riß alle die Männer, die von einer Wiederbelebung des abgestorbenen Ritterthums geträumt hatten, ins Verderben.

Was untergegangen im Strome der Zeit, bringt kein Sterblicher wieder auf die Lebensbühne. Die erzürnte Woge rächt den verwegnen Versuch.

35.

Der thüringische Hof.

Auch am Herzog Wilhelm von Thüringen rächte sie sich die stärker und stärker fluthende Welle des Jahrhunderts. In den hohen Gebirgen des menschlichen Geistes begann der Schnee zu schmelzen und den Strom zu schwellen. Der Fürst, der die Romantik der vergangnen Jahrhunderte an seinen Hof beschwören wollte, wurde der Sklave einer Buhlerin. Zwar duldete er die sanfte Herzogin im Residenzschlosse zu Weimar, aber er lebte von ihr getrennt. Nur einen dürftigen Schein von Liebe zu ihr hielt er aufrecht theils der Kurfürstin und des Kurfürsten, theils des Königs von Ungarn und Böhmen wegen. Diesem Scheine feierte er sogar ein pomphaftes Kirchenfest. Von dem Gelöbniß der Kurfürstin und seiner Gemahlin unterrichtet, den vierzehn heiligen Nothhelfern eine neue Kirche als Wallfahrtsort zu erbauen, wenn die fürstlichen Brüder sich wieder in Liebe vereinigen würden, führte seine ritterliche Galanterie diesen Bau in einem Dorfe zwischen Weimar und Jena aus. Beim Fest der Einweihung der neuen Wallfahrtskirche waren beide Höfe zugegen, und der Herzog ließ es an nichts fehlen, den beiden fürstlichen Frauen Ehre zu erweisen. Es waren dies die letzten Freudentage in Anna's Leben. Von nun an erfuhr sie immer mehr Vernachlässigung und Demüthigung vom Herzog und seiner Geliebten, so daß deshalb Anfragen und Erinnerungen von Seiten des Königs Ladislaus einliefern. Wilhelm war frech genug eine eigene Gesandtschaft an Ladislaus zu schicken und sich bei



ihm zu entschuldigen. Auf das Gerücht, die Herzogin habe durch einen Brief an den Statthalter Ungarns Hunjady diese Anfragen veranlaßt, zwang er sie einen zweiten zu seiner Vertheidigung zu schreiben, den er den Gesandten mit gab, worin sie vorgeben mußte, das Gerede von den Mißhandlungen, die sie von ihrem Gemahl erdulden müsse, käme allein von den bösen Vitzthumen her, die es ausgesprengt, um ihrem Gemahl damit zu schaden. Statt die Größe ihrer Seele anzustaunen, verhöhnte dann Wilhelm ihren Jammer.

Im Jahre 1457 starb der junge König Ladislaus, und nun hatte Anna keine Seele mehr, an die sie Bande des Bluts knüpften. Desto treuer hingen ihr die beiden Hofdamen, Bertha und Jutta, an. Es war unter ihnen, wenn sie allein waren, unbelauscht von den Spähern des Herzogs und Katharina's, nicht mehr von Herrin und Dienerin die Rede; ein schwesterliches Du gestaltete das innigste Verhältniß unter ihnen.

Der Kurfürst that als kümmere er sich um die häuslichen Angelegenheiten seines Bruders nicht, um mit dem tollen Hitzkopf nicht wieder in unangenehme Händel zu gerathen, und machte deshalb Regierungsgeschäfte meist in Altenburg mit ihm ab. Dahin gehörten noch vor des Königs Tod die Angelegenheiten mit Böhmen, wegen des Austausches der Schlösser.

Ein herzliches Verhältniß konnte zwischen den Brüdern nie aufkommen, das verhinderte ihre geistige und seelische Verschiedenheit. Wilhelm's anstößiges Leben mit Katharinen und die Vernachlässigung seiner Gemahlin entfremdete sie noch mehr. Die Kurfürstin kam immer seltner nach Weimar, die Herzogin gar nicht nach Altenburg; zuletzt beobachteten die beiden

Höfe nur noch die äußerlichen Förmlichkeiten gegen einander. Anna beklagte sich nicht, bat nicht um Schutz und lebte still und zurückgezogen ihr inneres Leben, für das der Kurfürstin das rechte Verständniß abging.

Als Ladislaus gestorben war, meldete sich Wilhelm mit unter den Kandidaten des böhmischen Throns und gründete seine Ansprüche auf Anna, seine Gemahlin, die Schwester des verstorbenen Königs. Er schickte eine glänzende Gesandtschaft mit vielem Gelde nach Prag, welche die böhmischen Großen zu seinem Gunsten bearbeiten sollten. Aber des Herzogs Leben war in Böhmen nur zu bekannt, und man wußte, wie schnöde er gerade derjenigen begegnete, um deretwillen er sich um die Krone des Landes bewarb. Ohne den Gesandten eine bestimmte Antwort zu geben, hielten die Edlen Böhmens sie lange hin, und die mächtigere Partei wählte den zeitherigen Statthalter Georg Podjebrad, und die Wahl wurde erklärt, ehe die Gesandten etwas davon erfahren hatten. Sie widersetzten sich zwar derselben, aber ohne ein schlagfertiges Heer, ohne Nachdruck. Der Herzog wandte sich an den deutschen Kaiser Friedrich, und ersuchte ihn um seinen Beistand, aber dieser ließ ihm antworten: hätte er in seinem Hause ein gottgefälliges Regiment geführt, so würde ihm Böhmen nicht entgangen sein.

Nun brach Wilhelm's Haß gegen Anna los und zeigte den romantischen Ritter in seiner gemeinen Gestalt. Er verstieß die Unglückliche vom Hofe und wies ihr das Schloß Eckardsburg zum Wohnsitz an. Ohne Thränen verließ sie das Herzogsschloß in Weimar am Arm ihrer Frauen und des frommen Eusebius. Aber als sie auf dem Eckardsberge stand, ringsum von Mauern umschlossen und hinein blickte in die wei-



ten Auen des Landes, das sie hatte glücklich machen wollen, da fiel sie auf ihr Antlitz nieder und weinte. Der Würde und des Glanzes einer Fürstin entkleidet, saß die edle Tochter des deutschen Königs auf der einsamen Burg, gleich einer Verbrecherin, denn dem ihr beigegebenen Marschall war verboten, sie aus der Burg zu lassen oder Jemanden zu ihr hinein. Der Gram über ihr zertretenes Herz zerstörte ihre Schönheit, und so jung sie auch noch war, so erlosch doch der Glanz ihres Auges von Thränen. Und doch fühlte sie sich noch glücklich, daß der grausame Fürst ihr ihre Freundinnen und den Kaplan nicht entrissen hatte. In Betrachtungen himmlischer Dinge und in Gebet vergingen diesen vier Menschen die einsamen Tage. Oft streifte Anna's Blick über die lachenden Fluren durch die schönen Thäler, und dann zuckte es wohl wehmüthig um ihren Mund, und ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf, daß sie so früh der Erde habe entsagen und so unschuldig die Last des Schicksals habe auf sich nehmen müssen. Dann trat Bertha zu ihr und legte die bleiche Wange an ihrer Schwester Brust und fragte: „Regt sich einmal das Herz, und schlägt es dem grünen Leben entgegen? Blick' hinauf! jene Bläue ist noch wohlthuender, noch herrlicher als das Grün der Flur. Wie ein sanfter Aetherstrom ergießt sich von dort Ruhe in die bedrängte Brust. Ich habe ausgekämpft, ring' auch Du, daß Du den Kampf vollendest."

– Ach, Anna wußte ja den unter den Lebendigen, den sie mit Innigkeit und Treue geliebt, und oft regte sich noch in der Tiefe ihrer Seele die Neigung zu dem Undankbaren!

Einst träumte ihr, sie wandele auf einer Blumenau, die ihr die herrlichsten Düfte zusende; da er-



blickte sie plötzlich des Herzogs Gestalt auf sich zueilen, wieder so jugendlich, so freundlich als sonst. Sein großes dunkeles Auge leuchtete ihr wieder liebend, er neigte sich zu ihr, umschlang sie mit süßem Lächeln, und indem er ihr einen Kuß auf die Lippen drückte, rollten seine schwarzen glänzenden Locken auf ihre Brust, und sie hatte mit dieser wonnigen Umarmung ihre vorige Schönheit wieder erhalten.

Mit dem Morgen des folgenden Tages zogen neue Hoffnungen, die sie seit Jahren entbehrt hatte, in ihr Herz, und mit liebender Sehnsucht nach dem Gemahl hob sich ihre Brust. Sie theilte den Traum ihren Freundinnen mit einer Heiterkeit, ja mit einer lebendigen Bewegtheit mit, die diese erstaunen machte. Bertha lächelte bitter, als Anna den schmeichelnden Gedanken festhielt, der Traum könne in Erfüllung gehen, und Wilhelm seine Gattenliebe ihr wieder zuwenden. Keine der beiden Jungfrauen wagte ihr die süße Hoffnung zu rauben, und Anna, dadurch noch mehr angefeuert, bestürmte ihren Marschall mit Bitten, sie zu ihrem Gemahl zu bringen. Sehnsucht und Liebe waren so heftig in ihrer Seele erwacht, daß sie keine Gegenvorstellungen annahm, und Eusebius dem Burgvogt rieth, das Wagniß zu unternehmen, vielleicht hätte es doch einen guten Erfolg. Der Mann ließ sich von Mitleid hinreißen und brachte sie mit dem Kaplan auf einem Wagen nach Roßla, wo sich der Herzog eben mit Katharinen aufhielt. Die liebedürstende Fürstin steigt mit ängstlicher Hast aus dem Wagen und erblickt den geliebten Herrn am jenseitigen Ufer der Ilm wandeln; sie läuft ihm auf der Brücke entgegen, breitet ihre Arme aus, um ihn zu empfangen und ruft im Tone der größten Zärtlichkeit: „Mein Wilhelm! komm an das treue Herz Deiner Anna!“



Wüthend über die ihm unbewußte Ankunft der Verhaßten, die ihn eben in den schwelgerischsten Genüssen mit Katharinen störte, rennt er mit zornblitzenden Augen auf sie zu, zieht seinen hölzernen Hausschuh vom Fuß und schleudert ihr denselben so heftig in's Gesicht, daß der Absatz eine tiefe Wunde in Anna's Stirn schlägt. Dazu donnert seine Entrüstung:

„Wie kannst Du es wagen, ohne meine Erlaubniß vor mir zu erscheinen? Dir geziemt auf Deiner Burg zu bleiben, wohin ich Dich gewiesen.“

Die entsetzlich Getäuschte stürzt ohnmächtig auf der Brücke nieder, das Blut schießt ihr aus Mund und Nase und aus der Wunde an der Stirn. Eusebius eilt außer sich vor Schmerz hinzu und hebt sie auf. Der Herzog ist davon geeilt, als wenn ihn Furien verfolgten.

Schnell wurde die bedauernswürdige Fürstin nach dem Bergschlosse zurückgebracht, und erst in den Armen ihrer Frauen kam sie wieder zu sich. Sie weinte nicht, sie beklagte sich nicht; vielmehr befestigte sich der Gedanke in ihrer Seele, sie müsse dieses grausame Schicksal verdient haben, und mit dem heißesten Gebet suchte sie Schuld und Gram von sich zu wenden. Ihre einzige Erdenfreude war noch, wenn sie das schöne Thal entlang die Wiesen blühen und die Landleute fröhlich arbeiten sah. Kaum hatte der Herzog das erfahren, so ließ er das Fenster zumauern, das ihr die schöne Aussicht gewährte.

„Er hat wohlgethan!“ sagte Anna, „nun bin ich ganz von der Erde abgeschlossen.“ Und sie legte die letzten schwachen Abzeichen ihrer königlichen Abkunft von sich und betete im härnen Gewand einer Magd vor der Himmelskönigin. Aber wie gefaßt, stark und heiter sie auch zu sein schien, sie unterlag doch dem

wüthenden Schmerze. Zusehens wurde sie schwächer; aber auch geistiger, verklärter. Endlich konnte sie wegen körperlicher Schwäche das Lager nicht mehr verlassen und sprach mit der erhabenen Ruhe einer Dulderin, die den Schmerz der Erde überwunden hat, von ihrer baldigen Auflösung. Ihre weinenden Frauen tröstend, horchte sie mit Entzücken den Versicherungen ihrer Liebe und den salbungsreichen Worten des Paters Eusebius. Sanft und leise rang sich ihre reine Seele von der welkenden Hülle los. Ueber allen Erdenschmerz lächelnd verschied sie in den Armen Bertha's am 13. November 1462. Zwei Tage darauf ließ der Herzog ihre Leiche mit allem Gepränge ihres Standes nach dem Kloster Reinhardsbrunn bringen und in dem alten Stammbegräbniß der thüringischen Landgrafen beisetzen.

Der Pater Eusebius ging nach Ungarn, seinem Vaterlande zurück. Bertha und Jutta ließen sich in Erfurt in einem Nonnenkloster einkleiden, und im Schleier genossen sie noch lange auf Erden die Ruhe des Himmels.

Katharina von Brandenstein sah sich jetzt dem Ziele nah, nach welchem sie lange gestrebt hatte. Wie hätte ihr Herzog Wilhelm auch nur in einem Stück widerstehen können? Er erklärte sie nach einem Monat allen verwandten und bekannten Fürsten als seine Braut und wußte durch geschickte Verhandlung sowohl seinen Bruder als die andern Fürsten zu ihrer Einwilligung zu bereden. Der Kurfürst wußte nur zu gut wie sehr sein Bruder von Katharinen eingenommen war, und daß er ihn mit der Verweigerung seiner Bestimmung auf's Aeußerste bringen würde. Und Friedrich hatte Wilhelm's Rache und Zorn fühlen gelernt. Ohnedies zehrte eine un-



heilbare Krankheit an des Kurfürsten Leben, die ihn bald darauf in der Blüthe des Mannesalters aufrieb. Deshalb waren nach einem halben Jahre alle Hindernisse beseitigt, und Katharina stieg auf den Thron an Wilhelm's Seite. Der Herzog richtete wieder ein großes Hochzeitfest zu Weimar aus. An dreißig Fürsten waren zugegen und eine große Menge Adel und Abgeordnete der Städte. Rauschende Freuden erfüllten das Schloß wie vor siebzehn Jahren in Jena, aber der Engel weilte nicht mehr unter den Kindern der Erdenlust; die Dulderin war vergessen ihre Stelle hatte ein sinnliches Weib eingenommen. Bernhard von Kochberg stand triumphirend als Minister an des Herzogs Seite. Er glaubte dieses Glück seines Hauses sei sein Werk. Der Herzog überschüttete ihn und Katharina's Geschwister mit Gnadenbezeugungen; einem jüngern Bruder von ihr schenkte er die Burg und Stadt Ranis bei Neustadt an der Orla, und dieser erbaute Burg und Dorf Brandenstein ohnfern davon. Ranis und Brandenstein blicken von ihren Felsengipfeln noch jetzt herab und erinnern den Wandrer an die Macht eines reizenden Weibes.

Auch als Herzogin trieb Katharina ihr unzüchtiges Leben fort und behandelte die sogar mit Stolz, die sie erst in ihre sinnlichen Netze gelockt hatte.

Selbst Cäsar hatte viel von ihr auszustehen; sie behandelte ihn hart, ja oft grausam. Dagegen hatte sie ihm eine angesehne Stelle bei Hofe gegeben. Einst als er nicht zur anbefohlenen Stunde in ihren Gemächern erschien, empfing sie ihn mit Faustschlägen; darüber aufgebracht, lief er zum Herzog und entdeckte ihm Katharina's schändliches Leben. Wüthend lief Wilhelm zu seinem Weibe; nach einer Stunde lag er

von ihrer Unschuld überzeugt in den Armen der schlauen Schlange. Cäsar ritt an diesem Tage auf die Jagd, am andern Morgen fand man ihn von einer Kugel getödtet im Walde.

Auch von andern Seiten her kam dem Herzog die Kunde von Katharina's Liederlichkeit; ihr eigener Mundschenk gestand ihm vertraulich, daß er ihre höchste Gunst genossen, aber Wilhelm's Geist konnte den furchtbaren Zauber nicht abstreifen, mit dem sie ihn besiegt hatte. Er überhäufte sie sogar stets mit neuen Gnadenbezeigungen, und verlangte von Allen, ihr größere Ehre zu erweisen als ihm selbst. Beim Volk aber hieß sie „die böse Käthe von Rossel." Das eine Glück ward ihm nicht beschieden, Kinder von ihr zu haben. Ohne Erben starb er noch in dem schönsten Mannesalter, von seinen Ausschweifungen entkräftet, im Jahr 1482, 59 Jahre alt. Sein Neffe der Kurfürst Ernst wurde der Erbe Thüringens. Die Herzogin Katharina erhielt von diesem den ihr von ihrem Gemahl ausgesetzten fürstlichen Unterhalt und den obern Hof zu Saalfeld zum Wohnsitz. Dort lebte sie ruhig und glücklich, ohne Reue, ohne Gewissensbisse, und starb 1492. Ihre Leiche ruht an der Seite ihres Gemahls in der Peter- und Paulskirche zu Weimar.

Mit ihr wurde gleichsam das Mittelalter begraben. Schon hing das Morgenroth der Neuzeit an den Gipfeln der deutschen Geistesberge, und über Thüringen zuckte einer der hellsten und glühendsten Strahlen der jungen Sonne. Nicht zum Lustlager eines aufgefrischten Ritterthums konnte Fürstenmacht und Ueppigkeit das schöne Land entwürdigen; zur Wiege des Gedankens hatte es der Gott bestimmt, der die Geschichte sich zum unsterblichen Kleide webt.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Sechster Band:

Waldmeister.

Leipzig,

Ernst Keil.

1855.



Waldmeister.

Von

Ludwig Storch.

Der Knabe mit der Bibel. — Das erlogene Kind. — Tins der Wilderer.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.



Der Knabe mit der Bibel.

1.

An einem Grabsteine.

Vor einigen Jahren besuchte ich das idyllisch schöne Alexisbad. Die Saison neigte sich schon dem Ende zu, und der herbstliche Ton, der leise und immer mehr anschwellend durch die Natur zitterte, und der mich jedes Jahr mit einer unbeschreiblichen poetischen Schwermuth erfüllt, die ich gern bis zum letzten Tropfen auskoste, entführte mich auch diesmal der Gesellschaft, von welcher ich ohnedies nicht sonderlich angesprochen wurde, und lockte meinen Fuß in die düsteren, mit meiner Stimmung mehr harmonirenden Föhrenwälder des nahen Unterharzes. Soll ich mich in solchen Perioden nicht unaussprechlich unglücklich fühlen, so muß ich allein sein mit meinen süßen Schmerzen; wenn ich dann durch einsame Wälder und kleine abgeschlossene Thäler wandle, den mich leise überschleichenden Gefühlen mich ganz und gar überlassend, so kommt bald in Schmerz und Sehnsucht ein gewisses wohlthuendes Befriedigtsein, ein bescheidenes aber seliges Glück von rein geistiger Natur, eine durch Thränen lächelnde Wonne über mich, die mir höher steht als alles materielle Entzücken, als alle andern Freuden der Erde. Dieselbe reizende Schwermuth überfällt mich bei Anhörung eines schönen Grabliedes, einer würdigen Trauermusik. Der Schmerz preßt mir Thränen

aus, und doch ist dieser Schmerz zugleich meine höchste Wonne. Die Psyche regt aufwärts strebend die Fittiche, und da erst fühlt sie den auf ihnen lastenden Erdenstaub, den sie abzuschütteln ringt. Dieser süße poetische Schmerz ist ein Januskopf, auf der einen Seite, nach Westen gewandt, wo die Sonne untergegangen, ein erbleichendes Jünglingsgesicht, mit zur Erde gesenktem thränenden Auge, auf der andern Seite, gen Osten wo die Morgenröthe die nahende Sonne verkündet, ein Engelsgesicht mit gen Himmel emporgeschlagenem Auge, dessen Thränen vom Morgenrothe vergoldet werden. Jenes weint Schmerzensthränen über die Unvollkommenheit und Hinfälligkeit alles Irdischen, dieses Freudenthränen über den Triumph des Göttlichen, das als Unvergängliches, Ewiges über das Irdische siegt. Aber es sind dieselben Thränen, es ist dasselbe Auge, das sie weint, es ist dasselbe Gesicht, nur zwiefach manifestirt, wie der Abendstern und der Morgenstern auch nur e i n Stern ist, obgleich zu einer Zeit Abends im Westen und zur andern Morgens im Osten stehend, immer derselbe Stern der Liebe.

Eines Tages verfolgte ich einen wenig betretenen Fußpfad durch einen prächtigen Tannenwald. Die dunkle Farbe seiner Nadelbüschel, das eintönige Rauschen seiner Wipfel, der scharfe Harzgeruch, der scheinbare Mangel alles regen Lebens stimmten mich immer wehmüthiger, und plötzlich — ich wußte nicht wie — umkreiseten, wie dunkles Geflügel, mich Gedanken an meine lieben Todten, und versenkten meine Seele in heilige Trauer. Vor allem berührte mich der Tod eines mir unvergeßlich theuern Kindes, das im Frühling in meinen Armen dahin gewelkt war, höchst schmerzlich; der zu früh meiner Liebe entflohene zu seiner Heimath zurückgekehrte Engel stand vor meiner Phantasie,



seine tiefblauen herrlichen Augen, in die ich immer mit schauerlich süßen Ahnungen gesehen, schienen mich wie zwei Wandelsterne auf dem Wege zu begleiten. Die meinigen hatten sich mit Thränen gefüllt. So in meinen Schmerz versunken, hatte ich nicht bemerkt, wie der Wald sich geöffnet, als ich die Augen aufschlug und ein kleines grünes von einem Bächlein durchhüpftes Waldthal vor mir sah, dessen einfache, abgeschlossene edle Schönheit mich mächtig ergriff. Ich konnte mir nicht klar machen, worin der Zauber dieses Waldwinkelchens bestand, genug ich fühlte seine Wirkung auf mein Herz. Als ich meine Augen mit stiller Befriedigung umhergleiten ließ, um mich mit all' den kleinen holden Einzelnheiten dieses mir so sehr zusagenden Plätzchens bekannt zu machen, fielen sie an der untern Ecke auf einen weißen Stein, der, hoch umfriedigt, unter einer mächtigen ihre Arme weit ausbreitenden Eiche aufgerichtet war. Diese Erscheinung befremdete mich und reizte meine Neugierde. Rasche Schritte brachten mich in die Nähe des Denksteins, der, ringsum von den köstlichsten Herbstwaldblumen umblüht, sich selbst wie eine ungeheure, exotische Blume in dieser deutschen Waldnatur ausnahm. Der Gegenstand war jedenfalls hier außerordentlich. Dicht hinter ihm am Stamme der Eiche war eine zierliche Bank befestigt. Immergrün schlängelte sich am Baume und an dem Steine empor, die Eiche neigte ihre Zweige herab, als wolle sie das einfache Denkmal liebend berühren, ein herrliches, wenn auch seltsames Waldbild! Dies Alles hatten meine Augen wahrgenommen, eh' ich am Steine selbst angelangt war. Wie aber soll ich meine Ueberraschung schildern, als ich dicht herantretend die Worte las: „Meinem zum Engel gewordenen Reinhold.“ Reinhold hieß mein gestorbener,

geliebter unvergeßlicher Knabe, dessen Engelsbild mich durch den Wald geleitet hatte. Ich war durch und durch erschüttert, und glaubte die unmittelbare Nähe meines verklärten Kindes zu empfinden. Ich schauerte zusammen vor himmlischer Ahnungswonne und rief zu wiederholten Malen: „Mein Reinhold! Mein theurer Reinhold!“ Alle Gefühle, die jetzt dämmerleise durch mein Herz gezogen waren, stürmten jetzt wild und sich überstürzend hindurch, die Aeolsharfe der Seele gab brausende starke Töne von sich, ich sank am Steine nieder, umklammerte die Befriedigung und weinte heftig. Dazwischen betete ich inbrünstig. Mein krankes Herz hatte eines solchen Sturmes bedurft, um zu genesen. Nachdem ich mich ausgeweint und aus tiefster Seele gebetet hatte, fühlte ich mich leichter. Mir war als säusele mir der lallende Engelsmund meines hinübergegangenen Kindes himmlischen Trost in die Seele. Ich erhob mich wunderbar gestärkt, der Schmerz der Menschheit lag tief unter mir in Nacht und Dämmerung; ich stand im Glanz des himmlischen Morgens, ein triumphirender Sieger. Das ist der wunderbare Segen der Thränen und des Gebets.

Als ich das Auge emporschlug, war ich nicht wenig verwundert, auf der Bank am Baume eine junge einfach gekleidete Dame sitzen zu sehen, deren Blick voll milder Rührung auf mir haftete. Sie stand auf und trat mir entgegen. Ich grüßte etwas verlegen, und sie dankte mit liebevoller Zuvorkommenheit.

„Mein Herr,“ sagte sie mit einer sanften herzgewinnenden Stimme, „der Schmerz, den Sie am Grabe meines Reinhold äußern, macht Sie mir werth, und ohne Sie persönlich zu kennen, fühle ich mich Ihnen verpflichtet und verwandt.“

„Ihres Reinholds?“ rief ich bestürzt. Ohne

mir zum Bewußtsein zu werden, hatte sich der Wahn meines trauernden Herzens bemächtigt, der Denkstein gelte meinem Reinhold. Es kam zu Erklärungen. Die Dame war die junge Frau des Försters, der nur hundert Schritte von hier am Saume des Waldes seine freundliche Wohnung hatte, die ich vorhin, nur für den Stein Augen habend, nicht bemerkt. Das erst zwei Jahre verheirathete Ehepaar hatte ihr Kind, einen holden Knaben Reinhold verloren, und die in Schmerz fast aufgelöste Mutter hatte es durchzusetzen gewußt, daß man ihr erlaubt ihr Kind hier an ihrem Lieblingsplätzchen begraben zu dürfen. Außerdem hätte es auf dem Kirchhofe des eine halbe Stunde entfernten Dörfchens, wohin das Forsthaus eingepfarrt war, seine frühe Ruhestätte gefunden. Nachdem ich ihr nun erzählt, daß auch mir ein theures Kind desselben Namens gestorben sei, faßte das holde Weib meine Hand und sah mir in's Auge, während ihr eignes von Thränen überlief. Wie milder, ahnungsvoller beruhigender Mondschein legte sich eine wehmüthige süße Trostesempfindung über mein Herz: ich hatte ein in gleichem Schmerze blutendes Herz gefunden. Die liebe Frau führte mich in das Forsthaus, und bald lag ihre reine jungfräuliche, fromme Seele offen vor mir. O welche Schätze hatte der Tod ihres Kindes in ihr zu Tag gefördert! Sie erzählte mir die Krankheit, den Todeskampf desselben, sein Begräbniß, wie sie das Grab geschmückt, wie sie es täglich mehrmal besuche, Alles recht ausführlich. Ich lauschte begierig ihren Worten: sie klangen mir wie himmlische Musik. Dann erzählte ich ihr wieder von meinem todten Kinde, und sie horchte mir andächtig zu, faltete die Hände und ließ zuweilen eine Thräne darauf fallen. Ich hatte mich lange nicht so wohl gefühlt. Mir war

als sproßten Cypressen und Todtenblumen und Immortellen aus unsern Worten, die wir zu Kränzen banden, die Gräber unsrer Kinder damit zu schmücken, und als müsse in diesen Kränzen, benetzt mit dem Thränenthau unsrer Herzen, das Purpurlicht höherer Welten gefangen werden und widerstrahlen und uns selbst verklären. Das gemeinsame Bad edler Seelenschmerzen vereint die Menschen am schnellsten, es löst leise doch sicher die spröden irdischen Massen ab, die sonst kantig und scharf die Annäherung und Vereinigung verwehren, und läßt nur den reinen weichen Geist zurück, der in allen verwandt, sich angezogen fühlt und vereint. — Die holde Frau hatte mich gebeten, die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten, der in den Forst gegangen war; ehe diese erfolgte, hatte ich mit ihrem herrlichen gefühlvollen Gemüth einen reinen Seelenbund geschlossen, den auf Erden nichts mehr trennen wird.

Der Förster war ein lieber freundlicher Mann, der geistig nicht so hoch stand wie seine Frau, dafür ihre Gefühle aber ehrte, ihren Besitz zu würdigen wußte und sich sehr glücklich in demselben fühlte. Er reichte mir treuherzig und bieder die Hand wie einem alten Freunde. Wir waren bald vertraut. Ich mußte den guten Leuten von meiner Frau und meinen übrigen Familienverhältnissen erzählen, bald kannte ich die ihrigen genau.

Unvermerkt war es Abend geworden, ich wollte aufbrechen. Sie litten es nicht, und ich blieb gern. Ich war ja lange nicht so glücklich gewesen. Die herzlichste Unterhaltung würzte unser frugales Mahl. Nach Tische langte die junge Frau ein Buch herbei. Es war ein dicker Quartband. Der Förster bat mich, seiner Frau zu erlauben, daß sie einige Kapitel aus der Bibel vorlese; sie sei das von Jugend auf ge-

wohnt. Ich war sehr gerührt von der fromm patriarchalischen Sitte, die in unsrer dürren Zeit gewiß wenig ihres Gleichen findet; denn die Leute waren keine Frömmler, sondern unverdorbene Kinder der Natur. Frau Lieschen — so hieß sie und so mußte ich sie ebenfalls nennen — las mit unnachahmbarem Ausdruck. Es war der ächte und rechte Ton eines edeln gottergebenen Herzens. Meine Hochachtung vor ihr stieg mit jeder Minute. Mir kam es vor, als hätte ich mich in's Paradies verirrt und wäre zum ersten unschuldigen Menschenpaare gekommen.

Frau Lieschen hatte die Vorlesung beendigt, und ich saß ihr schweigend gegenüber; denn wenn man so voll hoher reiner Gefühle ist, und einer Dame gegenüber sitzt, die man so hoch achtet, schweigt man immer. Schweigen ist die würdigste Feier großer Empfindungen. Ich nahm endlich die Bibel, die mir alt schien, sie näher zu betrachten. Es war wirklich sehr alter Druck und zwischen den Text gute Holzschnitte zur Illustration eingestreut. Als ich weiter blätterte, bemerkte ich am Rande Brandspuren. Die Decke von gepreßtem Pergament war mit zierlich gearbeiteten goldnen Ecken und einem reichen Schlosse von Gold geziert. Indem ich sie umschlug, nahm ich beschriebene Blätter wahr, welche dem Drucke vorgeheftet waren. Ich las mit steigender Aufmerksamkeit. Dieses der Bibel einverleibte Manuscript war eine ausführliche Familienchronik des Hauses, in welchem ich mich befand.

Elisa's Augen ruhten mit dem Ausdrucke der wohlwollendsten Güte auf mir, und als ich, das Buch zuschlagend, eine Entschuldigung vorbrachte, daß ich ohne ihre Erlaubniß einen Blick in dieses Familienheiligthum gethan, erwiderte sie:

„Sie haben den rechten Ausdruck gebraucht, diese

Bibel ist wirklich ein unschätzbares Familienheiligthum. Ja sie ist noch mehr, sie ist der Talisman, der sichtbare gute Geist, welcher das Glück in unser Haus bannt, d. h. jenes reine und erhabene Glück des Herzens, ohne welches das Leben eine trostlose Oede ist. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Bibel in diesem Hause fehlte, da waren Jammer und Elend in allen Räumen desselben, mit ihr kehrte Gottes Friede zurück. Seit zweihundert Jahren ist in diesem abgelegenen Forsthause nichts von einiger Bedeutung geschehen, was nicht in irgend einer Beziehung zu dieser Bibel stände, und nicht da vorne verzeichnet wäre. Nicht nur alle Geburts- und Sterbefälle, Hochzeiten und sonstige Familienfeste, Krankheiten und betrübte Ereignisse sind hier aufgeschrieben, auch die innere Geschichte der Herzen hat hier ihren Platz gefunden. Was nicht ausdrücklich erzählt ist, hat sich als Familientradition, deren Anhaltepunkt die Bibelchronik bietet, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und beweist klar, daß der Schutzgeist des Hauses seine Wohnung in diesem Pergamentsbande genommen hat. Wenn mir Gott Kinder schenkt und meinen großen Verlust gnädig ersetzt — sie erröthete bei diesen Worten, und ich hatte schon früher wahrzunehmen geglaubt, daß dazu die schönsten Hoffnungen vorhanden waren — so kann ich ihnen keinen größeren Schatz hinterlassen, als diese Bibel, und ich könnte mir fast kein größeres Unglück denken, als wenn wir sie verlören. Wie durch ein göttliches Wunder ist sie in das Forsthaus gekommen, und sie hat darin mehr als ein Wunder verrichtet. Ich sehe Ihr Auge voll Ehrfurcht an diesen alten Blättern hängen. Sie verdient diese Ehrfurcht. Sehen Sie diese Brandflecken! Sie rühren von dem entsetzlichen



Brande Magdeburgs her, dessen Urheber der grausame Tilly war, und aus welchem sie durch die Hand eines unschuldigen Kindes gerettet wurde."

„Sie spannen meine Begierde, Näheres von diesem heiligen Buche zu hören, auf's Höchste," rief ich aus, die Hand der lieben schönen Frau ergreifend.

„Da Sie unsern Bitten nachgegeben und heute bei uns zugebracht haben, will ich Ihnen die wunderbare Geschichte dieser Bibel erzählen," fuhr die junge Frau fort.

Wir rückten in behaglicher Stimmung auf dem Sopha am warmen Ofen zusammen, der gefällige Förster stopfte die Pfeifen, ein Jägerbursche brachte eine Bowle dampfenden Punsch, die Gläser wurden gefüllt und die liebliche Erzählerin begann.

Was mir nun Frau Elisa an jenem Abend und in der Folge — denn ich war später noch gar oft im Forsthause — mitgetheilt hat, ist von mir in einer Reihe von Erzählungen wieder gegeben worden, deren erste ich den geneigten Lesern vorlege.

2.

Die unglückliche Ehe.

Josef Reinwart war lange Zeit als Waidgeselle und Forstläufer um die Person des Fürsten von Anhalt-Bernburg gewesen, und hatte von diesem jagdliebenden Herrn manchen Beweis hoher Zufriedenheit erfahren. Zuletzt erhielt er eine gute För-

sterstelle im Unterharz, doch mit der Bedingung, ein Mädchen zu heirathen, deren verstorbener Vater sich um den Fürsten mancherlei Verdienste erworben hatte. Dieser nun wollte sich den ihm beschwerlichen Unterhalt der Witwe und einiger noch unversorgter Kinder entfremden und seinem getreuen Josef aufbürden, indem er demselben die einträgliche Stelle gab. Aber Josef, kein Jüngling mehr, hatte sich vor Jahren schon mit einer geliebten Jungfrau verlobt, und diese war ihm, eingedenk seines Versprechens, treu geblieben, indem sie manche gute Partie von der Hand gewiesen. Der biedre Reinwart wollte lieber die Stelle und alle Ansprüche aufgeben, als sein Wort nicht halten, wenn er die Geliebte nicht als Hausfrau an den neuen Herd führen sollte. Aber dem gebietenden Herrn gegenüber hatte der tüchtige Waidmann nicht den Muth, die Gründe seiner Weigerung anzugeben; denn der Fürst hatte streng verboten, daß irgend einer der um seine Person befindlichen Diener sich in ein Verlöbniß ohne seine Zustimmung einlasse. Josef fürchtete den Zorn des strengen Fürsten, kämpfte lange mit sich selbst, und konnte zu keinem Entschluß kommen. Dazu kamen endlich die Bitten einer alten Mutter, die ihre Tage bei ihm beschließen wollte. Wäre sie nicht gewesen, Josef würde heimlich die Dienste des Fürsten verlassen und sich in das wilde Kampfgetümmel des Kriegs gestürzt haben, der Deutschland verheerte. Jener furchtbare Glaubenskrieg des siebzehnten Jahrhunderts war damals noch nicht zur Hälfte gekämpft, die protestantischen Heere waren fast überall geschlagen, und der Dänenkönig durch Tilly's Tapferkeit kampfuntüchtig gemacht worden. Es war eine der trübseligsten Zeiten, die das nördliche Deutschland erlebt hat. Der Muth



sank in alle protestantischen Herzen, die Hoffnung wagte kaum noch schwach aufzuathmen, der ganze Horizont war schwarz verhängt und nirgends leuchtete ein Stern des Trostes durch die finsteren Wetterwolken. So war denn natürlich auch die Lage der Protestanten nicht geeignet, Begeisterung zu erwecken und einen tüchtigen Mann für die schier verlorne Sache zu gewinnen. Auf diese Weise war es das bedeutsame Zusammentreffen mehrfacher Umstände, das die Ausführung des Entschlusses in der mißmuthigen Brust des jungen Försters unterdrückte. Obgleich widerstrebend, gab er nach, fügte sich halb aus Furcht, halb aus Schwäche dem Befehle des Fürsten und führte die ihm von demselben bestimmte Braut zum Altare.

Friederike, so hieß diese, ein bescheidenes, anspruchloses, eben nicht reizendes Kind, ahnete nicht entfernt den Kampf in der Brust des Mannes, den sie nach der Mutter und des Fürsten Willen heirathete, sonst würde sie nimmer dieses Bündniß eingegangen sein; denn sie war reinen, frommen Herzens, ohne Schuld und Falsch. Um ein Bedeutendes jünger als Josef, betrachtete sie den starken finstern Mann mit Gefühlen scheuer Ehrfurcht, und ihr Verhältniß zu ihm stellte sich mehr als ein kindliches heraus. Alle ihre Wünsche gingen in dem einen auf, ihrem künftigen Gebieter und Herrn zu gefallen. Es versteht sich, daß es unter diesen Umständen zu keiner Herzensergießung zwischen den beiden Verlobten kam, und eine solche kam eben so wenig, als Josef Friederiken als Frau in das Forsthaus einführte. Ein finstrer Geist war mit dem jungen Ehepaare in diese einsamen Räume eingezogen und weder die eigne Mutter, noch die Schwiegermutter des

Försters, die er mitgebracht, vermochten denselben zu bannen. Die erstere nahm sich den Gram ihres Sohnes so zu Herzen, daß sie bald darauf starb. Nun hatte Josef gar nichts mehr, was ihn an das Haus fesselte. Die junge Frau war in seiner Gegenwart immer schüchtern und stumm. Sie antwortete so kurz als möglich auf seine Fragen, und dies geschah mit Zittern; denn beim kleinsten Versehen pflegte sein Zorn furchtbar loszubrechen. Er schalt sie ein einfältiges Kind, ein liebloses stummes Wesen, und wenn sie darüber in Thränen ausbrach, eine windelweiche Greinerin. Er schien Liebkosungen und Gefälligkeiten von ihr zu erwarten, ohne sie zu fordern — denn dazu war er zu stolz — und erwies ihr doch nicht die mindeste Liebe. In seinen finstern Stunden, und diese lös'ten einander ab, schob er alle Schuld seines Unglücks auf sie, die Unschuldige, und wenn Friederikens Mutter sich der schwerbedrängten Tochter anzunehmen und sie gegen die barsche Lieblosigkeit des Försters zu schützen sich unterfing, so wurde er ganz ungeberdig, und stieß die rohesten und fürchterlichsten Drohungen gegen die eingeschüchterten Frauen aus. Das Gemüth des Mannes, dem ohnedies eine Neigung zum Ernst und zu getrübter Lebensanschauung eigenthümlich war, verfinsterte sich auf diese Weise von Tag zu Tag mehr, und die einsamen Wälder seines Forstes, in welchen er den größten Theil seiner Tage und oft sogar die Nächte zubrachte, waren eben nicht geeignet, demselben eine mildere und freundlichere Färbung zu geben. Ein Umstand oder vielmehr Ereigniß hätte dies vielleicht allein bewirken können, und dieser trat zum Unglück der kleinen Familie nicht ein: die junge Frau wurde nicht Mutter. Jahre vergingen, und

der böse Geist, der sich hier festgesetzt, wich nicht. Er hielt die Menschen, die in dieser Abgeschlossenheit von der Welt sich nur um so inniger hätten an einander schließen und die träge schleichenden Stunden durch Liebe und Herzlichkeit beflügeln sollen, feindselig auseinander. Statt sich zu nähern, entfremdeten sich die Herzen mehr und mehr, und das Jagdhaus hallte oft von den Klagen der armen unglücklichen Friederike wieder, die ohne Verschulden einem so trüben Geschicke verfallen war; nur wenn der menschenfeindliche Förster im Hause weilte, schwieg sie, aber dann dröhnten die Wände von seinen Scheltworten und Flüchen. Das abgelegene Waldhaus bot ein treues Bild der Zeit. War es doch, als seien alle edeln Gefühle der Humanität, der Liebe und des Vertrauens aus der Welt verschwunden, und Herzen, in welchen diese großen Tugenden scheu und zitternd weilten, schrumpften zusammen unter dem glühenden Fußtritt der Kriegsfurie und aller Laster in ihrer Begleitung.

Da geschah es, daß die Kunde von der Ankunft des jungen tapfern Schwedenkönigs mit einem frommen gottbegeisterten Heere auf deutscher Erde zur Hülfe und zum Beistand der schwer darnieder liegenden Protestanten all die genannten Herzen wie ein glückverheißender Blitzstrahl durchzuckte. Die Flamme der Hoffnung ward dadurch wieder angefacht, das darnieder liegende Vertrauen erhob sich mit freudezitternder Erwartung. Bis in die entlegenste Hütte drang das aufreizende Wort: der Retter ist da! Aller Augen kehrten sich mit verlangender Begeistrung nach Norden, von wannen er kommen sollte, alle Herzen, die um ihren Glauben bekümmert gewesen, klopften ihm sehnsüchtig entgegen. Man pries ihn als den

Morgenstern, der dem Aufgang der Sonne voranwandelt, und wer nur noch Lust am Leben hatte, hoffte nun gläubig auf den Tag des Siegs und der Erlösung. Es kam doch wieder eine frohe Bewegung in die Brust, und bewahrte sie vor gänzlicher Erstarrung. Ach! wohin nur ein Lichtstrahl der Hoffnung fällt, da kann ja die Nacht der Verzweiflung ihren versteinernden Zauber nicht mehr vollbringen!

Der Sommer, in dessen Mitte der Schwedenkönig an der pommerschen Küste landete, war im einsamen Forsthause wieder ein recht trüber gewesen. Reinwart hatte sich dem Laster des Trunks ergeben und war für keine sanfte beruhigende Stimme mehr zugänglich. Es kam zu Auftritten, wie sie noch nicht dagewesen waren. Die unglücklichen Frauen litten unsäglich. Der Grund war, weil der Förster den Tod seiner Geliebten kurz vorher erfahren hatte. Nun suchte er die heftigsten Gewissensbisse durch Trunk und wilde Ausbrüche seines Grolls zu betäuben. Die Nachrichten von den Siegen Gustav Adolf's weckten in dem Herzen des über alle Beschreibung elenden Mannes den früher gefaßten, nun schon Jahre lang schlummernden Gedanken, Soldat zu werden, wieder auf, und er hatte von nun an weder Tag noch Nacht Ruhe vor ihm. Seine empörte Seele konnte die ihm aufgezwungenen Fesseln nicht länger ertragen; er haßte sein Weib und deren Mutter, den Fürsten, alle Menschen, sich selbst. Für die Sache seines Glaubens wollte er sein Leben hingeben, das ihm zur Last war, das war sein einziger glühender Wunsch. Aengstlich, als gelte es das Heil seiner Seele, forschte er nach den Fortschritten der Schweden. Zuweilen, wenn keine Kunde in seine abgelegenen Berge drang, sandte er Holzhauer oder Waldbauern nach dem Lande jenseits des Harzes und



in die Städte, um sich zu befragen. So waren in unruhiger Spannung Herbst und Winter vergangen, und der Frühling trieb wieder Knospen. Reinwart hatte Alles zu seiner Abreise gerüstet. Er wollte nur erst noch Gewißheit einziehen, wo die Schweden ständen, und dann heimlich aufbrechen, um unter die Fahnen des protestantischen Königs zu treten. Sein Vorhaben hatte er als tiefes Geheimniß bewahrt; in größter Stille hatte er neun Monate über seinen Plänen gebrütet, sie waren zur Ausführung reif. Da erschreckte ihn plötzlich die Nachricht, daß Tilly's Heer aus Meklenburg, wo er den Schweden nichts hatte anhaben können, gegen Magdeburg heranziehe, das sich für Gustav Adolf erklärt. Reinwart sandte fast täglich Boten während der fünfwöchentlichen Belagerung der Stadt aus, immer hoffend, der Schwedenkönig werde zu ihrem Ersatz herbeikommen, zu dessen Heere er dann gleich stoßen wollte. Rastlos trieb er sich in seinen Wäldern herum, von Angst und Furcht gefoltert. Seiner armen mißkannten Frau konnte sein Gemüthszustand nicht auffallen, hatte die Bedauernswerthe ihn doch selten anders erblickt.

3.

Der neue Hausbewohner.

Ein schöner Frühlingstag brachte endlich die grausige Kunde in die Thäler des Harzes, daß die unglückliche Stadt genommen und geplündert worden sei. Die Gerüchte überboten sich in der Darstellung unerhörter,

schier unglaublicher Grausamkeiten, die Tilly's Soldaten verübt; man mußte die Zeiten Attila's und seiner Hunnen zurückgekehrt wähnen. Jeder Tag brachte die Kunde neuer Gräuel.

Reinwart hatte abermals Boten ausgeschickt und deren Rückkunft mit fiebernder Angst erwartend, strich er gleich nach Tagesanbruch am Saume des Bergwaldes, den spähenden Blick weit in's Land hinab sendend. Grausige Flammenröthe hatte in der vorigen Nacht den ganzen nördlichen Himmel bedeckt, alle Waldbewohner waren erbebt über das blutrothe Glutmeer, das sich über die dunkle Fläche ausgegossen, und schon sprach man an diesem Morgen davon, das eroberte und geplünderte Magdeburg sei niedergebrannt.

In düstre Gedanken verloren, schlug der Förster langsam dahin schleichend, einen in die Berge führenden Weg ein, um das Haus eines Waldknechtes aufzusuchen, den er ausgeschickt, und anzufragen, ob der Mann nicht in der verwichenen Nacht heimgekehrt sei. Da — er war kaum um die Waldecke gebogen — sah er dicht vor sich auf einem Rasenrain einen schlummernden Knaben liegen. Der malerische Anblick des ihm fremden Kindes machte auf den menschenfeindlichen Förster einen seltsamen ungewohnten Eindruck. Und wirklich war dieses schöne Kind, das etwa acht Jahre alt sein mochte, wie eine überirdische Erscheinung, wie ein Bote des Himmels, anzuschauen. Diese dunkle Vorstellung, die sich unwillkürlich in die Seele des Försters gedrängt, wurde durch einen in der That außerordentlichen Umstand zu größerer Klarheit gebracht. Reinwart bemerkte nämlich, daß zur Seite des bildschönen Knaben ein starkes Buch lag, durch dessen Pergamentrücken ein Band gezogen war und

dem Schläfer um Brust und Schulter lief. Offenbar hatte er das Buch an dem Bande getragen. Nachdem der Förster sich mehre Augenblicke an dem Anschauen des blondlockigen Schläfers, der das Köpfchen auf die eine Hand gestützt ruhete, ergötzt hatte, schlich er herbei und schlug den Deckel des Buchs zurück. In demselben Augenblicke schauerte er mächtig zusammen, gleichsam als hätte ihn die Hand Gottes berührt. Das Buch war die Bibel. Plötzlich stand dem, weichen und edlen Gefühlen entfremdeten Manne wie mit einem Zauberschlage seine eigne Kindheit vor der Seele, wo er, im Hause seines Vaters, der ihm allzufrüh gestorben war, täglich in der Bibel hatte lesen müssen. Der Friede jener Tage legte sich in heiliger Erinnerung kühlend an sein Herz, eine, seine Seele durch und durch wärmende, Sehnsucht nach seiner Jugend, und ihre Seligkeit lockte ihm, er wußte nicht wie, Thränen in die Augen, Thränen, die er als Mann nicht mehr geweint. Wie doch seine Seele, die so lange geschlummert, plötzlich erwacht die Flügel schwang und in die lachenden Gefilde der Kindheit enteilte, alle Gegenstände mit dem bunten Farbenschmelz der Phantasie überkleidend, der glühender und prächtiger als der der Wirklichkeit das rückgenießende Herz erst zum wehmüthig freudigen Bewußtsein des Genusses bringt! Ach wie viele Jahre waren doch verstrichen, und Reinwart hatte kaum an seine Jugend gedacht! Sie war ihm bei flüchtiger Erinnerung eben so aschgrau und schaal vorgekommen, wie sein jetziges Leben. Und nun plötzlich diese Frische, dieser Glanz, dieses süße Weh in seiner Brust, dieses schmerzliche Entzücken! Er hätte sich todt weinen können über sein entschwundenes verlorenes Lebensglück. Der also mächtig bewegte Mann wußte nicht, wie ihm geschehen war; aber es

fiel ihm auch nicht ein, darüber nachzudenken; willenlos überließ er sich dem in seiner Brust entquollenen Strom der Gefühle, badete selig in seinen Wellen, horchte entzückt dem Rauschen und Flüstern derselben, und gab sich, ohne darüber zu grübeln, dem schönen Geheimniß gefangen.

So hatte er lange regungslos vor dem schlafenden Knaben mit der Bibel gestanden, den er, wenn auch nicht mit vollkommen klaren Bewußtsein für einen Engel zu halten sehr geneigt war. Das Kind war fein und anständig gekleidet, doch zeigte sich viel Unordnung in seinem Anzuge; in seinen bleichen, edeln Zügen lag der Schatten eines wehmüthig bittern Schmerzes, eine Thränenwolke hatte sich vor den Stern des reinen Jugendglücks gestellt, und er schimmerte nur matt hindurch. Aber der Knabe war dadurch noch reizender geworden, eine himmlische Schönheit lag auf seinem Antlitz; denn nur so schmerzlich können ja die Engel lächeln, wenn sie über die Erde schreiten und das Unglück schauen, das der Mensch im freveln Uebermuthe sich selbst bereitet. Auch die Blume wird noch schöner und gleichsam verklärt, wenn in ihrem Kelche eine Thauthräne zittert.

Der Knabe regte sich und schlug ein paar holde Veilchenaugen auf, die er halb schlaftrunken, halb verwundert freundlich auf den stillen Jägersmann vor ihm richtete. Darauf versuchte er aufzustehen, aber es ging nicht; kaum auf die Füße getreten, sank er mit einem Schmerzlaut wieder zu Boden, und fing bitterlich zu weinen an. Der Förster dadurch aus seinen Träumen zur Wirklichkeit zurückgeführt, sprang ihm tröstend bei, faßte ihn bei der Hand und richtete ihn auf; aber das arme Kind konnte nicht auf den Füßen stehen und schrie laut vor Schmerz. „Was

fehlt Dir denn, mein Sohn?" fragte der sonst so rauhe Mann weich und fast schüchtern.

„Ach, meine Füße brennen mich, als wären glühende Kohlen daran," weinte der Kleine.

„Wie kommst Du denn aber hierher?"

„Ich erinnere mich, daß ich vor Müdigkeit und Hunger hier umgefallen bin, es war schon finstere Nacht. Ich wußte nicht wohin, und weinte sehr. Da muß ich wohl eingeschlafen sein und bis jetzt geschlafen haben. Auch jetzt hungert mich wieder sehr. Gieb mir zu essen, lieber Mann!"

Der Förster zog schnell aus seiner Jagdtasche ein Stück trockenes Brot, sein gewöhnliches Frühstück, das er heute aus Beklommenheit zum Glück nicht verzehrt hatte, und reichte es dem hungrigen Kleinen, der begierig hinein biß. Reinwart sah ihm mit stillem Wohlgefallen zu, und störte ihn jetzt nicht mit Fragen. Erst als der Knabe die frugale Kost zu sich genommen hatte, fuhr jener fort: „Aber sage mir nur, mein Kind, woher kommst Du? Du scheinst mir nicht aus hiesiger Gegend zu sein."

„Von Magdeburg komm' ich; da haben die hohen schönen Häuser alle gebrannt und wilde Männer mit großen Bärten und langen Schwertern haben die armen Leute todt gestochen und gehauen und in das Feuer geworfen. Auch lieb Mütterchen ist verbrannt und mein Bruder Volkmar; vielleicht auch mein Vater. Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Ich hatte mich aus Furcht vor den bösen Männern unter das Bett verkrochen, da sah ich wie sie hereinkamen und die Schränke und Schreine aufschlugen und Alles herausnahmen. Dort steckte ich mehre Tage und Mütterchen gab mir heimlich zu essen und sagte mir, daß viele viele Kinder gemordet worden seien, und weinte sehr



dazu. Endlich sah ich wie das Haus brannte und kroch hervor und sah Mütterchen im Feuer liegen, und auch den Volkmar. Ich schrie, aber das Feuer kam auf mich zu, da lief ich durch die Flammen hindurch und war auf der Straße und schrie wieder jämmerlich. Da trat einer der wilden Männer zu mir, schlug mich und drohete mich in's Feuer zu werfen, wenn ich nicht stille sei. Nun war ich still aus großer Furcht und lief zitternd und bebend aus der Stadt, wo alle Leute todt geschlagen werden."

„Und wohin gedachtest Du?"

„In den Harz zu meinem Ohm."

„Wer ist der?"

„Er ist meiner Mutter Bruder."

„Aber wie heißt er?"

„Herr Ohm."

„Weißt Du weiter keinen Namen?"

„Nein."

„Wo wohnt er denn?"

„Im Harz."

Der Förster lächelte über die unwissende Unschuld. „Der Harz ist groß, mein Kind, und viel Städte und Dörfer liegen darin. Weißt Du den Ort nicht zu nennen, wo Dein Ohm wohnt?"

Der Knabe besann sich. „Ich kann es nicht sagen," versetzte er dann, „aber den Weg wußte ich noch. Eh' ich in die Schule ging, war ich mit meinem Mütterchen in einem Korbwagen zum Ohm gefahren. Nun habe ich mich gestern Abend doch verirrt und weiß den Weg nicht weiter."

„Wie heißt Du denn?"

„Gotthilf!"

Der Name ging dem Förster wunderbar zu Herzen.

„Hast Du weiter keinen Namen, einen wie man auch Deinen Vater nannte?“

„Ja, ich heiße Gotthilf Liebmann.“

„Was trieb denn Dein Vater für ein Geschäft oder was war er?“

„Ein Kauf= und Handelsherr, der Schiffe auf der Elbe belud; das waren gar schöne Schiffe, und ich bin oft mit meinem Bruder darauf gefahren.“

„Wie kommst Du denn zu der Bibel, die Du an dem Bande trägst?“

„Das ist meine Bibel, die mir Mütterchen geschenkt, als sie mich zur Schule geführt, und Marzipan und Zuckerbrot. Die wilden Männer hatten auch meinen Schrein aufgeschlagen, die Bibel aber in das Feuer geworfen. Als ich vorbei ging' sah ich sie neben meinem todten Mütterlein liegen und die Flammen leckten an ihr. Da hob ich sie aus dem Feuer auf und nahm sie mit; sie ist ja mein, und ich habe alle Abende, eh' ich zu Bett ging, der Mutter daraus vorgelesen. An einem Bande, das ich im zerstörten Hause fand, hing ich sie über die Schulter und will sie mit zu meinem Ohm nehmen. Trage mich doch zu ihm; denn ich kann nicht mehr gehen.“

„Es wird seine Schwierigkeiten haben, ihn aufzufinden,“ entgegnete der Förster, von der Erzählung des Kindes bis zu Thränen gerührt. „Einstweilen will ich Dich aber in mein eignes Haus tragen und Dich pflegen, bis Du die wund gelaufenen Füße wieder gebrauchen kannst.“ Und mit einer Seelenfreudigkeit, wie sie Reinwart seit Jahren nicht mehr empfunden, lud er den schönen Gotthilf sammt der Bibel auf seine Schulter, und schritt mit der segensreichen Last rüstig dem Forsthause zu.

Frau Friederike war nicht wenig erstaunt sowohl



über das liebe Kind, als auch über die veränderten Züge ihres Mannes und über den sanften Ton seiner Stimme, womit er zu ihr sprach: „Warte und pflege dieses armen Kindes, das seine Eltern durch ein entsetzliches Unglück verloren hat, als wärst Du seine Mutter.“

Der auf das Ruhebett niedergelegte Knabe haschte nach der Hand der jungen Frau und küßte sie, indem er Thränen darauf fallen ließ.

„Wie heißt Du, lieber Kleiner?“ fragte Friederike mild und wehmüthig freundlich.

„Gotthilf.“

„Gotthilf!“ rief die Frau erschüttert und faltete weinend die Hände. „Helfe Gott Dir und uns!“

Der Förster nahm die Hand seiner Frau und sah ihr in's feuchte Auge. Das hatte er noch nie gethan. Es war als schwebe ein Friedensgenius auf Taubenflügeln durch das Haus, und sende dem vielgequälten Herzen der armen Frau stärkende Kühlung zu. Sie küßte den Knaben und weinte heftig. Ging doch in ihrer Seele jetzt die stille heilige Ahnung auf, daß dieser Gotthilf mit seiner Bibel eben der versöhnende Schutzgeist sei, der dem Hause bis jetzt gefehlt. Der Knabe streichelte der heftig Erregten die bleiche Wange, auch des Försters Wimper wurde wieder feucht. Friederike sah es; er wollte sich abwenden, aber sie fiel ihm an's Herz und schlang ihre Arme um seinen Nacken. Es war das erstemal, daß sie ihn umarmte; alle Furcht und Scheu war von ihr gewichen, wie abgestreift, seit sie seine Züge so mild und sein Auge naß gesehen. Und siehe, er wehrte ihr nicht. Das Haus war plötzlich verwandelt; es war ein Engel in ihm eingekehrt. Wenn nur die Knospe des Herzens nicht gar erfriert in den Frostschauern der Erdkälte, zurückgehalten mag

ihre Entfaltung zur Blüthe immerhin lange, lange werden; es bricht doch endlich ein Sonnenstrahl durch die Wolken, wenn man's am wenigsten meint, und küßt sie auf. O und die Blüthe nach solchem schmerzlichen Harren wie viel süßer duftet sie, der überrascht willkommen geheißene Spätling, als jene Blumen, die zur rechten Zeit sich erschlossen! Geprüfte Frauenherzen lieben um eins so innig und stark. Es liegt ein unaussprechlich wohlthätiger Zauber im Leid, das das weiche Gemüth einer edeln Frau heimsucht, nur muß er zur rechten Stunde gelöst werden, eh' Versteinerung eintritt. Den Mann macht großes Seelenleid anfänglich hart und trotzig, und ruft seinen Widerstand wach; auf die Dauer erweicht es ihn und macht ihn mild. Bei der Frau stellen sich diese Wirkungen in entgegengesetzter Folge ein. Sie ist erst mild, weich, hingebend, anschmiegend, thränenwehmüthig, aber vertrocknen diese Thränen, sieht sie sich stets ungeliebt, verkannt, verfolgt, so versteinert sie und ist dann nimmermehr zu erweichen. Es ist der kalte Medusenblick des Mannes, der sie so verwandelte. Unzählige Frauenherzen, durch gemeines böses Geschick an rohe Männer gefesselt, erliegen mit der Zeit dieser grausamen Metamorphose, die sie ihrer eigenthümlichen Natur ganz entfremdet.

Frau Friederike erfuhr die Lösung des Zaubers zu ihrem und ihres Mannes Heil noch zur rechten Zeit. Siehe da, ein fremder Knabe hatte das entfesselnde Wort ausgesprochen. Nun es einmal ertönt war, löseten sich leise und allmählig ein Kettenglied nach dem andern ab. Nicht in einem Tage darf die Eisdecke der Ströme springen und der Schnee der Berge schmelzen, soll nicht namenloses Unglück über das Land kommen; wahrer und dauernder Segen zeitigt

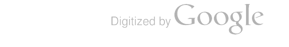
nur langsam am Strahl der Sonne. Auch an sein höchstes Glück will sich das Herz allmählig gewöhnen, erst widerstrebt es, dann giebt es nach und empfängt willig die neuen Eindrücke, endlich wird es selbst handelnd und beglückend, und stürmt zuletzt auf Adlersfittichen seiner Sonne entgegen. So ist nirgend ein Sprung oder schroffer Uebergang weder in der physischen noch psychischen Welt.

4.

Der Friedensengel.

Der Förster konnte die auf ihn eindringenden neuen Gefühle nicht ertragen; er wollte sich ihrer erwehren und floh in den Wald hinaus. Aber seltsam genug dachte er nicht mehr daran, sein Weib zu verlassen und unter die Fahnen des Schwedenkönigs zu treten, und als ihm plötzlich sein früherer Entschluß einfiel, schämte er sich desselben, und wurde uneins mit sich selbst. Er wollte wieder grollen, aber es ging ihm gar nicht mehr so wild und trotzig vom Herzen, wie sonst; er war eben verwandelt, konnte sich's aber nicht eingestehen und auch nicht in's Klare kommen mit sich. Als es dunkelte, lenkte er die Schritte unwillkürlich nach dem Forsthause zurück, und stand an der Pforte desselben, eh' er es wußte.

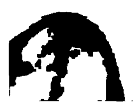
Unterdessen hatte Frau Friederike die wunden Füßchen des kleinen Gotthilf mütterlich gewaschen und gepflegt, hatte das holde liebe Kind mit dem Besten



gespeist, was das Haus besaß, hatte ihm tausend Liebesdienste erwiesen, und Frauen sind erfinderisch darin; und zumal leidende Frauen, und zumal an solchen Tagen, wo ihnen so großes Heil widerfahren ist. Da fluthet das Meer der Liebe über in ihrer Brust. Heil ihnen, wenn sie dann einen Gegenstand haben, über den es seine Segensfülle ausgießt, und Heil, dreimal Heil diesem glücklichen Gegenstande! Bei Friederiken nun noch ereignete sich der Umstand, daß dieser Gegenstand zugleich der Bringer ihres neuen Glückes war, an das sie, wenn auch noch zagend, doch glauben mußte. Da brachen denn alle Dämme des so lange widernatürlich zurückgehaltenen Stroms, sie hätte den theuern Knaben, der wie die schöne glückverheißende Morgenröthe eines lang ersehnten Tags so plötzlich in ihre Nacht getreten war, fast in Liebe ertränkt. Und der arme, durch ein furchtbares Geschick verwaisete und verirrte Knabe sank hier, nach dem Sturme, der seine junge Blüthe fast geknickt, sogleich wieder in den warmen, weichen beseligenden Schoß der Mutterliebe, aus der ihn die Brandfackel eines mörderischen, entmenschten Soldatenhaufens dort gescheucht. War er nicht auch ein Glücklicher zu nennen? Kindlich zuthuig, mit offener Stirn und offenem Herzen schmiegte er sich an die neue Mutter, erzählte ihr weinend die gräßlichste Katastrophe seines jungen Lebens, und die gefühlvolle Frau mischte ihre Thränen mit den seinigen; dann plauderte er nach Kindesweise, den Schmerz schnell überwindend und vergessend von dem buntgefärbten Glücke seiner Kindheit, seit er sich seiner selbst bewußt geworden, von Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden seines Hauses, von den Schiffen, auf denen er gefahren, von seinem Spielzeug, von seinen Büchern, und vorzüglich von seiner Bibel, die

ihm über Alles werth zu sein schien. Frau Friederike und ihre alte Mutter hörten dem Kinde mit frommer Andacht zu; die Erstere drückte den so schnell heimisch gewordenen Gotthilf je zuweilen, wenn ihr Gefühl überwallte, ans Herz, und als er sie kindlich vertraulich fragte: „willst Du nun mein Mütterlein sein, da mein Mütterlein doch todt und verbrannt ist?“ da erschrak sie und bebte vor seliger Wonne; denn nach dem Mutternamen hatte sich ja dunkel ihr Herz gesehnt, wie sich jedes Frauenherz danach sehnt, der dem Weibe erst seine schönste Vollendung giebt. „Ja, ja, mein süßes Kind!“ rief sie schluchzend, „ich will Deine Mutter sein; Josef wird ja auch Dein Vater sein wollen. Ich hoffe es zu Gott, zu Deinem und meinem und auch zu seinem Heil. Du sollst das Kind der Liebe werden zwischen uns. Meine es gut mit dem Manne, der Dich gebracht; er ist mein Gatte, aber wir haben keine Kinder. Bitte ihn, daß er Dich als Kind annehme und Dein Vater sei. Gott wird ja seinen Segen geben.“ Plaudernd und geschmeichelt von Kosen und Küssen der liebeseligen Frau entschlummerte Gotthilf wieder in ihren Armen, und erwachte nicht eher, als bis der Förster, sich nach dem Befinden des Knaben befragend, in die Stube trat. „Mir hat geträumt,“ sagte dieser, „Vater und Mutter waren hier im Forsthause und übergaben mich Dir und baten Dich, Du möchtest doch ferner mein Vater sein.“ — Der Förster reichte ihm schweigend die Hand, und ließ sich wieder von ihm erzählen. Man sah es offenbar, der Knabe war ein Gegenstand seiner Sorge und seiner Liebe geworden; er hatte nun etwas, das sein Herz beschäftigte; in die Leere desselben war ein Kind getreten, das ihn um Beistand und Schutz anflehete.

Nach dem Abendessen verlangte Gotthilf seine Bi-



gesandt.“ Dann ging er hinaus, und kam diesen Abend nicht wieder in die Wohnstube. So hatte er das arme Weib noch nie genannt, so noch nie zu ihr gesprochen. Sie sank laut weinend auf die Knie und dankte Gott; dann lief sie zum Knaben und herzte und küßte ihn, aber mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu. Der Rest des Abends verging in einer feierlichen Stimmung.

5.

Ein schwerer Verlust.

Von diesem Tage an näherten sich die Herzen der beiden Gatten mehr und mehr, bis sie in Eins verschmolzen, und Gotthilf förderte diese liebende Vereinigung mit unverdrossenem, unabweisbarem Eifer, der ihn beiden unentbehrlich machte. Wandelte den Förster einmal eine trübe Laune an, so schmeichelte ihm der Knabe; und wenn die Wolke von der Stirn Reinwarts nicht eher wich, so geschah es doch Abends, wenn Gotthilf aus der Bibel vorlas. Denn der fromme Knabe ließ keinen Tag vorüberstreichen, an dem er nicht seiner alten, ihm von der Mutter eingeprägten Gewohnheit gemäß, den versammelten Hausbewohnern ein Kapitel aus der Bibel mit lauter Stimme vorgelesen hätte.

Als Gotthilfs Füße ganz geheilt waren, dachte der Förster, wie seine Frau mit Besorgniß daran, das Kind werde nun zu seinem Oheim gebracht zu werden verlangen; und es wäre am Ende nicht sehr schwierig

gewesen, durch den Geschlechtsnamen des Knaben die Verwandten ausfindig zu machen; er aber äußerte keinen Wunsch, das Haus, in welchem er heimisch geworden war, zu verlassen; vielmehr erzählte er zuweilen, daß er von seinen todten Eltern träume, wie sie ihn ermahnten, die neuen Eltern recht zu lieben.

Die Vorlesungen aus der Bibel und die liebevollen Bemühungen seiner Frau verwandelten das Herz des Försters endlich so, daß er ein sanfter guter Mann wurde. Mit Beschämung sah er täglich mehr ein, welch einen kostbaren Schatz er an seiner Frau besaß, in deren Seele er nun Tugenden erkannte, von welchen er keine Ahnung gehabt, und um früher an ihr begangenes Unrecht wieder gut zu machen, wurde er um so liebevoller und zärtlicher. In seinem Herzen war der lang unterdrückte Funke der Liebe zur Flamme angefacht und loderte nun um so brünstiger.

Friederikens häusliches Glück sollte die höchste Stufe erklimmen; der Himmel überschüttete sie, die so lange in Entbehrung gejammert, mit der ganzen Fülle seines Segens: sie fühlte sich Mutter! Reinwart weinte Thränen unaussprechlichen Glücks, als sie ihn mit dieser Nachricht überraschte. Von dieser Stunde an war der feindliche Dämon, der finstere Bewohner dieses Hauses, siegreich aus dem Felde geschlagen, aus allen Räumen verbannt, und statt seiner waren tausend Genien des Glücks, der Liebe, der Ruhe, des Friedens, der Zufriedenheit eingezogen, und feierten ihre geräuschlosen Feste.

Die Entfernung des Knaben, des Bringers all' des überschwenglichen Glücks, stand, ohne daß man sich weiter darüber aussprach, als Unmöglichkeit in den Herzen des Ehepaars fest. Der Förster schickte ihn zum Pfarrer des nahen Dorfes in die Schule, und



bel, und bat so rührend um Erlaubniß, nach seiner Gewohnheit daraus vorlesen zu dürfen. Wie hätte der Förster diese Bitte ihm abschlagen können? Gotthilf blätterte in dem Buche, und als sei seine Hand von der allmächtigen Liebe, die über uns wacht, selbst geleitet, begann er mit reiner Silberstimme, im erhobenen Tone also zu lesen: „Ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott; und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.“

Es begegnet uns je zuweilen, daß uns bekannte Worte oder Sätze, die wir oft selbst gelesen und gesprochen oder die Wahrheiten enthalten, die wir schon selbst gedacht und anerkannt haben, im Munde eines Andern zur rechten Zeit eine dämonische Wirkung auf uns ausüben. Die geheimsten Tiefen des Herzens werden plötzlich bloßgelegt und grell beleuchtet, wie von einem gewaltigen Blitzstrahl; wir sind ergriffen und erschüttert, als hätten wir plötzlich Neues, Unerhörtes vernommen. Diese aufregende Eigenschaft haben Bibelstellen und Sentenzen in einem noch weit höhern Grade. Es ist der ihnen inwohnende Geist Gottes, der gleichsam unmittelbar zu uns spricht: die Worte verschwinden sammt dem Sprecher, und die göttliche Wahrheit der Liebe, jener urewigen Gottesliebe, die uns trägt, dringt oder stürzt vielmehr allbesiegend, allüberzeugend in unser Herz. Selbst frivole, leichtfertige Gemüther können sich diesem Einfluß nicht entziehen. Sie stehen plötzlich wie geblendet, und der Spott erstirbt auf ihrer Zunge. Man kann solche Verse hundertmal gleichgültig gelesen haben, und man hört sie wieder einmal, wo das Herz eben die rechte Empfänglichkeit besitzt, und es wird von Flammen Gottes durch-

leuchtet. So überzeugend, so warm, so beseligend wirkt kein logischer Schluß; hier ist menschliche Wahrheit, dort göttliche. Schon mancher vornehme Verächter der Bibel hat dies erfahren müssen.

Auch Frau Friederike kannte die schönen Stellen der Bibel alle, die von der Liebe Gottes und der Menschen handeln, aber aus dem Munde des Knaben wurden sie ihr jetzt leuchtende Prophetenstimmen; dem Förster dagegen, der lange nichts von der Bibel gesehen oder gehört hatte, klangen sie wie mahnende, strafende Worte eines Seraphs, der da liebend züchtigt. Der Knabe las weiter, und wie Perlen fielen ihm jene ewigen Gebote der Liebe vom Munde. „Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns untereinander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns. — — Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. — — Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.“ Die Försterin konnte ihrer Bewegung nicht länger Meisterin bleiben; gewaltsam brach ein lautes Schluchzen aus ihrer Brust, ein Thränenstrom aus ihren Augen. Sie flüchtete sich an ein Fenster, öffnete dasselbe und weinte in die stille sterngeschmückte Nacht hinaus. Gotthilf las weiter. „So Jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“

Reinwart stand auf, und trat an das andere Fenster. Nach einigen Minuten innern Kampfes nahm er die Hand seiner Frau und sagte leise, fast thränenweich: „Riekchen, ich glaube, den Knaben hat Gott uns

6.

Der stille Träumer.

Der arme Gotthilf war am schlimmsten daran. Auch die zweite Mutter, die ihn mit fast noch mehr Liebe überschüttet hatte, als die erste, war ihm durch den grausamen Tod entrissen, und der Förster kümmerte sich von Stund an fast nicht mehr um ihn. Der Schmerz warf den gefühlvollen Knaben nieder und gab seiner Jugend einen unauslöschlichen dunkeln Anstrich. Ein hitziges Fieber hielt ihn auf einem sechswöchentlichen Krankenlager, während dessen seine tobende Phantasie all die von ihm erlebten Schauerscenen der Zerstörung seiner Vaterstadt in grellfarbigen empörenden Bildern wieder vorführte. Als er erstand, war er bei weitem stiller geworden, als erst. Seine Pflege lag der Mutter der verstorbenen Försterin, selbst einer schwachen, bis in den Tod betrübten Greisin, und einer alten Dienstmagd ob, die aber auch die kleine Friederike — so hieß die junge Mutter-Waise — zu besorgen hatten und überdies dem Hauswesen vorstehen mußten. Gotthilf war so jung noch, auf sich selbst gewiesen. Niemand erwieß ihm mehr Liebe. Aber Liebe ist die Sonne, die die Blüthe des jungen Menschenherzens zeitigt; ohne ihre Strahlen kein Entfalten! Gotthilfs geistige Sprossen waren durch frühzeitige allzuheiße Sonne mächtig getrieben; nun tödtete ein Spätfrost die zarten. Der kümmerliche Nachwuchs trieb nach innen; von der Außenwelt durch düstre Wälder und noch düsterere Lieblosigkeit abgeschlossen, gestaltete sich so früh schon seine innere Welt nach geheimniß-

vollen Konstruktionen, und es entstand dort eine so wunderbare, außerordentliche Welt von mystischen Bildern und düstern fast überirdischen Träumen, von deren Dasein kein Mensch etwas ahnete, und deren keusche Hallen deshalb von keinem unberufenen Eindringling entweiht wurden. Die Grundlagen derselben bildeten seine Bibel mit ihren orientalischen und heiligen Geschichten, die der Knabe alle auswendig wußte, und die ihn, so oft sie vor seiner Seele phantastisch ausgeschmückt vorüberzogen, mit Schauern der Begeisterung und des Entzückens erfüllten; dann die Schreckensbilder des magdeburger Brandes, der Tod der Försterin, die dunkeln Tannenwälder mit ihren Sagen und Wundergeschichten, die er von Jägern, Kreisern, Holzhauern und Köhlern vernahm und gierig einsog, die Einsamkeit des Forsthauses mit der Eintönigkeit des sich träge abspinnenden Lebens und die Grämlichkeit seiner Umgebung. Auf diese bunt durcheinander gemischten und zu einem Ganzen gewordenen Stoffe baute er nun nach den ihnen nach ihrer Eigenthümlichkeit, als abgesonderte und dann wieder als verbundene, so heterogene Elemente entsprungenen Gesetzen phantastisch seltsam alle die unbekannten Tiefen und Höhen seiner Seele weiter und weiter und immer großartiger und wunderbarer aus. Wer aber hat denn jene Tiefen und Höhen gemessen? Wer hat eine Anschauung von ihrer Ausdehnung? Sie sind sicher so groß wie die des Weltalls selbst. — Oft verkroch sich der bleiche träumerische Knabe mit seiner Bibel auf den Heuböden der Nebengebäude und las und beschaute mit klugen leuchtenden Augen die Holzschnitte des Buchs, und schaffte mit rastloser Phantasie eigne Gebilde. Dann entschlummerte er wohl auf dem duftigen Heu, und ein Traum reichte dem andern die



ließ bei Gelegenheit vom Amte ein Dokument abfassen, worin er Gotthilf an Sohnes statt annahm und ihm seinen Namen gab. Von nun an hieß der Knabe Gotthilf Reinwart; sein eigentlicher Name wurde nicht mehr gehört und war bald vergessen.

Aber das Erlangen aller Wünsche, die gänzliche Befriedigung des Herzens hat immer einen beängstigenden Hintergrund; nicht ungestraft soll der Mensch die Seligkeit der Himmlischen genießen, und wenn das Glück den Giebel eines Hauses bis an den Himmel hebt und ausdehnt, dann langen unsichtbare Hände zu und entführen einen der Sterblichen aus den ihnen so nahe gebrachten Räumen, und schnell sinken diese dann wieder zusammen zu ihrer irdischen Kleinheit. Sind die Götter eifersüchtig auf ihre ewigen Vorrechte? sind sie mißgünstig auf das erst überschwenglich geschenkte Glück? Oder wollen sie dem, der einmal von ihrem Nektar gekostet, schnell die ganze volle Schale reichen? Wer ahnet die Lösung der Räthsel, die als verhüllte Lebenswächter uns begleiten und an den Pforten des Eingangs und Ausgangs stehen, jeden Forscherblick abwehrend? Zum nächsten Frühling beschenkte Friederike ihren Gatten mit einem Töchterlein. Ach, wie hing ihr Auge selig an seinen wonneverklärten Zügen, als er das schöne Kind in seinen Armen hielt! Das war des Glückes höchstes, überschwengliches Maaß. Friederike hatte keinen Wunsch mehr, und acht Tage später lag sie auf der Bahre.

Der Schmerz über diesen Verlust wüthete um so furchtbarer in des Försters Gemüth, je heißer und gewaltiger er zuletzt die Gattin geliebt; er lag zerknirscht an ihrer Leiche und machte sich die bittersten Vorwürfe über sein früheres Benehmen gegen sie.

Dieser Umstand steigerte seine Trostlosigkeit fast bis zur Verzweiflung. Nur ein Jahr hatte er das Glück der Liebe genossen, und nun, da er eine sonnenheitre Zukunft vor sich gesehen, war es ihm auf ewig verschlossen. Seine, dem Trübsinne geneigte Seele, füllte sich ganz mit den düstersten Schatten und brütete den Schmerz zu jener verzweiflungsvollen Dumpfheit aus, die ihre eigne dunkle Farbe allen Gegenständen leiht und für die ganze Welt abstumpft und gleichgültig macht. Reinwart war von nun an wenig mehr im Forsthause zu finden; er durchstreifte wieder, wie vordem, tage- und wochenlang seine Wälder; und wenn er ja einmal zu Hause war, so wandte er das trübe Auge niemals seinem Töchterlein zu. Es stellte sich nur zu klar heraus, was er sich selbst nicht eingestehen wollte, daß er eine Abneigung gegen das Kind in der Seele trug, in welchem er unbegreiflicher Weise die Ursache seines unersetzlichen Verlustes sah. Er war wieder dem düstern Geiste verfallen, dem von Anfang mehr Macht über ihn gegeben war, als dem lichten Engel, und das Lächeln eines Kindes hatte nicht Kraft genug, ihn jenen unheimlichen Einflüssen zu entziehen. Nicht der Haß fraß mehr an seinem Herzen und bewegte es wild, ein weit größeres Uebel überzog es mit einer Steinkruste, die Gleichgültigkeit.

7.

Lehrer und Schülerin.

Auf diese Weise vergingen Jahre um Jahre, die äußere Einfachheit wurde durch den Tod von Riekchens Großmutter nicht gestört; es ging Alles nach wie vor seinen einförmigen Gang, und der eigenthümlichen innern Entwicklung des Knaben trat noch viel weniger etwas hemmend in den Weg. Riekchen war von ihm unzertrennlich; aus ihrem Wärter wurde er ihr Erzieher, ihr Lehrer, ihr Leiter, ihr Gespiele, ihr Gesellschafter, ihre ganze Welt. Des Vaters theilnamloser Trübsinn, der ihm verblieben war, konnte das offene Gemüth des Kindes nicht anziehen, auch war er meist auf der Jagd, oder sonst im Forste beschäftigt, oder er weilte in Ballenstedt beim Fürsten, die Großmutter war todt, die alte Magd grämlich, und so mußte Gotthilf dem Kinde Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde ersetzen. Aber er war reich genug, dies und noch mehr zu vermögen.

Zum schönen schlanken Jüngling geworden, stieg er auf der einen Seite zu Friederikens Kindheit wieder herab und spielte ihre harmlosen Spiele mit ihr, wurde wieder ein Kind, wie sie; auf der andern riß er sie zu sich empor, warf in ihre Seele Funken der heimlichen Schöpferflammen jener poetischen Farbengluten, die ihn durchloderten, erzählte ihr seine innere Geschichte und stellte die wunderbaren Bilder, die in ihm geboren waren, zu ihrer Anschauung vor sie hin, und sie wurde frühzeitig und noch im Kindesalter durch ihn zur Jungfrau, wie er durch sie wieder zum

Knaben geworden war. So wunderbar lebten sich diese beiden von der Welt ganz abgeschiedenen Gemüther in eins zusammen, und während die Zeit draußen in wilden Zuckungen lag, wehte ein heiliger Gottesfrieden in diesen abgelegenen Wäldern um zwei in eine Flamme aufschlagende, in einem Gefühle selige Kinderherzen. Erst hatte er ihr die biblischen Geschichten auf seine Weise erzählt, dann hatte er ihr die Holzschnitte gezeigt und wohl selbst die Gestalten unvollkommen mit Feder- und Stift gezeichnet, die seiner heißen Phantasie vorschwebten, nachher hatte er sie beten und lesen gelehrt, und nun lasen sie zusammen in seiner Bibel und malten zusammen, beteten zusammen und unterhielten sich von Gott, dem Heiland, den Aposteln und Weisen des alten und neuen Testaments, von den Engeln und seligen Geistern, bei welchen sie ihre Mutter wußten, die ihnen zuweilen in glänzender Gestalt erschienen. O das waren Kinderträume voll Glauben, Liebe, Poesie, so heilig, rein und prächtig, wie sie selten ein glückliches Menschenherz träumt, und das glücklichste nur einmal und nicht wieder!

Es war diesen beiden Glücklichen vergönnt, sie lange zu träumen, schöner und länger als Andern, um so schrecklicher war aber auch ihr Erwachen, als die rauhe und grausame Hand des Schicksals sie aufrüttelte. Die Wonnen und Schmerzen, die dem Menschen bestimmt sind, wiegen einander immer auf und gleichen sich wunderbar gegenseitig aus. Es ist als ob ein unsichtbarer Münzwardein genau Wage und Buch über unser zu Empfangendes führte. Wem in der mystischen Münzstätte viel goldne Wonnen ausgeprägt werden, der muß zu andrer Zeit eben so viel eiserne Schmerzen dahin nehmen; kein Entzücken wird



Hand, seine Verstorbenen lebten und webten um ihn, und mit ihnen zusammen, oder abwechselnd kamen die Gestalten aus der Bibel, die Patriarchen und Hirten, die heiligen Apostel und Märtyrer. Oder der bläuliche Mondstrahl bleichte sein Gesicht noch mehr und vermählte sich mit dem unheimlichen Glanze seines dann verglas'ten, unheimlich starren Auges; dann sah er die Geister der Sagen und Märchen den Wald bevölkern, auf den Lichtstrahlen reiten, an der Quelle sich tummeln. Das war im Wachen und Schlafen seine Gesellschaft. Die Geister hatten es ihm angethan; er war ihnen verfallen.

Aber es gab auch Stunden, wo die Natur unabweisbar ihr Recht von seinem von der Welle des Bluts durchpuls'ten Herzen forderte. Da sehnte es sich mit allen mächtigen Trieben nach Liebe zu einem Lebenden, nach Augen, in die er zärtlich blicken, nach Wangen, die Leben roth gefärbt, und die er noch röther küssen könnte. Und da nun im ganzen Hause kein würdigerer Gegenstand dieses menschlichen, kindlichen Verlangens war, so wandte er alle Glut seiner zurückgedrängten Empfindung dem kleinen schuldlosen Wesen, der verwais'ten Friederike, zu. Das Kind wuchs und gedieh, und wurde der Obhut des Knaben anvertraut, der mit Freuden seinen Wärter abgab. Bald wollte die Kleine von Niemand weiter getragen, in Schlummer gelullt, gefüttert sein, als von Gotthilf. Man that ihm ein Kindermäntelchen um, und in dem einen Arm das lachende Mädchen, im andern seine Bibel zog er im Walde umher, sprach bei Hirten und Köhlern zu, aß von ihrem Brot und trank aus der Quelle, und reichte von allem seiner kleinen geliebten Freundin, oder er genoß vielmehr nicht eher etwas, bis sie gesättigt, die dargebotene Nahrung von sich wieß.

Auf diese Weise lebte Gotthilf je nach seiner Beschäftigung ein äußeres und ein inneres Leben. Am Tage, wenn er zur Schule ging, oder sein Rielchen abwartete und trug, lebte er ihr, und all seine Gedanken bezogen sich auf sie; aber Abends, wenn sie in seinen Armen entschlummert war und er sie in ihr weiches Bettchen getragen hatte, lief er hinaus, und gab seine blonden Locken dem Nachtwinde. Dann schuf ihm das Mondlicht zauberhaft eine andere Welt, und strickte magische Netze um seine Stirn; die Sterne flüsterten ihm Lichtgedanken zu, aus den Wipfeln der Bäume neigte sich ihm manch' geisterhaftes befreundetes Gesicht, der Wald wurde lebendig und aus der Quelle stieg die Nixe, um mit ihm zu spielen. Bebend vor Entzücken horchte er dem tollen Brausen des Sturmes, der durch die Bäume fuhr und ihre Stämme beugte; er vernahm befreundete Stimmen und hoch ergötzliche Geschichten; der Donner des Nachtgewitters rief seinen Namen und die Blitze entzündeten lodernde Freudenbrände in seiner Brust. Dann stürmte er oft wie wahnsinnig, selbst wie ein Kind oder Bote des Sturms, durch den Wald, wild aufschreiend und jauchzend vor unbändiger Lust, die ihm die kleine Brust zu zersprengen drohete, ein unheimlicher Nachtwandler. Die Hütte des Köhlers, das Häuschen des Hirten bot dem Athemlosen zuletzt eine Lagerstatt, oft aber auch entschlief er unter dem schützenden Dache eines Baums, im Frühling eingesungen von allmählig verstummenden schlaftrunkenen Vögeln, im Sommer vom Flüstern der Bäume und dem fern verklingenden Jägerhorn, im Herbste vom wildrauschenden Liede des Sturms.



Kopf und versetzte: „Du bist die Tochter des Försters und mußt Deinem Stand in jeder Hinsicht Ehre machen; deshalb kannst Du nicht Kleider tragen, wie die Dirnen der Waldbauern. Genug, das wird sich schon finden. Man sieht Dir an, daß Dich keine Mutter erzogen hat, armes Ding. Doch Du bist noch jung genug, um vieles nachzuholen." Friederike küßte der gnädigen Frau Mama die schwer beringte Hand, nicht ahnend, welch' eine Fülle von Qual und Marter ihr in den letzten Worten derselben angedroht wurde.

Die Erziehungsnachholungsversuche begannen gleich in den ersten Tagen der neuen Ehe, aber Frau Sabine ließ es nicht dabei bewenden, sie allein an der armen Friederike zu machen, auch auf Gotthilf, ja sogar auf den Förster selbst erstreckten sich ihre philanthropischen Bemühungen. Die Einfachheit des Hauses stand ihr gar nicht an, noch weniger die der Menschen darin. Sie hatte am bernburger Hof spanische Grandezza gelernt; denn zu jener Zeit gefiel man sich an den Höfen Europa's und vorzüglich an denen der kleinen deutschen Fürsten, spanische Sitten und Trachten nachzuahmen, eine Gewohnheit, die schon mit Karl dem Fünften aus der pyrenäischen Halbinsel eingewandert war. Frau Sabinen schwebte bei der Umgestaltung des Forsthauses, zu der sie sehr ernstliche Anstalten traf, das Bild des bernburger Miniaturhofes vor, von dem sie wiederum eine Miniaturkopie zu liefern gedachte, ein Höfchen in nuce, dessen strenge Gebieterin und Herrscherin sie selbst präsentirte. Den Förster hatte sie zu ihrem ersten Diener, Hofmarschall und Zeremonienmeister bestimmt; Friederiken war das Ehrenamt ihrer Hofdame zugedacht, Gotthilf mußte sich mit der Kammerdienerstelle begnügen, zwei hochnasige

Jungfern hatte sie sich selbst mitgebracht, die ihr das Unterste zu Oberst kehren halfen und dafür in der Rangliste zu Kammerfrauen graduirt wurden. Die alte Hausmagd, die in den Kram nicht paßte und störrische Widersetzlichkeit zeigte, sollte abgeschafft, dafür ein paar junge gelehrige Mädchen angeworben und überhaupt die ganzen Familien der Kreiser, Waidgesellen, Holzhacker und Köhler als untere dienstbare Geister zum Hofstaat verwandelt werden. Da gab es natürlich viel Zank und Aerger. Die spröden Elemente wollten sich dem feinen Bau nicht fügen; keiner der wider Willen angestellten Schauspieler begriff seine Rolle, oder hatte Lust dazu. Aller Herzen bemächtigte sich ein stiller Unmuth; der Förster hing seine Büchse um, lockte die Hunde an und ging pfeifend in den Wald, von wannen er, trotz dem Wunsche der Frau Försterin, der wie Befehl klang, nicht wiederkehrte; unbekümmert ließ er die vornehme Frau schalten und walten. Gotthilf hielt nicht viel länger Stand. Nicht so unmuthig, wie der Vater, sondern still und wehmüthig drückte er den grünen Hut in die Stirn, hing draußen Gewehr und Jagdtasche um und ging von seinen Hunden freudig umsprungen, in den Wald. Aber oben an der dicken Eiche wartete er, und nicht lange, so kam Riekchen gehüpft, und vom umfangreichen Stamme des Baums gedeckt, klagte sie ihm schüchtern ihr Leid, und der gute Junge ermahnte sie, auszuharren und sich nicht widerspenstig zu zeigen, und verschwieg ihr sein eignes Leid, seine eignen schmerzlichen Erfahrungen.

ihm geschenkt, er muß sein Leid dafür tragen. Wer der heiligen Freuden des Lebens wenig erhält, dem werden auch eben nicht mehr innere Geistesschmerzen gereicht. Viele, sehr viele Menschen gehen an beiden leer aus, ja es ist die Mehrzahl. Das sind die Gewöhnlichen, Alltäglichen, der gemeine Haufe. Nur für die Auserwählten wuchsen zwei Bäume, der eine voll süßer, der andre voll bittrer Blüthen und Früchte. So viel der eine, trägt auch der andere. Gotthilfs und Friederikens Freudenbaum war nun über und über mit herrlich duftenden Blüthen überschüttet gewesen. Der Schmerzenbaum warf nun eben solche Fülle bittrer Früchte in ihren Schoß.

8.

Die Stiefmutter.

An Friederikens vierzehntem Geburtstage überraschte sie ihr Vater mit der Nachricht, daß er sie nächstens mit einer Mutter beschenken werde. Das Mädchen wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder grämen sollte. Ihre ahnungsvolle Seele wurde von Wehmuth überschleiert, obgleich Gotthilfs Beschreibungen des Glückes, eine Mutter zu besitzen, das märchenhaft bunt aus seiner Jugend herüberragte, reicher noch von seiner Phantasie, als von der Wirklichkeit ausgestattet, in ihrem reinen Gemüthe eine große Sehnsucht nach einer Mutter hervorgerufen hatte. Sie kam sich deshalb jetzt, wo die Erfüllung dieser Sehnsucht so

nahe lag,' selbst wie ein Räthsel vor. Auch Gotthilf konnte sich nicht freuen. Der stattliche Jüngling, der ein Jäger geworden war, wie sein Pflegevater, fühlte wohl, daß die Zeit seiner Kindheit vorüber sei, und die nun kommenden Tage ihm kein neues Mutterglück mehr bringen würden. Er kannte auch die Dame, welche bestimmt war, ferner hier als Hausfrau zu walten; er hatte sie oft n Ballenstedt gesehen, wenn er beordert gewesen war als Waidgeselle beim fürstlichen Hofe Dienste zu thun, oder sonst ein Geschäft in des Vaters Namen und Auftrag dort zu verrichten gehabt hatte. Es war nämlich eine nicht mehr jugendliche Kammerfrau der Fürstin, die, nachdem es ihr oft mißglückt war, einen Mann nach ihren Wünschen an sich zu fesseln, ihr sich immer tiefer senkendes verlangendes Auge endlich auf den alternden und mürrischen Förster Reinwart geworfen hatte, an welchem es denn auch, in Ermangelung eines andern Gegenstandes haften geblieben war. Ihre Wünsche waren durch die Fürstin bald zu den Ohren und zum Herzen des Fürsten gelangt und der gehorsame Förster sah sich zu einer zweiten Vermählung veranlaßt, diesmal nicht mit widerstrebendem Herzen, sondern sich gleichgültig fügend in die Wünsche des gebietenden Herrn.

Die Fürstin richtete zu Anfang des Sommers die Hochzeit aus, die zu Ballenstedt gefeiert wurde. Die prächtig herausgeputzte Braut sprach sehr gnädig mit dem scheuen, einfach gekleideten Riekchen, und versprach ihr auch so schöne Kleider und Geschmeide. Das bescheidene Kind versetzte: sie danke schönstens; ihr Herz verlange und begehre dergleichen nicht, auch würde sich das gar nicht für sie schicken. Die vornehme Braut schüttelte über diese Aeußerung mißbilligend den



9.

Ueberall Gotthilf.

Eben so verfuhr er gegen die andern Leute, die zur Försterei gehörten und die, seit Jahren gewöhnt, sich in allen Bedrängnissen und häuslichen Angelegenheiten an ihn zu wenden und stets mit Rath, Trost und Hülfe entlassen zu werden, ihn schier abgöttisch liebten und verehrten. Ohne daß es Frau Sabine ahnete, hatte sie es ihm allein zu verdanken, daß ihre hochfahrenden Plane theilweise in's Leben traten. Die Abdankung der alten Hausmagd rief aber doch endlich den Widerstand wach, Friederike bat weinend, ja als sie das stolze Herz der neuen Mutter nicht durch Thränen erweichen konnte, fußfällig um Beibehaltung der alten Ursula. Es half nichts. Da trat Gotthilf hinzu und erklärte ruhig, er werde die alte Ursula ernähren und als seine Magd beibehalten. Diese in der besten Absicht gethane Aeußerung, die Gotthilfs Meinung nach, Frau Sabine ihm gar nicht übel nehmen konnte, machte diese zu seiner bittersten und ewigen Feindin. Es fand sich im Laufe der Zeit Gelegenheit genug, ihren Haß gegen „den vorlauten Burschen“ zu nähren und zu einer absonderlichen Größe auszubilden. Mit stets wiederholtem Aerger mußte sie fast täglich erfahren, daß des Jünglings geäußerte Ansichten und Aussprüche bei Friederiken sowohl, als auch bei den untern Forstdienern, Arbeitern, und armen Waldbewohnern für eine Art Orakel galten, das alle respektirten und auf das sie sich als auf etwas Untrügliches, gleichsam Göttliches be-

riesen. Wie es auch die stolze Frau anfangen mochte, immer mußte sie sich zu ihrem größten Verdrusse überzeugen, daß Gotthilf bei allen, die nicht ihre Kreaturen waren, in weit höherem Ansehen stand, als sie. Wollte sie ein vermeintliches Vorurtheil bekämpfen, der Tochter eine sogenannte Unart abgewöhnen, den Leuten ihr einfaches natürliches Wesen verweisen, so tönte ihr aus Friederikens und der Andern Mund stets die Phrase entgegen: Gotthilf hat es gesagt. Sie wünschte diesen Gotthilf zu allen Teufeln und hätte ihn lieber gleich aus dem Hause gejagt; aber sie war doch auch klug genug einzusehen, daß das nicht sogleich anging. Der Jüngling führte ein exemplarisches Leben, las den gemeinen Leuten noch immer aus seiner ihr sehr widerwärtigen Bibel vor, war der beste Schütze weit und breit und besorgte alle möglichen Geschäfte des Försters auf das Genaueste, so daß er diesem ganz unentbehrlich geworden war. So gleichgültig und nachgiebig nun auch Reinwart in allen andern Dingen, selbst in Bezug auf die Leiden seines eignen Kindes, war, so widerspenstig zeigte er sich, sobald Frau Sabine gegen Gotthilf zu intriguiren begann. Sie begriff, daß auf diese Weise gegen „den naseweisen fremden Jungen, der nicht in's Haus gehörte," nichts auszurichten war. Deshalb begann sie sowohl ihm, als Friederiken, die gleichsam gemüthlich mit ihm verwachsen war, mit allen möglichen Plackereien und Hinterlisten zuzusetzen, an denen ein böses Frauenherz in der Regel unerschöpflich erfinderisch ist. Sie fand es unanständig, daß Riekchen so frei und ungebunden mit dem „großen Tölpel" umgehe; sie sei nun kein Kind mehr und doch ganz und gar nicht seine Schwester, solches stete Zusammensein könne zu gar nichts Gutem führen u. s. w. Weder



Friederike noch Gotthilf verstanden was das müssige Gerede heißen sollte; denn eine reine Kindesseele ist über die Sünde ganz im Unklaren. Sie ist Licht und wandelt im Licht. Die Sünde aber ist ein Kind der Nacht und stets von Nacht umgeben. Wer stets im reinen Lichtglanz wandelt, weiß nichts von Nacht und ahnet nichts von ihr, nur wer selbst in Nacht wandelt, erkennt die Sünde und kennt sie. Die beiden verbundenen Seelen erfüllte namenloser Schmerz, daß sie getrennt neben einander leben sollten. Die Natur ihres Verhältnisses lehrte von vorn herein, daß dies nicht anging. Aber Frau Sabine kannte nur die Natur des Adels, nicht den Adel der Natur und noch viel weniger einer so hohen und heiligen. Sie hatte ihre Spione mit in's Haus gebracht, die nun angestellt wurden, am Erziehungsnachholungswerk mit zu arbeiten. Die ungnädige Frau Mutter überraschte das vertraulich plaudernde Pärchen hinter dem Stamm der großen Eiche, es setzte Scheltworte; sie ertappte sie im Walde, der Sturm wurde heftiger; sie überrumpelte sie im Häuschen eines Holzhackers, und nun wurde Friederike von der wüthenden Frau mit Schlägen traktirt, die von unzüchtigen liederlichen Dirnen sprach und mit ihrem eignen Schmutz den reinen Spiegel des holden unschuldigen Kindes bewarf. Gotthilf erhielt die Drohung, sie werde die Sache dem Fürsten anzeigen, der Friederikens Taufpathe war, und nicht rasten, bis er aus dem Hause gejagt sei. Da sich ihr Mann doch als Memme und Schlafmütze zeige und die Ehre seines Kindes nicht zu wahren wisse, so sei es ihre Pflicht, auf Zucht und Ehrbarkeit im Hause zu halten, sonst würde beim durchlauchtigsten Hofe solcher Unfug ihr zur Last gelegt werden. Also ausgescholten und tief verletzt, erhielt der arme Gotthilf

auch noch einen ernsten Verweis vom Förster, und den strengen Befehl unter Androhung schwerer Strafe, sich den Anordnungen der Frau Försterin zu fügen. Friederike aber wurde von nun an von den Mägden der Frau Sabine und dieser selbst so bewacht, daß sie auch nicht einen Augenblick allein oder unbeachtet blieb. Die beiden jungen Leute trafen sich nur noch bei Tische, und hier durften sie sich nicht ansehen, wenn nicht alsobald ein Ungewitter über sie hereinbrechen sollte. Der Schmerz über diesen grausamen Zwang fraß an ihrem Leben. Friederike welkte sichtbar hin; Gotthilf ging immer wie ein Träumender durch den Wald, und seine Kugel traf nie mehr das Ziel. Gerade der Zwang hatte in beider Herzen die stille Wärme geschwisterlicher Liebe zur Glut der Leidenschaft angefacht. Früher hatten sie nie daran gedacht, daß sie nicht durch die Bande des Bluts Geschwister seien; jetzt wußten sie es, und wie durch höhere Eingebung wurden sie auch über die neue Art ihrer Liebe klar. Nun aber sind Liebe und Noth gleich erfinderisch, und wenn die Noth sich mit der Liebe vereint, vermögen Zwang und Gewalt nichts gegen sie auszurichten. Unschuldige liebende und leidende Herzen finden leicht mitleidige Seelen, die ihnen helfen. Es geht ein mildes Erbarmen mit der gedrückten Unschuld durch die Menschheit. Selbst unter Frau Sabinens Mägden fand sich ein weiches Herz, das, gerührt von Rieckchens Thränen, die Vermittlerin wurde zwischen dieser und Gotthilf. Dann und wann sprachen sie sich wieder in einsamen Nächten; aber wie sehr waren die Gefühle, die sie sich jetzt mitzutheilen hatten, von denen früherer Zeit verschieden! Nun blühete Friederike auf wie eine vom Regen und Thau übergossene Blume, die erst im Sonnenbrande geschmachtet, und als sie ihr



sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, galt sie für das schönste Mädchen in allen Thälern des Unterharzes. Sie war vollkommen erblüht, üppig, schlank, ausgebildet, ein von der Liebe gezeitigtes Meisterstück des Schöpfers, das wußten die Herren am Hofe zu Ballenstedt nur zu wohl, und der durchlauchtigste Herr Pathe ließ sie oft hinab kommen, damit die Augen der Kenner sich an der befangenen, schüchternen, in holder Scham erglühenden Schönheit ergötzen möchten. Dann begleitete Frau Sabine stolz ihre Tochter und brüstete sich gleichsam, als sei das ihr Werk, was doch Gottes, Gotthilfs und der Liebe Werk war, und nahm die Lobeserhebungen, Huldigungen und Schmeicheleien gnädig entgegen, von denen Friederike nichts zu hören schien, die sie wenigstens alle unbeachtet ließ. Es gab zwar darüber manchen Verweis von der glückseligen Frau Mutter, sie steckte ihn geduldig ein, und machte es nach wie vor. Ihr Herz war und blieb, mitten unter den entzückten Hofschranzen bei dem braunen Jägersmann, dem sie Alles verdankte, in ihres Vaters Hause. Es gab nur einen Mann für sie, ja eigentlich nur einen Menschen, den sie verehrte, liebte, dem sie vertraute, der das Ziel all ihrer Wünsche, der Gegenstand all ihrer Hoffnungen, ja ihre ganze Welt war. Sie konnte nicht an Gott denken, ohne daß Gotthilfs Bild sich nicht vor die Augen ihres Geistes schob; denn durch ihn hatte sie Gott kennen gelernt und durch Gotthilfs Bibel die Offenbarung desselben. Deshalb war sie auch fest gegen die Stimme der Verführung, und es lag wahrlich weder an der geschmeichelten eitlen Mutter, noch an dem gleichgültigen Vater, daß ihre Tugend rein und groß blieb. Diese keusche fromme Seele, deren weißes Panier den schönen Knaben mit der Bibel führte, konnte nicht ein-

mal versucht werden; alle Pfeile lüsterner Begehrlichkeit glitten von ihr, wie von einem Granitfelsen ab, und bald galt sie für eben so kalt und unempfindlich, wie für vollkommen schön.

Frau Sabine hatte inzwischen ihr Plänchen gemacht, und schritt, sobald sie damit in's Reine gekommen war, ungesäumt zur Ausführung desselben.

10.

Der Neffe.

Nach jahrelangen unnützen Verhandlungen war endlich der Friede zu Münster und Osnabrück zu Stande gekommen, der dem unglückseligen dreißigjährigen Krieg ein Ende machte. Die Tapferkeit der Schweden hatte den Friedensschluß herbeigeführt. Mit demselben entließ der schwedische General Wrangel die meisten deutschen Soldaten, die in seinem Heere gedient hatten.

An einem hellen Wintertage erregte ein stattlicher kriegerischer Reiter in den schwedischen Farben die Neugierde der Bewohner des kleinen Forsthauses, vor dessen Thüre er angesprengt kam, und sich vom Pferde warf. Frau Sabine eilte mit Freudengeschrei auf ihn zu, drückte den bärtigen, trotzig umherblickenden Gesellen an ihre welke Brust, und stellte ihn mit stolzen Mienen den Hausgenossen und sonstigem zugelaufenen Volke als ihren Neffen, den Sohn ihrer ältern Schwester vor, der mit Ruhm bedeckt aus dem

Kriege heimkehrte. Wie ein Triumphator führte sie ihn in's Haus, es mußte sich alles tief vor dem anmaßenden Burschen bücken; die Mägde flogen; auf dem Hühnerhof und in den Ställen ereignete sich eine neue Schlacht, denn das Volk derselben war nicht mit in den westphälischen Frieden eingeschlossen; Feuer loderte in der Küche; der Keller that seinen Mund auf; und Boten liefen nach allen Seiten des Waldes nach dem Förster aus, der nicht das Glück gehabt hatte, den ruhmbedeckten Schwestersohn seiner Ehehälfte in seinen vier Pfählen zu empfangen. Der schwedische Exsoldat nahm alle diese Huldigungen mit einem unverschämten Lächeln an; doch wandte er die Aufmerksamkeit, welche seine glückselige Base ganz in Anspruch zu nehmen geneigt war, zum großen Theil Friederikens jugendlicher Schönheit zu, auf deren Blüthe sein Auge begehrlich lüstern ruhete. Als das Mädchen, unvermögend die frechen Blicke und Reden des rohen Burschen länger zu ertragen, die Stube verließ, schloß Frau Sabine den Neffen wieder zärtlich in die Arme und flüsterte ihm zu: „Sieh, mein Balthasar, das ist nun die kostbare Perle dieses Hauses, die ich Dir bestimmt habe, und die deshalb schon so gut als Dein ist. Nicht wahr, das ist ein delikates Fischchen, mein Junge, und ich habe mütterlich für Dich gesorgt? Wie Du schmunzelst! Dein Lächeln hält mir eine Lobrede. Ich habe Deinen Geschmack getroffen. — — Laß Dir schnell, da wir eben allein sind, sagen, was ich außerdem für Dich gewirkt. Durch die durchlauchtigste Fürstin ist es mir gelungen, Dich in die Dienste des Fürsten zu bringen. Du wirst Leibjäger und Büchsenspanner Sr. Durchlaucht. Führe Dich gut auf und mache Dich fein beliebt bei den hohen Herrschaften. Gefällst Du dem gnädigen Herrn,

und, was noch mehr bedeutet, der gnädigsten Frau, so ist Dir die Anwartschaft auf die Försterei meines Mannes, wenn dieser einmal mit Tode abgehet, gewiß, und Du siehest Dich hier in Deinem künftigen Hause. Aber ich denke Dich noch eher anzubringen. Mein Alterchen ist ein Fünfziger und wird merklich stumpf. Du heirathest in einem halben oder höchstens einem Jährchen die Rieke und wirst dem Förster als Unterförster beigesetzt. Dadurch werde ich das Laffengesicht, den Gotthilf, los, je eher desto lieber; der Bursche ist mir mehr zuwider als Rattenpulver. Nun mache Dich nur gleich an die Rieke, damit sie bald erfährt, wie sie mit Dir dran ist. Es wird wahrscheinlich einige Kappen setzen, aber laß mich nur machen!"

Balthasar versprach in diesem Punkte vollkommensten Gehorsam und war seines Siegs im Voraus gewiß, denn er fand sich unwiderstehlich. Er zweifelte deshalb auch sehr, daß die schöne Friederike zaudern würde, ihr Glück von seiner Hand zu empfangen.

Als der Förster heimkam, ging die Freude von neuem an; das ganze Haus nahm ein Festtagsgesicht an. Nur Gotthilfs Züge paßten nicht zu der Physiognomie desselben. Für ihn war kein Platz an der Festtafel; er war das erstemal, seit er als achtjähriger Knabe in dies Haus gekommen war, vom Tische desselben verbannt, und der alte Förster war schwach genug, heute seiner Frau nachzugeben, da der ruhmgekrönte Neffe derselben ihm die Ehre seines Besuchs gönnte. Es that ihm herzlich leid, daß Gotthilf nicht mitessen durfte; aber was wollte er heute machen? heute ließ sich der glückstrahlenden Frau doch auf keinen Fall widersprechen. Gotthilf ließ die ihm in der [illegible]sindestube angerichteten Speisen unberührt stehen,

hing seine Büchse um, und ging, Thränen in den Augen, in den Wald. Vetter Balthasar, der auf dem Ehrenplatz neben Friederiken saß, log seinen Zuhörern lächerlich fürchterliche Geschichten von seiner Tapferkeit vor, und empfahl sich dem Förster, der mit Wehmuth an die Zeit dachte, wo er einst auch unter die Schweden hatte gehen wollen, dadurch auf's Beste. Schon der Umstand allein, daß Balthasar im schwedischen Heere gedient, hatte ihm Reinwarts volle Gunst erworben, denn der Förster war immer gut schwedisch gesinnt gewesen; nun kamen noch die Heldenthaten des Neffen hinzu, um seine Empfindungen für denselben bis zur Bewunderung und Liebe zu steigern. Balthasar, durch Reinwarts beifällige Aeußerungen kühn gemacht, lief Sturm auf Friederikens Herz, und Frau Sabine machte ihren nach Jahren zum erstenmale vergnügten Mann zu wiederholten Malen darauf aufmerksam, welch' ein stattliches Pärchen Balthasar und Riekchen seien. Diese, obgleich heute noch von der Mutter flattirt und mit den zärtlichsten Namen belegt, wie noch nie, wurde von einer namenlosen Angst gefoltert, so daß ihr jeder Bissen im Munde quoll und sie da saß, wie eine steinerne Bildsäule. Als die Männer bei der Flasche sitzen blieben und sich in ein Gespräch über die letzten Kriegsereignisse und den Friedensschluß vertieften, redete Frau Sabine ihrer Stieftochter auf's Freundlichste zu, und malte ihr mit lichten Farben das Glück aus, des schmucken Balthasars Ehefrau zu sein. Dadurch wurden dem unglücklichen Mädchen nun vollends die Augen geöffnet, sie sah klar, zu welchem Jammerloose sie bestimmt war, und wie sie an ihrem Vater keinen Beistand haben werde. Und sie ging hinaus, um sich todt zu weinen, nicht anders war ihr zu Muthe.

Der fetirte Vetter blieb einige Tage, eine qualvolle Ewigkeit für Friederike und Gotthilf; für den Förster, der, kraft seiner eignen rohen Natur, großen Gefällen an den Soldaten fand, die kurzweiligste Frist seines ganzen Mannesalters. Als der von Glück so sehr begünstigte Balthasar schied, um seinen neuen Dienst anzutreten, war zwischen ihm und Friederikens Eltern so gut als abgemacht, daß er der Sohn des Hauses werden würde.

Dem Fürsten gefiel Balthasar nicht minder, als dem Förster; der schlaue Mensch hatte im wildbewegten Kriegsleben gelernt, den Schwächen und Leidenschaften der Hohen zu schmeicheln, und solche Subjecte haben zu allen Zeiten ihr sogenanntes Glück gemacht. Ueberdies wurden alle Soldaten, welche im schwedischen Heere gedient hatten, in den protestantischen Ländern Deutschlands mit großer Ehrerbietung behandelt, und erhielten stillschweigend das Recht eingeräumt, sich mehr zu erlauben, als Andern gestattet war. Der Fürst kannte bald Balthasars und Frau Sabinens Wünsche in Bezug auf Riekchen und die Försterstelle, und als Pathe des Mädchens gab er seine Einwilligung und versprach sie auszustatten. Der neue schmucke Leibjäger machte seinen Besuch oft im Forsthause, und wenn er kam, ging Gotthilf. Endlich erklärte Reinwart seiner Tochter, daß zum nahen Pfingstfest ihre Verlobung mit dem Leibjäger statt finden werde. Das geängstigte Mädchen warf sich ihrem Vater zu Füßen und lieh ihrem sonst so schüchternen Munde kühne Worte, mit welchen sie den erstaunten Mann beschwor, sie nicht also hinzuopfern. Anfangs wußte er nicht was sie wollte; er konnte sie nicht begreifen. Endlich nannte sie den Namen Gotthilf und nun erst gingen ihm die Augen auf. Sie versicherte

ihm unter heißen Thränen, daß sie ohne Gotthilf nicht würde leben können.

„Daraus hätte ohnedies nichts werden können," versetzte Reinwart ruhig und kalt. „Wie Du jetzt denkst, so dachte ich einst auch. Es ist die Angewöhnung der Jugend, so zu denken. Auch ich hatte eine Geliebte, die ich nicht heirathen durfte. Ich mußte auf Befehl des Fürsten Deine Mutter heimführen, und bildete mir steif und fest ein, ich würde nie ein anderes Weib lieben können, als meine wider Willen verlassene Geliebte. Hernach lernte ich Deine Mutter recht von Herzen lieben. So wirst Du auch den Balthasar bald lieben lernen, wenn er erst Dein Mann ist, das findet sich bei den Frauen noch viel eher, als bei den Männern. Der Gotthilf ist ein guter brauchbarer Mensch, aber er ist so arm, wie eine Kirchmaus, und wer weiß wann und ob er überhaupt einmal einen nährenden Dienst erhält. Der Balthasar ist dagegen schnell der Liebling des Fürsten geworden, und es ist des gnädigen Herrn ausdrücklicher Wunsch d. h. Befehl, daß Du seines Leibjägers Frau werdest. Deiner Mutter will ich von Deiner Weigerung gar nichts sagen, denn das würde sie nur gegen Dich in Harnisch bringen, und Du weißt, wie sie den Balthasar verehrt, und das mit allem Recht. Auch mir ist er unter allen Menschen, die ich kenne, der liebste. Füge Dich deshalb ruhig; denn es kann nicht anders sein, und sei versichert, daß Alles gut gehen wird."

So ließ der kalte Mann die verzweiflungsvolle Tochter liegen, die vergebens nach Ruhe rang. In der Nacht sprach sie ihren Gotthilf. Ach wie hing doch ihr Herz mit tausend Banden an ihm! wie war es doch ganz und gar in das seine verwachsen! Und diese Herzen sollten getrennt werden! Das war ein

wahrhaftiges und großes Herzeleid. Trostlos lag Friederike in des Jünglings Armen und rang die Hände. Er aber sprach ihr selbst mit gebrochenem Herzen Trost zu, und ermahnte sie, „Gott zu vertrauen, und ihren Eltern zu gehorchen. Denke an das Gebot: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe. Gehorsam ist des Kindes erste Pflicht. Bringe der Pflicht dein Herz zum Opfer, und der Herr wird dich nicht verlassen in deiner Noth. Bete mit David: Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Er liebt ja die guten gehorsamen Kinder vor allen. Sieh, auch ich leide, wie Du, und wer weiß ob mir nicht weit Schlimmeres zu ertragen bevorsteht. Wir wollen uns nicht durch Klagen die Herzen schwer machen, sondern muthig und fest dem unvermeidlichen Schicksal entgegengehen. Ich will übrigens morgen mit Deinem Vater noch einmal reden. Vielleicht ist sein Herz doch noch zu erweichen." Friederike schüttelte ungläubig ihr schönes thränenschweres Haupt, aber sie war doch gestärkt und getröstet, als Gotthilf von ihr ging.

11.

Der Abschied.

Am folgenden Morgen trat Gotthilf in seinem besten Jägerrocke feierlich in Reinwarts Stube. „Mein Vater," sagte er, „erlaubt mir eine Bitte an Euch zu richten, von deren Gewährung oder Versagung das



Wohl und Wehe meines Lebens und noch eines andern viel werthern abhängt."

„Laß hören, mein Sohn," versetzte der Förster ruhig. „Ich merke schon, wo Du hinaus willst. Es ist recht, daß Du zu mir kommst; wir wollen vernünftig miteinander reden."

„Ihr habt mich aus einem armen verwaisten Knaben zu Euerm Sohn gemacht und väterlich redlich für meine Wohlfahrt gesorgt bis diese Stunde. Daraus entnehme ich, daß Ihr nicht abgeneigt seid, mir auch fernerhin ein stilles, zufriedenes Leben zu gönnen, und gern das Eurige dazu beitragen, mir ein solches zu verschaffen."

„Dein Schluß ist richtig, Gotthilf. Ich wünsche Dir alles Gute, und was an mir liegt, will ich mit Freuden zur Erfüllung dieses Wunsches beitragen."

„Gut, so will ich Euch aus meinen stillen Hoffnungen, die sich meinen kleinen Lebensplan zusammengebaut, kein Geheimniß machen. Ihr habt keinen Sohn, den Ihr hättet zu einem tüchtigen Waidmann ausbilden können, um ihn Euch in Euerm Alter durch die Gnade des Fürsten im Amte beisetzen zu lassen und ihm dasselbe einst nach Euerm gottseligen Hingange zu hinterlassen. Nun habt Ihr mir in meiner frühen Jugend die Gunst erwiesen, mir die Rechte eines Sohnes zu verleihen. Ihr habt mich zu einem Waidmann gebildet, der ohne Stolz und Ruhmredigkeit von sich sagen kann, daß er das Seinige gelernt hat. Ihr habt mir Euer Bestes gegeben, Euere Liebe, Euer Vertrauen. Dies und Gottes Segen haben mir Kraft und Geschick verliehen, Euer Töchterlein zu unterrichten und zu einer sittsamen, frommen Jungfrau zu erziehen. Ihr wißt selbst, daß sie niemals einen andern Lehrer gehabt

hat, als mich. Sie ist Gott und den Menschen zur Freude groß und schön geworden. Jedes unverdorbene Herz, das sie sieht, ist ihr in Sitten und Züchten zugethan. Ihr Herz hängt aber in großer Liebe an mir, wie das meinige an ihr. Keins wird ohne das andre jemals glücklich sein können. Nun bin ich in die männlichen Jahre gekommen — ich bin sechsundzwanzig Jahre alt gewesen — und dachte mir das gar schön, daß Friederike meine Ehefrau und ich Euch im Amte beigesetzt würde, und wir Euch ein recht heiteres Alter bereiteten. Zerstört nicht so viel schöne Hoffnungen, so viel reines wahres Glück. Gebt mir Friederiken und nicht jenem hochfahrenden Menschen da, der sich in dies Haus gedrängt hat, für das er nicht paßt, und mit welchem Euer einfaches Kind nimmer glücklich sein kann."

Der Förster hatte den Sohn ausreden lassen; es waren dem alternden Manne Thränen in die Augen getreten; er hatte mehrmals wehmüthig mit dem Kopfe geschüttelt. Als er nun den Mund aufthun und dem lieben Bittsteller Bescheid sagen wollte, wurde die Thüre aufgethan, und mit heftigen Schritten und Geberden trat Frau Sabine herein. „Wie?" rief sie wüthend ihrem Manne zu, „Du duldest es, daß dieser verlaufene Bube Deinen ehrenwerthen Vetter und Leibjäger Sr. hochfürstlichen Gnaden Dir in's Gesicht schmäht? Schäme Dich, Josef!" Und zu dem erschrockenen Gotthilf gewendet: „Mein Balthasar ist freilich kein Lump und nicht als ein betrügerischer Bettelbub in dies Haus gekommen, dessen Herrschaft er ein Lügenmärchen aufgebunden, damit sie ihm um Gotteswillen behalten und vom Hungertode gerettet haben. Mein Balthasar ist als ein Officier Ihrer schwedischen Majestät in dies Haus gekommen und

kommt jetzt als Leibjäger Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Anhalt herein, und wirbt ehrlich und redlich um die Hand der Tochter desselben, und verstrickt das arglose Kind nicht hinter dem Rücken ihrer Eltern mit gottverworfenen Künsten und Praktiken. Darum paßt er auch besser in dies Haus, als böse, widerspenstige Buben, die nur Unheil anstiften, als unnütze, verlaufene Bursche, die nicht haben, womit sie ihre Blöße bedecken, und die Wohlthaten, die sie genießen, mit dem schändlichsten Undank vergelten, indem sie die Tochter ihres Wohlthäters zu verführen trachten, und die alle Stunden gehen können, woher sie gekommen sind."

Diesem wildhervorgebrochenen Redestrom setzte der Förster endlich einen Damm, indem er mitleidig des erbleichenden Gotthilfs Hand ergriff und sagte: „Aus der Erfüllung Deiner Wünsche kann nun einmal nichts werden. Schlage Dir das aus dem Sinne, Gotthilf. Du bist zu arm und zu unbedeutend, um mit dem hochfürstlichen Leibjäger in die Schranken treten zu können. Der Fürst hat befohlen und wir müssen gehorchen."

Mit bebenden Lippen versetzte der Jäger: „Ich sehe ein, daß Alles aus ist. Zur rechten Zeit hat mich die Frau Försterin daran erinnert, daß ich in diesem Hause nichts bedeute und nichts zu suchen habe. Daß ich hier auch für einen Betrüger gelte, habe ich zu meinem Schrecken jetzt zuerst erfahren. Zum zweiten Male will ich mich nicht gehen heißen lassen. Erlaubt, Herr Förster, daß ich Euch hiermit den mir freundlich verliehenen Namen und die Rechte eines Sohnes zurückgebe; ich will nicht mehr aus diesem Hause mit fortnehmen, als ich hineinge-

bracht. Ihr habt seit achtzehn Jahren mir Nahrung, Kleid und Unterricht gegeben. Vergelt's Euch Gott; Ihr wißt, daß ich außer Stande bin, es zu thun. Vielleicht hilft er mir, daß ich mich einst an Euch oder Euerm Kinde dankbar beweisen kann; denn nichts schmerzt mich mehr, als der mir gemachte Vorwurf der Undankbarkeit. Könnte ich Euch mit meinem Leben dienen, ich würde es mit Freuden geben."

„Nein, nein! so war es ja nicht gemeint!" rief der Förster betreten. „Gehen sollst Du nicht, Gotthilf. Du bist und bleibst mein Sohn und ich Dein Vater. Dieses Haus ist Dein Vaterhaus."

Gotthilf schüttelte wehmüthig das Haupt.

Die Försterin, fürchtend, der ihr Verhaßte möchte sich wieder zureden lassen, wollte den günstigen Augenblick, ihn aus dem Hause zu verdrängen, nicht ungenützt vorüber gehen lassen, und rief deshalb: „So laß ihn doch laufen, den trotzigen Buben! Ich glaube gar, Du erniedrigst Dich, Josef, und giebst ihm gute Worte, daß er bleiben soll. Er ist ganz unnütz und übrig hier und würde sich mit Balthasar schlecht vertragen."

„Ihr habt nicht nöthig, mich hinaus zu werfen, Frau Sabine," sagte Gotthilf, indem ihm die Brust vor ungeheurem Schmerz zu zerspringen drohte, „ich gehe schon von selbst. In wenigen Minuten soll Euch dieses verhaßte Gesicht nicht mehr im Wege sein. Gewährt mir nur noch die einzige Liebe, Herr Förster, daß ich von Friederike Abschied nehmen darf, versteht sich, in Euerm Beisein. Ich habe ihr nichts Heimliches zu sagen."

„Ach, so sollte es ja nicht kommen!" seufzte der Förster; er war aber nicht vermögend, sich den Ein=

flüssen des bösen Geistes, der Macht über ihn gewonnen, zu entziehen. Als Gotthilf hinausgegangen war, wollte er seiner Frau einige sanfte Vorwürfe machen, aber sie erstickte sie in der Geburt durch einen neuen Wortstrom, den sie über ihn goß, und wußte ihn durch tausend triftige Gründe zu überzeugen, wie heilsam für das Haus Gotthilfs Entfernung sei.

Friederike, die von dem stattgehabten Auftritte nichts wußte, wurde hereingerufen, gleich darauf trat auch Gotthilf wieder in die Thür. Er hatte den Jägerrock ausgezogen und eine, schlichte Jacke an, wie die gemeinen Wäldner. In der einen Hand hielt er den Wanderstab, in der andern seine Bibel.

„Friederike," erhob er die zitternde Stimme, „ich muß nach Gottes Fügung aus diesem Hause scheiden und will von Deinen Eltern und Dir jetzt Abschied nehmen, vielleicht für dieses Leben; denn ich weiß noch nicht, wohin mich der Herr führen wird. Die Zeit ist jetzt schlimm und die Noth groß in allen Ländern. Gott wird mich schützen."

Friederike hatte sich mit einem leisen Schreckensschrei das Gesicht verhüllt und weinte heftig.

„Arm, wie ich gekommen bin," fuhr Gotthilf fort, „gehe ich wieder. Mein einziges Besitzthum ist diese Bibel. Friederike, nimm sie von mir als Angedenken! nimm sie als Dein Hochzeitgeschenk von mir! Ich kann Dir weiter nichts geben; denn ich habe weiter nichts; aber es ist doch keine geringe Gabe, es ist im Gegentheil ein großer Reichthum. Meine selige Mutter schenkte sie mir, als ich fünf Jahre alt war, und sie ist bis jetzt meine unzertrennliche Freundin gewesen, und hat mir immer Trost

und Ruhe gegeben und ihre Lehren stärken mich auch jetzt in dieser schweren Stunde. Sie hat auch in diesem Hause viel Gutes gestiftet; ich habe Gott oft für den Segen gedankt, den sie hervorrief. Du hast in ihr lesen, aus ihr Gottes Gebote kennen gelernt, Friederike. Ihr Segen sei ferner bei Dir und diesem Hause! Ich könnte Dir nichts Besseres geben, und wenn ich Salomons Schätze hätte. Leb wohl, Riekchen! Vergiß nie die Lehren, die ich Dir gab, und halte fest an Gott und dieser Bibel. Gehorche Deinen Eltern, die Dir Gott gegeben hat, und ertrage die Leiden, die der Herr über Dich verhängt, mit Ergebenheit und Geduld. — Auch Euch, Herr Förster und Frau Försterin, möge fort und fort der Segen meiner Bibel zu Gute kommen! Sie bleibe in Euerm Hause wie ein Schutzgeist. Für all' die empfangene Wohlthat dank' ich Euch viel tausend Mal. Glaubt mir, ich bin nicht undankbar. Vielleicht hilft mir Gott, daß ich Euch das noch beweisen kann." Bei diesen Worten brach ihm die Stimme in ein lautes Schluchzen. Er ergriff des Försters Hand, drückte einen Kuß darauf, ließ eine Thräne darauf fallen und war einen Augenblick darauf verschwunden. Friederike knickte zusammen, der Vater schloß sie in die Arme und Frau Sabine nahm scheltend die Thür in die Hand, um das Gefühl der Beschämung zu bemänteln, das sie beschlich.

12.

Todesnoth und Rettung.

Friederike befand sich in einem trostlosen und höchst besorglichen Zustande; dem Vater bangte tagelang für ihr Leben. Plötzlich aber erholte sie sich, wurde wieder munterer und veranlaßte ihre Eltern zu der Hoffnung, sie werde Gotthilf in kurzer Zeit vergessen haben. Sie erwähnte seiner nicht und empfing den fürstlichen Leibjäger, der einige Tage später seinen Besuch machte, wenn auch nicht warm, aber auch nicht abstoßend. Frau Sabine warf ihrem Neffen einen triumphirenden Blick zu. Den folgenden Tag ritt der Förster mit dem Leibjäger nach Ballenstedt. Riekchen nahm heiter von ihnen Abschied. Die Försterin ließ ein Wörtchen von der nahen Verlobung fallen; Friederike erröthete blos. Es ging Alles nach Frau Sabinens Herzenswunsch. Inzwischen kam ihr während des Tags Riekchens ausnehmend munteres Wesen etwas verdächtig vor. Sie ließ sie deshalb nicht aus den Augen. Und doch war ihr das Mädchen, als es Nacht geworden war, sie wußte nicht wie, entwischt. Schnell wurden Mägde ausgeschickt, Frau Sabine warf selbst einen Mantel um, die Vermißte zu suchen. Aber kaum hatte die Försterin den Namen der Tochter laut gerufen, so war diese schon da, und behauptete, nur den Duft der frisch ausgeschlagenen Bäume in der Nähe des Hauses eingesogen zu haben. Die gestrenge Mutter schüttelte ungläubig den Kopf, fixirte die Verlegene scharf mit den Augen, und zwang sie, sich augenblicklich mit ihr in die

Schlafkammer zu verfügen, sich auszukleiden, und zu Bette zu legen.

Aus den Armen des Schlafes, in die beide bald versunken, wurden sie — es mochte gegen Mitternacht sein — durch ein furchtbares Geschrei emporgeschreckt, aber der Schrecken wurde zum riesengroßen Entsetzen, das alle ihre Kräfte lähmte und sie fast zu Bildsäulen verwandelte, als sie das Schlafzimmer in lichten Flammen stehen sahen. Schon ergriffen die gierigen Feuerkinder die Vorhänge der Betten, die Thüre brannte bereits; wo war hier an Rettung zu denken? die Stimme versagte den Dienst und die dürftigen Laute, welche sich aus der gepreßten Brust herausarbeiteten, verhallten ungehört in dem Lärm draußen, der sich mit jedem Augenblick vermehrte. Frau Sabine rang verzweiflungsvoll die Hände und stürzte, so wie sie nur wieder Herrin ihrer Glieder war, nach der Thüre. Aber sie selbst hatte diese verschlossen, um Friederiken bei sich einzusperren, und konnte nun, halb besinnungslos und verwirrt den Schlüssel nicht finden. Aus dem Dachstuhl über der Thüre schlugen schon die Flammen herein. Ein gleiches war mit den beiden Fenstern der Fall, welches die Kammer enthielt. Das Verderben starrte sie in nächster Nähe mit glühenden Augen an. Die Försterin rang kreischend die Hände, Friederike war auf die Knie gefallen und betete inbrünstig. In diesem Augenblick wurde ein Fenster eingeschlagen, und eine männliche Gestalt schwang sich rasch herein.

„Friederike, wo bist Du?“

„Gotthilf, Retter!“ Beide Frauen klammerten sich an ihn.

„Schnell!“ rief er, „eine Minute Verzug bringt



den Tod. Das ganze Haus steht in Flammen. Ich kann nur eine tragen. Schnell, Friederike.“

„Nimm die Mutter und laß mich sterben!“

„Nimm mich! Nimm mich!“ kreischte Sabine, „Du hörst ja, daß sie sterben will.“

„Dank Dir, mein Engel!“ rief der Jüngling, und küßte die Jungfrau auf die Stirn, ergriff die Frau und verschwand mit ihr durch das Fenster. Zwei Minuten darauf war er mit seiner Last am Boden, aber schon brannte die Leiter. Er ließ sich nicht abhalten. Ein Kreiser warf ihm einen triefend nassen Lappen zu. Schon wogte das Flammenmeer um Friederike, jetzt wurden ihre Kleider ergriffen, sie konnte kaum vor Hitze mehr athmen. Rasch schlug Gotthilf den Lappen um sie, durch die Flammen hinaus, die Leiter brach, er stürzte mit ihr hinab, Friederike schrie auf; sie hatte einen Arm gebrochen.

„Friederike! Friederike, um Gotteswillen! wo ist die Bibel?“ rief Gotthilf, als er sich schnell überzeugt, daß sie kein größeres Unglück genommen.

„In meinem Schrein in meiner Kammer,“ hauchte sie, und wurde in den Armen der Umstehenden ohnmächtig. Gotthilf stürzte wie ein Rasender durch die eingeschlagene Thür in das Haus. Schon brachen die Balken krachend ein, sprühende Glut verbreitend, schon glich das Haus einem flammenden Krater. Gotthilf kehrte noch nicht wieder. Endlich erschien er wankend in der Thüre, die Kleider brennend, aber die Bibel emporhaltend, dann sank er zusammen. Herbeigeeilte Kreiser und Kohlenbrenner empfingen ihn jubelnd, löschten ihn und trugen ihn fort. Die Bibel wurde ihm unter das Haupt gelegt. Er hatte das Gottesbuch zum zweitenmal aus dem Feuer gerettet. Im Häuschen eines ihm befreundeten Holz-

hackers kam er wieder zum Bewußtsein. Seine erste Frage war nach Friederiken. Er erfuhr, daß der Förster, der gleich früh gekommen, sie und ihre Mutter nach Ballenstedt in einem Wagen geführt, und daß beide sehr leidend seien. Sogleich schickte er einen Boten an sie ab, der ihr die Bibel zu ihrem Troste überbringen mußte. Er selbst dankte Gott für ihre Rettung. An mehren Wunden und großer Schwäche leidend, mußte er das Lager diesen und den folgenden Tag hüten. Die guten einfachen Waldleute hätten ihn gern auf den Händen getragen.

13.

Anklage und Verurtheilung.

Am andern Tage wurde Gotthilf durch ein lautes Gerede vor der Thüre der Hütte aus einem fieberhaften Schlummer geweckt. Der Holzhauer zankte sich mit mehren Männern und verwehrte ihnen den Eingang. Der Kranke merkte aus einzelnen Worten, daß er der Gegenstand des Streites war. Der Lärm wurde größer, die Hausfrau schrie dazwischen und beschwor ihren Mann nachzugeben, und gleich darauf traten drei Hartschiere des ballenstedter Gerichts in das Stübchen und kündigten dem Jäger mit rauhen Worten an, daß er ihr Gefangener sei. Damit nicht genug, banden sie ihm die Hände auf den Rücken, gelten ihm eine Kette daran und nöthigten ihn unter



schweren Drohungen aufzustehen, und mit ihnen zu gehen. Trotz seiner körperlichen Schmerzen gehorchte er. Krank in Ballenstedt angekommen, wurde er in ein tiefes feuchtes Loch geworfen und mußte hier mehre Wochen liegen, ohne das Tageslicht zu sehen, eh' man ihm die Ursache seiner Verhaftung bekannt machte. Der vielgeprüfte Jüngling ertrug sein neues schweres Leiden mit Geduld. Endlich öffnete sich seine Kerkerthür, mit neuen schweren Ketten belastet, von bewaffneten Gerichtsdienern umgeben, wurde er vor die Schranken des Gerichts geführt. Bis jetzt hatte er standhaft seine Fassung behauptet, nun aber, als er hörte, welches Verbrechens er angeklagt war, brach sie zusammen. Er war beschuldigt, als Mordbrenner das Forsthaus angesteckt zu haben, um Frau Sabinen den Tod zu geben und sich so für vermeintlich erfahrene Unbill zu rächen. Schon waren eine große Anzahl Zeugen verhört, die meisten Gotthilfs ihm treu ergebene Freunde, und doch hatte jede neue Aussage nur den Verdacht, der auf ihm lastete, noch erhöht. Seine eigenen Aussagen verwickelten ihn noch tiefer. Es ergab sich nämlich, daß er, nach seiner Entfernung aus dem Forsthause in dem kaum eine Viertelstunde entfernten einzeln gelegenen Häuschen eines Kreisers, dessen Kind er aus der Taufe gehoben, sich heimlich aufgehalten, am Tage versteckt, in der Nacht meist abwesend. Auf die Frage des Richters nach dem Grund seines Aufenthaltes und seiner Entfernung in der Nacht konnte er durchaus keine genügende Antwort geben. Er wurde sichtbar verlegen, und widersprach sich in nachfolgenden Verhören. Ferner hatte man dicht an der Brandstätte des Stalles, wo das Feuer zuerst ausgekommen war, nicht nur eine Laterne, die als dem Kreiser, wo Gotthilf

sich verborgen gehalten, gehörig erkannt worden war, sondern auch Gotthilfs Schreibtafel gefunden, aus welcher mehre Blätter gerissen waren. Endlich sagten einige Zeugen, Dienstleute aus dem Forsthause aus, daß sie ihn mit Anbruch der Nacht in der Nähe gesehen hatten, ja einige behaupteten sogar, die brennende Laterne wahrgenommen zu haben. Die Kreisersfrau war eingeständig, daß die gefundene Laterne die ihrige sei und daß Gotthilf ihr dieselbe zwei Abende vorher abgeborgt und sich bei einbrechender Nacht mit derselben entfernt habe. Gotthilf stellte dies eben so wenig in Abrede, als daß er ohngefähr zwei Stunden vor Mitternacht, also kurz vor Ausbruch des Feuers, in der Nähe des Forsthauses gewesen sei. Allein auf die Frage, was er dort zu schaffen gehabt, antwortete er zagend, er habe gehofft, Friederiken noch einmal sehen zu können. Das Buch müsse er verloren haben und die Laterne habe er gebraucht, um sich Nachts im Walde auf dem Heimwege nicht zu verirren. Die Unhaltbarkeit dieser Angaben leuchtete ein, da jedermann wußte, daß er in der tiefsten Nacht jeden Fußbreit Boden des Waldes kennen mußte, und davon früher unzählige Beweise geliefert hatte. Da er nun fortwährend beharrlich leugnete, den Stall angesteckt zu haben, so wurde er befragt, warum er die Laterne nicht in jener Nacht mit sich nach dem Kreiserhause genommen, zu welchem Behuf er sie doch, seiner Angabe nach von der Frau entlehnt, und wohin das Lämpchen aus derselben gekommen sei, welches wirklich fehlte. Hierauf gab er so gut wie gar keine Auskunft. Denn seine Ausrede, daß er aus Furcht ertappt zu werden bei einem Geräusch schnell entflohen sei und dabei die Laterne verloren habe, war abgeschmackt. Ueberhaupt zeigte er in den Ver-



hören eine so auffallende Angst und Niedergedrücktheit, daß allen Beisitzern des Gerichts bald kein Zweifel mehr übrig blieb, daß er wirklich der Verursacher des Brandes sei. Die Veranlassung seiner Entfernung aus dem Forsthause enthielt übrigens Motive genug zu einer solchen That der Rache, und so bildete sich in allen Herzen der Verdacht zur Gewißheit aus, und Gotthilf galt als der schändliche Mordbrenner, von allen, die ihn gekannt und geliebt, ein Heuchler gescholten und verabscheut. Zum Eingeständniß der That war er inzwischen noch immer nicht zu bringen gewesen, und die Tortur sollte mit nächstem angewandt werden. Da geschah es, daß der Gefängnißwärter, der sich manchmal bei ihm verweilte und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, ihm eines Tages erzählte, es würden große Anstalten zur Hochzeit des Leibjägers mit der Jungfer Friederike gemacht, die der Fürst selbst ausrichten wolle.

„Anstalten mögen sie immerhin machen," sagte der Gefangene, „die Friederike wird sich doch nicht zwingen lassen, den Leibjäger zu heirathen."

„Glaub' das nicht!" versetzte Jener, „sie ist sehr verliebt in ihn und verabscheut Dich. Sie ist mit ihrem Verlobten Arm in Arm beim Fürsten gewesen und reich beschenkt worden. Sie selbst ist's, die auf so schnelle Vollziehung der Hochzeit dringt, denn sie sagt, nur dadurch könne sie begangenes Unrecht wieder gut machen."

Jedes dieser Worte war ein Marterwerkzeug, Gotthilf auf die geistige Folter zu spannen.

„Mann, Du lügst!" kreischte er. „Vor dem Brande hätte ich Dir die Hauptsache geglaubt; heute nicht! heute nicht!"

„Was könnte ich doch davon haben, närrischer

Kauz, Dich zu belügen? Ich mag den hochmüthigen Leibjäger selbst nicht leiden, und beneide ihn mit vielen Andern um sein großes Glück, und gönnte Dir das Mädchen lieber. Auch ist mir ziemlich gleichgültig, ob Du mir glaubst oder nicht; ich schwöre Dir aber zu, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. — Armer Bursche, Du dauerst mich, daß Du auf ein Weiberherz baust. Du kennst sie nicht, die Falschen, die heute Dich zu lieben schwören, und morgen in den Armen eines Andern liegen. Du bist betrogen."

„So geh' und bitte den Richter, daß er mich holen läßt, ich will Geständnisse machen."

Pfiffig lächelnd ging der Wärter, und eine halbe Stunde später gestand Gotthilf vor den Schranken ein, daß er aus Rache den Stall in Brand gesteckt habe. Er beschrieb seine That genau nach allen einzelnen Umständen und wurde dann wieder in's Gefängniß entlassen, wo er ohnmächtig auf sein Bündel Stroh niederstürzte.

Das Urtheil erfolgte schnell auf das Eingeständniß und wurde eben so schnell vom Fürsten unterschrieben. Es lautete: Tod durch Feuer. Als es dem Delinquenten verkündet wurde, blieb er ruhig. Zwei Tage darauf sollte es an ihm vollzogen werden. Dieser Tag war der nächste Freitag. Nach gewohnter Art fragte der Richter den Verurtheilten, ob er noch irgend einen Wunsch habe, den man ihm befriedigen könne.

„Nichts weiter," versetzte Gotthilf, „als meine Bibel wünsche ich heute noch zu besitzen, und mich mit ihr zu berathen bis zur Todesstunde, dann möchte ich sie mit mir auf den Holzstoß nehmen, damit sie mit mir verbrenne. Ich habe sie zweimal aus dem Feuer gerettet; es scheint mir ihre Bestimmung zu sein, zu

verbrennen. Wir sind immer selbander gewesen, wir wollen auch zusammen untergehen. Nun habe ich sie zwar der Jungfer Friederike Reinwart, der Tochter des Herrn Försters geschenkt, aber sie wird einem zum Tode gehenden Sünder die letzte Bitte nicht abschlagen, und sie mir zurückgeben, da sie sich ohnedies nitchs aus diesem meinem armseligen Geschenke machen wird."

„Deine Bitte soll erfüllt werden," entgegnete der Richter gerührt. „Ich selbst will dafür sorgen, daß Du Deine Bibel wieder bekommst und als ein reuiger Sünder sterbest." —

Der Richter ließ den Förster Reinwart wiederholt um die Bibel ersuchen, und als sie ihm dennoch nicht überschickt wurde, verfügte er sich am folgenden Morgen selbst in die Behausung desselben. Der Förster war verreist; er hatte die Unmöglichkeit gefühlt, bei Gotthilfs Hinrichtung gegenwärtig zu sein. Frau Sabine und Jungfer Friederike lagen aber beide krank. Die Mägde hatten den strengsten Befehl, Niemand weiter als den Leibjäger zu Friederiken zu lassen. Der Richter kehrte sich nicht an diesen Befehl; er selbst befahl kraft seines Amtes, im Namen des Gesetzes, und drohete, sich den Eintritt zu Friederiken durch seine Hartschiere zu erzwingen. Da wichen die erschrockenen Mägde zurück. Als er nach kurzer Frist wieder aus dem Zimmer trat, schien er sehr bewegt, hatte aber die Bibel auch nicht.

14.

Die Bibel die Retterin.

Eine Stunde später starrte die ganze Stadt vor Erstaunen; dann aber kam eine um desto größere Beweglichkeit in die Beine und Lippen derselben. Es hatte sich nämlich sturmschnell das Gerücht verbreitet, Friederike Reinwart, die Tochter des Försters und Braut des Leibjägers sei von den Hartschieren des Gerichts aufgehoben und in das Gefängniß gebracht worden. Die Thatsache war unbestreitbar, mehr als hundert Augen hatten sie gesehen. Frau Sabine hatte vor Schrecken fast den Tod gehabt. Nun jagte ein Gerücht das andere. Man erzählte, der Richter habe vorher eine geheime Audienz beim Fürsten gehabt und dieser befohlen, daß die Hinrichtung des Mordbrenners noch heute stattfinden sollte. Was an diesem Gerede wahr sei, was nicht, ließ sich nicht wohl ermitteln, da zwar mit großer Betriebsamkeit mancherlei Anstalten getroffen wurden, die auf die schnelle Execution hindeuteten, dem aber widersprach, daß kein Scheiterhaufen errichtet wurde. Alle Diener des Gerichts thaten geschäftig und geheimnißvoll; es war durchaus nichts Näheres von ihnen zu erfahren, weil sie selbst nichts wußten. Die Spannung des Volks steigerte sich mit jeder Stunde. Endlich erfuhr man, um zwölf Uhr Nachmittags werde letztes Gericht über den Verbrecher gehalten und er dann zum Tode geführt werden. Die ganze Bevölkerung, von ungeheurer Aufregung ergriffen, war auf den Beinen. Man wurde immer zweifelhafter, was eigentlich vorgehen

sollte, als mit dem zwölften Glockenschlag der Fürst nebst seinem ganzen Hofstaate, ja selbst die Fürstin mit dem ihrigen, die ersten Beamten und sonstige Honoratioren der Stadt auf Befehl des Fürsten sich in den Gerichtssaal begaben. Dergleichen war noch nie gesehen. Der große Saal war nach wenigen Minuten bis zum Erdrücken gefüllt; wer nur konnte, drängte sich hinein. In der Nähe des Richters bemerkte man eine mit einem Vorhang verhängte Thür. Der Delinquent wurde hereingeführt. Schweigen fesselte die ganze Versammlung. Der Richter las dem bleichen Jüngling noch einmal das Verbrechen mit allen von ihm selbst angegebenen einzelnen Umständen vor, und befragte ihn, ob er sich noch dazu bekenne. Mit lauter Stimme antwortete Gotthilf: „Ja!" In diesem Augenblicke wurde der Vorhang vor der Thüre weggezogen, und schneeweiß gekleidet, das schöne Gesicht aber schier noch bleicher als das Kleid, schwankte Friederike, auf zwei Frauen gestützt herein. An ihre Brust gedrückt hielt sie Gotthilfs Bibel.

Mit zitternder, aber feierlicher und lauter Stimme sprach sie: „Es ist nicht also, wie Gotthilf Reinwart ausgeredet hat. Nicht er hat das Forsthaus in Flammen gesteckt, sondern ich. Ja, Ihr Herren des Gerichts, durch meine Schuld ist der Brand ausgekommen, nicht durch seine. Gotthilf, sage die Wahrheit, wie ich! Bestätige meine Worte."

Dieser hatte sich bei des Mädchens unerwartetem Anblick nur mit Mühe auf den Beinen erhalten, nun etwas gefaßter entgegnete er: „Ich habe den Stall angezündet!" Aber der Ton, mit dem er es sprach, hatte allen Halt verloren.

„Barmherziger Gott!" schrie Friederike. „Was hab' ich Dir gethan, Gotthilf, daß Du so grausam

an mir handelst?" Er schwieg. — „Wohlan," fuhr sie fort, „schwöre hier auf Deine Bibel, das heilige Geschenk Deiner seligen Mutter, die jetzt auf Dich schaut, auf diese Bibel, die den Segen in meines Vaters Haus gebracht hat, die jetzt mein höchster Schatz ist, und die Du mit einer mir unerklärlichen und von mir unverdienten Grausamkeit von mir zurückgefordert hast: schwöre auf sie beim allmächtigen Gott und beim Andenken unsrer Mütter, daß Du die Wahrheit gesprochen und der Mordbrenner bist, für den Du Dich ausgibst. Dann sollst Du die Bibel wieder haben."

„Wie kannst Du solchen Schwur verlangen, die Du den gleichen gebrochen?"

„Ha ich ahnete es! Gotthilf, Du bist belogen und hintergangen. Ich habe den Schwur nicht gebrochen, den ich freiwillig auf diese Bibel geleistet."

„Du willst den Leibjäger nicht heirathen? Bist nicht mit ihm beim Fürsten gewesen und reich beschenkt worden?" fragte der Gefangene mit zitternder Hast.

„Ich lag krank darnieder bis diesen Morgen, und wußte nicht, daß Du der Mordbrennerei angeklagt im Gefängniß saßest. Ein hitziges Fieber hielt mich fort und fort an das Lager gefesselt; ich war oft dem Tode nahe, und meine Eltern haben mir, gewiß nur um mich zu schonen und mir tödtlichen Schreck zu ersparen, Dein durch mich veranlaßtes Unglück verschwiegen. Erst durch den Richter habe ich heute das erste Wort davon erfahren, als er kam, Deine Bibel zurück zu verlangen, und ihm habe ich sogleich meine Schuld bekannt. Du bist belogen, Gotthilf, und nun sprich die Wahrheit! Ich flehe Dich auf den Knien darum."

Sie stürzte vor ihm nieder, die Hände bittend emporgestreckt, und seiner nicht mehr mächtig rief der Jüngling: „Nein, ich bin kein Mordbrenner, kein Verbrecher. Ich habe den Stall nicht angezündet!"

Dank Dir, mein Bruder, mein Geliebter!" weinte Friederike, seine Knie mit beiden Armen umschlingend. „Und Gott Preis und Dank,' der Dich durch Deine Bibel gerettet! Er hat sich wieder durch sein heiliges Wort, das Du stets in so hohen Ehren gehalten, an Dir geoffenbart; denn durch die Bibel bist Du mir erhalten. Hättest Du sie nicht von mir zurückverlangt, Du würdest morgen unschuldig gestorben sein und ich hätte nichts davon erfahren. Und so hättest Du auch mich unschuldig in den Tod gejagt. Denn ich würde nicht so bald von Deinem unseligen Schicksal gehört haben, als ich gewiß und wahrhaftig Dir nachgeeilt wäre. Wie hätte ich das Bewußtsein, Deinen Tod verschuldet zu haben, nur eine Stunde lang ertragen können? O Gotthilf, der Du so fromm und gottesfürchtig bist, und mich die Tugend lieben und die Sünde hassen gelehrt hast, wie könntest Du so vorsätzlich eine so große Sünde begehen und Dich durch eine Unwahrheit um's Leben bringen wollen?"

Gotthilf verhüllte sich das Gesicht und schluchzte: „Weil ich Dich wortbrüchig und treulos glaubte, wie man mich versichert hatte. Ich habe großes Unrecht gethan und Deine Achtung verscherzt. Ich will Gott anflehen, daß er mir vergebe."

„Auch ich vergebe Dir. Du warst menschlich schwach. Sie haben es schlimm mit uns vorgehabt; doch der Herr hat es zum Besten gewendet. Jetzt will ich erzählen, wie das Haus durch mich in Brand gerieth. Gotthilf, den ich nächst Gott am meisten auf der Welt liebe und von dem getrennt zu leben mir ganz

unmöglich ist, war durch meine Stiefmutter aus unserm Hause vertrieben worden, in welches er so viel Glück und Segen gebracht hatte. Er hatte mich noch ermahnt, meinen Eltern zu gehorchen und den Leibjäger zu heirathen, aber ich wußte wohl, daß sich sein Herz verbluten würde, wie das meine. Als er fort war, verging ich fast vor Leid und Schmerz; meine Gedanken verwirrten sich, ich fürchtete wahnsinnig zu werden. Da schlug ich die Bibel auf, die er mir zum Geschenk zurückgelassen hatte, und fand einigen Trost, wenigstens Ruhe. Am andern Tage begegnete mir die Frau des Kreisers Knoll, als ich weinend und händeringend im Walde ging. Sie gesellte sich zu mir, sprach mir Trost zu und meinte unter Andern, sie halte es für eine viel größere Sünde, meinen Eltern zu gehorchen und den Leibjäger zu heirathen, als im entgegengesetzten Falle. Denn Gottes Wille sei offenbar nicht beim Willen meiner Eltern. Wenn ich die Frau des Leibjägers würde, so würden ich, Gotthilf, der Leibjäger und selbst meine Eltern sehr unglücklich werden, und zuletzt großer Jammer und Elend sein, wenn ich aber nicht gehorchte, würde kein Mensch schlimm dabei fahren. Diese verständige Rede leuchtete mir wie ein Blitz durch meine nachterfüllte Seele. Ach, rief ich aus, wenn nur Gotthilf noch da wäre, daß ich ihn von dieser Wahrheit so überzeugen könnte, wie Du mich jetzt überzeugt hast! — Nun vertraute mir die Frau an, daß er sich noch in ihrem Häuschen befinde und erst in einigen Tagen abreisen wolle. Sogleich wollte ich zu ihm, sie hielt mich aber ab, weil er ihr streng verboten, Niemandem zu entdecken, daß er noch da sei. Ich beschwor die Frau, daß sie Gotthilf in meinen Namen bäte, in der Nacht an den Stall zu kommen. Sie hatte Wort gehalten und



er ließ mich nicht warten. Die Bibel in der Hand zitterte ich ihm entgegen. Als ich ihm nun mein volles Herz ausgeschüttet, und er mit sich selbst kämpfend, mir immer noch rieth, meiner Eltern Willen zu thun, da legte ich meine rechte Hand auf die Bibel und drückte diese an mein Herz, und schwur beim allmächtigen Gott, der seine Sterne über uns leuchten ließ, daß ich nun und nimmer des Leibjägers Weib werden wolle, und nur so Gottes Willen zu erfüllen mich überzeugt halte. Noch hatte ich nicht ausgeredet, als Gotthilf mich heftig umarmte und mir mit Freudenthränen ebenfalls auf die Bibel zuschwur, nimmer von mir zu lassen. Die Freude, die nun in unsern Herzen aufging, verhinderte uns über unsere Lage nachzudenken, und Pläne für die Zukunft zu machen. Wir gelobten uns, jedes solle für sich überlegen, was wir zu thun hätten. Der Vorsicht wegen wollten wir Niemand, selbst dem Kreiser und dessen Frau nicht, etwas von unsern Entschlüssen sagen und unsere Zusammenkünfte ganz geheim halten. Nur in dringenden Fällen wollten wir uns sprechen, außerdem uns unsere Gedanken schreiben. Die Briefe wollten wir im Stall, der eine offene Halle hatte, unter ein Stück Holz legen. Jedes sollte dort den des Andern wegnehmen und den seinigen hinlegen. Gotthilf wollte jede Nacht zweimal an der Stelle sein, erst seinen Brief hinlegen und dann den meinigen holen. Es war nöthig, daß ich Gotthilfs Brief sogleich las, theils weil mich mein Herz dazu trieb, theils weil er auf eine Frage von Wichtigkeit die Antwort eine Stunde später holen wollte. Im Hause durfte ich mich keines Lichtes bedienen, wenn ich nicht die Aufmerksamkeit meiner argwöhnischen Stiefmutter rege machen wollte. Gotthilf brachte mir also die Laterne der Frau Knoll.

Diese versteckte ich in einen dunkeln Winkel des Stalls nebst einem Feuerzeug. Hier las und schrieb ich ungestört einige Augenblicke lang und verfügte mich dann zu Bett. An jenem Abend hatte ich nun kaum das Licht angezündet, als ich die Stimme meiner Mutter, mich rufend, ganz in der Nähe hörte. Erschrocken und voll Furcht, sie möchte den Lichtschimmer sehen, warf ich das brennende Lämpchen von mir, überzeugt, es sei verlöscht, und lief nach dem Wohnhause, wo ich von der Mutter sogleich in Empfang genommen und nach der Schlafkammer gebracht wurde, die sie selbst verschloß. Obgleich voll Besorgniß wegen des Lichts, schlief ich doch endlich ein; die Flammen weckten mich wieder und Gotthilf war mein und der Mutter Retter."

Kein Auge war im Saale trocken geblieben und alle Herzen priesen Gottes sichtbare Waltung. Der Fürst befahl, den Gefangenen sogleich frei zu lassen; die Fürstin ließ sich die verhängnißvolle Bibel reichen und küßte sie voll Andacht. Darauf wollte alles Volk die Bibel sehen, deren ganze Geschichte nun von Mund zu Mund lief. Sie wurde also im Gerichtssaale ausgelegt, und jedermann durfte sie betrachten. Mit frommer Scheu hingen die Augen der Herbeiströmenden an den Schriftzügen der Mutter Gotthilfs, womit sie einen heiligen Spruch und ihren Namen in das Buch gezeichnet, eh' sie es ihrem Söhnlein zum Geschenk übergeben.

Unter diesen Leuten war auch ein schon bejahrter Mann aus einer benachbarten Stadt hinzugetreten. Dieser hatte kaum die Schrift in der Bibel erblickt, als er verwundert ausrief: „Wie? Margarethe Liebmann hieß die Mutter des jungen Mannes dort? Heißt er denn nicht Reinwart?"

„Diesen Namen hat ihm der Förster, sein Pflege-



vater gegeben," war die Antwort. Der Alte brach sich Bahn durch die Menge zu den beiden Liebenden, die die Welt um sich vergessend einander in den Armen lagen und sich rührende Liebkosungen sagten.

„Gotthilf Reinwart," rief ihm der alte fremde Mann zu, „war Dein Vater in Magdeburg der Kaufmann Liebmann?"

„So ist's."

„Hatte Deine Mutter nicht einen Bruder in Blankenburg, der dort Bergmeister war?"

„Mein Ohm! Ja ich glaube in Blankenburg. Ich war dort mit ihr, als ich fünf Jahre alt war."

„Gotthilf heißt Du! Es trifft. Ich bin Dein Ohm. Seit siebzehn Jahren beklagen wir Dich als todt und heute muß ich Dich hier durch die Bibel finden, die Dir eben das Leben gerettet."

Der zitternde Greis zog den Jüngling ans Herz. Ein allgemeiner Freudenruf ging durch den Saal. Der Fürst ließ den alten Bergmeister zu sich kommen, und hier erfuhr man, daß Gotthilf der einzige Erbe eines großen Reichthums an liegenden Gründen in Magdeburg war, da er von seiner Familie der einzige aus dem Brande und Mord Entkommene war.

Als der Förster Reinwart heimkehrte, bekannte er mit Thränen vor dem Fürsten, daß er undankbar gegen Gotthilf gewesen, verleitet von seiner gebieterischen Frau. Nun aber werde ihn nichts vermögen, diejenigen zu trennen, die Gott so wunderbar zusammen geführt.

„Da sei Gott vor!" sagte der Fürst. „Der Gotthilf bekommt Deine Försterei und Deine Tochter. Mein Leibjäger ist ohnedies ein roher Mensch, den ich abschaffe. Ich richte die Hochzeit Deiner Kinder aus."

Diese Nachrichten brachten Frau Sabinen einen

solchen Aerger zu Wege, daß sie daran starb. Der Leibjäger verschwand, und nichts hemmte mehr das Glück der sich so zärtlich Liebenden.

Ihrem Brautzuge trug der alte Ohm die mit Kränzen geschmückte Bibel vor.



Das erlogene Kind.

1.

Herr Dörling und die schöne Christel.

In einem Bergstädtchen des Thüringerwaldes lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts eine in ihren einst glänzenden Vermögensumständen zurückgekommene, in verschiedene Aeste getheilte Familie, Namens Dörling. Die jüngern Glieder derselben, genöthigt bei der dortigen Eisenfabrikation selbst Handwerke zu betreiben, da, wo ihre Ahnen Aemter bekleidet hatten, konnten nichts desto weniger den alten, nun so ganz verlöschten Glanz ihres Hauses nicht vergessen, und zeigten gegen die übrigen Handarbeiter einen von diesen merkwürdiger Weise anerkannten und respektirten Stolz. Wenn man wissen will, wie Aristokratie entsteht, so muß man sich in den Familienschichten dieser kleinen Bergstädte umsehen. Ein unternehmender Handarbeiter hatte den Muth, mit den Erzeugnissen seines Fleißes auf den Rücken, seinen großen Markt zu beziehen, das Glück krönte seine Thätigkeit, seine Eisenwaaren fanden Absatz, sein kleines Betriebskapital vergrößerte sich, nach einigen Jahren bezog er mit einer Kiste die leipziger Messe, und nun galt er schon etwas bei seinen Mitbürgern oder Ortsnachbaren, die für ihn arbeiteten und in ein abhängiges Verhältniß zu ihm traten. War der Emporkömmling nicht erst Handwerker, so war er

gewiß Straßenfuhrmann gewesen, der sich ein Kapitälchen erkargt und dann eine und zwei Kisten auf eigene Rechnung geladen hatte, bis er das ganze Frachtgut sein Eigenthum nennen durfte. In das eigentliche aristokratische Ansehen kamen aber erst die Söhne, die das still gewachsene Geschäft im vergrößerten Maßstabe fortsetzten, sich mit manchem Luxusartikel, über den wir jetzt geringschätzend lächeln, umlegten, und sich reiche Frauen suchten. Sie bauen sich große Häuser, kaufen Wiesen und Bergland, jeder hat zwei oder drei Kühe im Stall, seine Hauskleider sind häbig, meist von grünem Manchester, sein Sonntagsrock verläßt den altväterischen stereotypen Schnitt, sein spanisches Rohr hat einen goldenen Knopf, er wird zum Rathsherrn oder Gemeindeschöppen gewählt und macht eine Stiftung in die Kirche, entweder einen Abendmahlskelch, oder ein mit seinem Namen gesticktes Altartuch, ein Kanzelhemd, einen Priesterrock, oder er läßt die Kirche neu malen, oder er hinterläßt der Schule ein Kapital, wovon jährlich den Schulkindern an seinem Todestage frische Wecken, Schulbücher, Federn 2c. gereicht werden. Bei Lebzeiten hat er schon das Prädikat „Herr“ genossen, mit dem man zur Zeit unserer Väter sehr sparsam umging, und das eben nur als höchste Auszeichnung den Primaten ertheilt wurde. Seine Ansicht drang in den Gemeindeberathungen durch, sein Wort galt vor allen Anderen; wenn er sprach, verstummten die Uebrigen. Er wurde von seinen Schulfreunden mit „Ihr“ oder auch „Sie“ titulirt, während er sie alle „Du“ nannte. Das Ansehen seiner Söhne ist unerschütterlich. Die Aristokraten sind fertig. Und welche Aristokraten! Man muß in solchen Verhältnissen aufgewachsen sein, wie der Verfasser dieser kleinen Geschichte, um die ungemessene Ehrerbietung,



die solchen Familien zu Theil wurde, nicht unwahrscheinlich zu finden. Wahrlich, sie genießt kein Fürst unserer Tage so rein und lauter. Da entdeckte man keine Spur von Schmeichelei oder knechtischer Unterwürfigkeit, die Aeußerungen der Untergebenheit waren ächt und treu, und von keiner Seite herrschte Zweifel oder Mißtrauen. Es war wirklich ein patriarchalisches oder Familienverhältniß. Stillschweigend wurden die Väter jener reichen Familien als Oberhäupter des ganzen Ortes anerkannt; es fiel gar Niemandem ein, ihrer Macht, ihrem Ansehen das Mindeste in den Weg zu legen. Geschah es nun, daß die Descendenz eines solchen Hauses durch Unglücksfälle um ihr Vermögen kam, so erhielt sich doch lange Zeit noch ihr Ansehen, und ich habe Arbeiter gekannt, mit deren Namen das Ehrenwort „Herr" so verwachsen war, daß es ganz dazu zu gehören schien und ihnen von keinem ihrer jungen Genossen entzogen wurde, die man schlechtweg nur bei ihrem Taufnamen nannte.

Diese altehrwürdigen Verhältnisse sind ganz verschwunden; was Jahrhunderte lang in diesen Bergen Sitte war, ist es jetzt nicht mehr, ein Beweis, daß eine neue Zeit vor der Thüre ist, die das Leben in andere Formen gießen wird.

Ein junger „Herr Dörling," dessen Vater noch Amtsschösser gewesen, aber frühzeitig und ganz mittellos gestorben war, hatte die Schloßmacherprofession erlernt, und war ein nicht ungeschickter thätiger Arbeiter geworden. Als er das Meisterrecht erlangt hatte, würde ihn jeder mit einer heirathsfähigen Tochter versehene Bürger in seinem Hause willkommen geheißen haben, aber Kaspar Dörling ging an den Thüren der Stadt vorüber in ein eine Stunde entferntes Walddörfchen, wo die schöne Blume blühete, die ihn an-

zog und um derentwillen er die Stadtkinder so vernachlässigte. Das Dörfchen Tanneberg lag hoch im Gebirge, in einem sehr einsamen Thale, das höher hinauf in seiner schauerlichen Verengung einige hohe malerische Felsenpartien, den „Katzenstein" zeigte, die im Sommer je zuweilen von Städtern zum Vergnügen besucht wurden. Außerdem kam selten ein Mensch aus der Stadt in das arme Tanneberg, wer nicht gerade in der nicht unbedeutenden Glasfabrik zu thun hatte, die schier dem ganzen Orte Unterhalt gewährte. — Es war auch die Tochter eines Glasbläsers, welche es dem stillen arbeitsamen „Herr Dörling," dem Schloßmacher, mit ihren freundlichen Augen, ihrer hellen frischen Gestalt und ihrem züchtigen, sittsamen Wesen so angethan hatte, daß es seit einigen Wochen im Städtchen schon kein Geheimniß war, der wohlgelittene junge Herr werde noch vor Winters Hochzeit mit ihr machen. Die schöne Christel, wie sie alle jungen Bursche ein paar Stunden im Umkreise nannten, hatte ihren Vater schon vor einer Reihe von Jahren verloren; sie war damals noch ein Kind gewesen. Die Kunst des Glasblasens zerstört die Blüthe des menschlichen Lebens fast immer vor der normalen Zeit. Nach dem Tode des fleißigen Hans Scharf war allmählig Armuth in seine Hütte eingekehrt. Ein paar jüngere Kinder der Witwe waren nach langem Krankenlager dem Vater nachgefolgt, und Christel war allein übrig geblieben, die sich aber auch desto üppiger entfaltete.



2.

Der Großvater in der Hölle.

Außer Mutter und Tochter bestand die Familie noch aus dem Vater der Witwe. Dieser Mann, Namens Kurt Reisig, war früher Nagelschmied in dem zwei Stunden entfernten Gebirgs-Dorfe Schönau gewesen und hatte sich mit seinem wenig einträglichen Handwerke kümmerlich und dürftig genährt, so lange es hatte gehen wollen; als er aber das siebzigste Jahr zurückgelegt', waren seine Kräfte so gesunken, daß er den Hammer nicht mehr zu führen vermochte. Seine Tochter Bärbe in Tanneberg hatte sich und ihr Kind eben so dürftig vom Einbinden der Glaswaaren in Strohseile erhalten, seit aber Christel Jungfrau geworden war, hatten sich die Einkünfte des kleinen Haushaltes um ein Weniges durch ein neues Geschäft, das die flinke Hand der Tochter betrieb, verbessert. Die gemalten Glaswaaren kamen nämlich in Mode, und Christel malte mit geübter Hand allerlei Blumen, am meisten Rosen und Vergißmeinnichtkränze auf die Trinkbecher und Branntweinfläschchen. Dadurch wurde es ihr und der Mutter möglich, den alten schwachen Großvater von Schönau herüberzuholen, um seine letzten Tage zu versüßen. Der Greis hatte seinen bequemen Sitz und Lager in der sogenannten „Hölle," einem Orte, den man jetzt in den modernisirten Stuben unserer Gebirgsbewohner nicht mehr findet, obgleich auch in ihnen noch mancher Teufel spukt. Einen beträchtlichen Theil der Wohnzimmer des vorigen Jahrhunderts in den Häusern der Gebirger nahm der Ofen

ein, ein wahres Ungeheuer, ein kleines Haus in der eben nicht sonderlich geräumigen Stube. Sein unterer Theil bestand in der Regel aus einem großen viereckigen eisernen Kasten, auf welchem die Hochzeit zu Cana oder die Taufe des Herrn im Jordan mit Angabe der Bibelstellen und sinnigen Sprüchen, an welchen die Jugend des Hauses ihre ersten außerschuligen Leseübungen vornahm, als plumpe Reliefs eingegossen waren; der obere Theil war ein weitläufiges, aus lauter Kacheln zusammengesetztes, bis fast an die Decke emporragendes Gebäude, zwischen welchem und demjenigen Theile der Zimmerwand, durch welchen die Feuerung von außen bewirkt wurde, sich die Blase befand, ein in den Ofen eingemauerter kupferner Kessel, in welchem stets Wasser für das Vieh und andere häusliche Bedürfnisse erwärmt wurde. Dieses Ofenhaus stand nun durchaus nicht knapp an der Wand an, wie unsere modernen Oefen, im Gegentheil fand sich dort ein so langer und breiter Raum, daß bequem ein Bett darin Platz haben konnte und oft hatte. Das hölzerne Bett vertrat unsere Sopha's, es hatte unten und oben einen hölzernen Boden, und am obern Theile war eine ebenfalls hölzerne Erhöhung, statt Polster und Kopfkissen. Auf diese unbequeme Pritsche streckten sich unsere Vorfahren in den süßen Dämmerstunden des Herbstes und Winters, nachdem sie auf das Feuer im Ofen eine Quantität Holz gehäuft hatten, mit der wir uns jetzt eine Woche lang genügend erwärmen. Die Hitze war fast erstickend, und der Name „Hölle" für das liebe Plätzchen gar nicht übel gewählt. Das hölzerne Bett aber wurde mit einem eben so bezeichnenden kräftigen deutschen Worte das „Faulbett" genannt. Diese Menschen konnten beides, Hitze und Kälte, in einem weit



höhern Grade ertragen, als wir, und gingen aus der Glut der Hölle mit ihrer leichten Bekleidung schnell in die eisige Zugluft der Gebirgspässe hinaus, und nahmen eben so, wenn sie halb erstarrt vom Frost, Wege über die Berge gemacht hatten, auf dem Faulbette Platz, das fast dem Roste des heiligen Lorenz glich, ohne daß es ihrer Gesundheit geschadet hätte.

Auf dem Faulbette in der Hölle wohnte denn auch der einundsiebzigjährige Kurt, als er nicht mehr arbeiten konnte, und der sein geschäftiges Leben vor der Glut des Schmiedefeuers zugebracht hatte, sollte seine letzten Tage in der ihm wohlthätigen Glut der Hölle verleben. Hier saß oder lag er den lieben langen Tag und Abend, seinen Tabak aus einem schwarzgerauchten Ulmer mit ganz kurzem Rohre schmauchend und sein Viertelmäßchen Branntwein trinkend, womit ihn die Liebe der Enkelin täglich versorgte. Beschäftigt war er mit nichts, wie mit seinen Gedanken, und diese gingen gerade auch nicht weit. Zum Vorschein kam er, außer wenn er die Mahlzeit einnahm, selten, und am Gespräche der Mutter und Tochter nahm er auch nur ausnahmsweise mit ein paar Worten Theil. Christel malte den ganzen Tag emsig, und Bärbe, die Mutter, besorgte das Hauswesen, die Ziege, Kartoffelfeld und Garten und band im Winter Glas in Stroh. Sonntags besuchten die Frauen die Kirche des benachbarten größeren Dorfes, worin Tanneberg eingepfarrt war; für den alten Kurt war der Weg dahin zu weit, und er hielt seine Andacht aus einer uralten vergilbten Hauspostille, brachte es aber mit Hülfe einer halbblinden Brille selten über ein paar Zeilen. Ueberhaupt nahm die fromme Christel oft mit großer Betrübniß wahr, daß ihr Großvater nicht so gottesfürchtig sei, wie sie von ihm vorausgesetzt, aber sie scheute

sich mit ihrer Mutter davon zu reden. Sonntags Nachmittags ging Christel in der Regel mit ihren Gespielinnen auf den „Birkhahn," einen eine Viertelstunde vom Dorfe entfernten an der Landstraße über das Gebirge gelegenen Gasthof, wo sich zu Sommerszeiten, und im Winter bei guter Schlittenbahn, auch Städter einzufinden pflegten, und hier wurde nicht selten ein Tänzchen gemacht. Bei einer solchen Gelegenheit, kurze Zeit nachher, als der Großvater in's Haus gekommen war, hatte Christel auf dem Birkhahn die Bekanntschaft des Herrn Dörling gemacht, die bald zu einem zärtlichen Verhältniß wurde, und die Hochzeit der beiden jungen Leute in nahe Aussicht stellte.

3.

Die reiche Kaufmannstochter und die vornehmen Russen.

Es war am zweiten Pfingstfeiertage früh, als Kaspar Dörling sich im besten Feststaate im Häuschen der Witwe Scharf in Tanneberg einfand, um seine Verlobte zur Kirche zu begleiten, dann mit ihr zu Mittag zu essen, hernach einen Spaziergang mit Mutter und Tochter in den frischgrünen Wald nach dem Katzenstein zu machen und endlich auf dem Birkhahn bei Tanz und Trank sich gütlich zu thun. Christel glich heute der frischen prangenden Maie, womit sie ihr Stübchen zum heiligen Feste geschmückt hatte, aber ihre Wangen blühten dem Geliebten als ein der Jah-

reszeit vorausgeeiltes Rosenpaar entgegen. Ihr schönes, keusches, süßes Auge leuchtete die innigste, zufriedenste Freude, denn ihr Kaspar hatte ihr so eben das Versprechen gegeben, daß er die Mutter und den Großvater mit in sein Haus nehmen und sie gut und treu halten wolle. Und so sollte denn zu künftigem Sonntag das erste kirchliche Aufgebot des jungen Paares bestellt werden. Als sie nun eben zum Kirchgang aufbrechen wollten, entstand ein Getöse auf der Gasse und die Nachbarn fuhren an die Fenster. Man hörte Gelächter, laute Stimmen, Pferdegetrab. Mutter und Tochter öffneten ebenfalls die beiden Fenster ihrer Stube, Kaspar eilte hinaus vor die Hausthüre, um zu sehen, was es gebe. Hier sah er zwei modisch und elegant gekleidete Herren von jugendlichem Manesalter und ein junges Frauenzimmer im überladenen Putz der vornehmen Gebirgerinnen, mit Scherzen und Lachen breit durch die Gasse daher ziehen. Ihnen folgten zwei reich gallonirte Diener zu Pferde, welche die ledigen Pferde ihrer Herren am Zügel führten, und ein schmuckes Korbwägelchen mit einem Pferde bespannt, wie sie vor dreißig Jahren noch den reichsten Kaufleuten im Gebirge zur Equipage dienten. Neben dem Kutscher saß eine rothwangige Magd, die überlaut lachte und schrie. Kaspar wandte sich unwillig ab und ging in die Stube zurück, ohne die laute Gesellschaft auch nur noch eines Blickes zu würdigen. Drinnen aber schauten Bärbel und Christel neugierig nach den Fremden und ergötzten sich, gleich den übrigen Dorfbewohnern, an der Kleiderpracht und dem Aufzuge derselben.

„Das war ja wohl die reiche Annaliese Kürschlepper aus der Stadt, von deren Aufwand immer so viel Redens ist?“ fragte Christel endlich vom Fenster

tretend ihren in Nachdenken versunkenen Geliebten, als der Zug hinter der Straßenecke verschwunden war.

„Freilich war sie es,“ versetzte Kaspar seufzend. „Es ist kein Wunder, wenn man viel von ihr spricht; sie versteht's, ihr Geld zu genießen. Aber sie könnte es zehnmal toller treiben, als sie es wirklich thut, sie könnte doch die Zinsen ihrer Kapitalien nicht durchbringen.“

„Aber wer mochten die beiden vornehmen Herren sein, die sie in der Mitte führten? Aus unserer Gegend waren sie gewiß nicht,“ fuhr Christel fort.

„Sie sind schon seit vierzehn Tagen im kürschlepper'schen Hause zum Besuch. Der Eine ist ein Verwandter von Annaliese, ein berühmter Arzt aus Rußland. Er ist adlig und wird Herr Staatsrath titulirt. Sein Vater ist aus unserer Gegend gestammt und soll, wie die Leute sagen, vor vielen Jahren als Balsamsträger nach Rußland gegangen sein. Der andere Herr ist, wie ich gehört, ein reicher russischer Edelmann, der den Herrn Staatsrath zum Vergnügen begleitet. Seit sie da sind, spricht man in der ganzen Stadt von nichts weiter, und ich mag von den reichen Menschen nichts mehr sehen und hören. Das kürschlepper'sche Vermögen, sagte mein Vater oft, gehöre unserer Familie, und wir seien durch einen abscheulichen Betrug darum gekommen.“

„Wie heißt denn der Herr Staatsrath?“ fragte plötzlich der alte Kurt aus der „Hölle“ hervor.

„Schwarzpfennig.“

„Dacht' ich's doch!“ murmelte der Alte. „Ja, wenn man manche Dinge vorher wüßte, man würde nicht so dumm wider sein eigen Fleisch und Blut sein.“

„Wie meint Ihr das, Großvater?“ fragte Christel und trat zu dem Greise.



„Ach, es sind alte, längst vergangene Geschichten!" fuhr dieser fort. „Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, und deshalb soll man sie ruhen lassen, es kommt sonst nichts Gutes dabei heraus. Aber verschweigen kann ich's nicht, daß ich mich, seit Du Herrn Dörling's Braut bist, schwer über etwas gräme, was ich in meiner Jugend gethan, und manche böse Stunde darob gehabt habe. Wer konnte auch damals ahnen, daß ich eine so hübsche Enkelin bekommen, und diese in das damals noch so reiche Haus der Dörling heirathen würde?" Damit wandte er sich auf die andere Seite, ein Zeichen, daß er nicht mehr reden wolle.

Kaspar Dörling waren aber diese wenigen Worte schon schwer genug auf die Seele gefallen, und er wurde auf dem Kirchgang einsilbig und zerstreut, wußte auch kein Wort von der Predigt, als ihn seine Braut auf dem Heimwege darum befragte.

„Du hast heute wohl den Festrock, aber nicht die Festlaune angezogen, Kaspar," erinnerte Christel scherzend. „Feld und Wald lachen heute im jungen Sonnenglanz, und ich lache mit, Du aber machst noch ein recht winterliches Gesicht, und, wenn ich daran denke, Du könntest mir auf der Hochzeit auch solchen Sauerampf kauen, so wird mir bange."

Kaspar zwang sich zu einem Lächeln, es wollte aber nicht recht gelingen. „Sieh, die hoffärtige Annaliese Kürschlepper hat mir den Tag verdorben," sagte er, sich entschuldigend. „Ich kann es nicht los werden, daß all' ihr Hab' und Gut eigentlich mein sein müßte, und daß ich Dich, liebes Kind, dann schmücken könnte, wie sie es ist, daß ich Dich in das große und schmucke Haus meines Vaters einführen könnte, wo überall Hülle und Fülle wäre, statt in mein

kleines Häuschen, wo nichts als Armuth und Dürftigkeit ist."

„Aber habe ich denn jemals dergleichen von Dir verlangt?" erwiderte das schöne Bräutchen. „Ich bin arm und froh, redlich und glücklich gewesen, so lang' ich lebe, und hoffe und wünsche das Alles zu bleiben, so lang' ich leben werde. Wenn Du so ein reicher Mann wärest, wie Deine Vorfahren, würdest Du die arme Christel Scharf nicht als Frau in Dein Haus führen. Nein, nein, es ist so recht gut, es ist so noch besser."

Betroffen schwieg Kaspar ein paar Minuten. Dann fuhr er fort: „Du hast gut reden, Christel, Du weißt nicht, wie süß Reichthum schmeckt, und was man Alles mit Geld und Gut ausrichten kann. Es ärgert und wurmt einen ganz verdammt, wenn man sich von schlechten Menschen um das Seinige gebracht sieht, wenn man Andere im Besitze dessen schwelgen sehen muß, was einem von Gott und Rechtswegen gebührte."

„Aber erkläre mir nur, welche gerechte Ansprüche Du an den Reichthum der Jungfer Annaliese Kürschlepper hast, ich weiß ja noch kein Wort davon."

4.

Aus der Dörling'schen Hauschronik.

„Das sollst Du Alles umständlich erfahren. Mein Großvater, Hans Christoph Dörling, hatte nur eine, aber um zehn Jahre ältere Schwester, und Beide

waren Erben eines sehr großen Vermögens, das ihnen sowohl von ihren Eltern, als von Seitenverwandten zufiel. Die beiden Geschwister liebten sich sehr, und machten mit einander aus, daß wenn sie Kinder beiderlei Geschlechts zeugen würden, sich diese unter einander heirathen sollten. Die Schwester wurde die Frau eines Schulmeisters in Schönau, Namens Höhnling, und einige Kinder, die sie zur Welt brachte, starben frühzeitig wieder. Als sich später mein Großvater auch verheirathete, machten die beiden Ehepaare einen Ehepakt zusammen, worin sie sich verpflichteten, falls sie ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, sollte ihr Vermögen immer wieder an das dörling'sche Haus zurückfallen, damit dieses stets bei seinem alten Reichthum verbleibe. Es ist, als hätten die guten Leute geahnt, wie es ihren Nachkommen ergehen würde, und hätten sie durch diese klugen Verabredungen vor dem Schicksale schützen wollen, was uns leider nun doch betroffen hat. Wie aber oft Glück und Unglück des Menschen von einer ganz unbedeutend scheinenden Sache, von einer wahren Kleinigkeit abhängt, so wurde unsere jetzige Armuth gewissermaßen von ein paar Worten bedingt, die in jenem Ehepakt nicht klar genug ausgedrückt waren. Es stand nämlich dort, wenn die höhnling'schen Eheleute ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, so sollte ihr Vermögen an die Dörling zurückfallen; es hätte aber hier von der Frau allein die Rede sein müssen. Was kein Mensch geahnet, das traf ein. Mein Großvater zeugte acht Kinder und kam durch seine verschwenderische Frau zurück. Nach seinem Tode zersplitterte sich das Vermögen, die meisten Geschwister meines Vaters gingen schmählich unter, wie gewöhnlich den Sprößlingen einer

schlechten Wirthschaft geschieht. Mein Vater ging auch den Krebsgang, ergab sich dem Trunke und starb, ganz arm.

„Vom Reichthume meines Großvaters hinterließ er mir nichts als fabelhafte Erzählungen. Die Frau Schulmeisterin Höhnling dagegen hatte durch Sparsamkeit, Fleiß und Ordnung ihren Reichthum gar sehr vermehrt. Sie hatte zwar, wie schon bemerkt, ihrem Manne mehre Kinder geboren, aber sie waren alle wieder frühzeitig gestorben, und so mußte ihr Besitzthum an meinen Vater und dessen noch lebende beiden Geschwister fallen. Diese glänzende Hoffnung, die man eine Gewißheit nennen konnte, erhielt meinen Vater aufrecht. Er erfreute sich auch vielfacher Unterstützung von seiner Base. Inzwischen kam Alles anders, als je ein Mensch geglaubt oder erwartet hätte. Die Base starb in ihrem zweiundsechzigsten Jahre, und, dem Ehepakt nach, war ihr Mann, der Schulmeister Höhnling, Erbe ihres Vermögens und Besitzer desselben bis zu seinem Tode, nach welchem es an uns fallen mußte. Da legt uns der Teufel ein Ei in unsere Aussichten. Der alte Schulmeister bedarf einer Haushälterin und nimmt dazu eine Witwe, die aus Schönau gebürtig, aber im obern Thüringerwald an den Knecht eines Balsamträgers verheirathet gewesen war. Sie hieß Dorthe Theilig und war früh als ein verschmitztes und durchtriebenes Frauenzimmer in Schönau und der ganzen Umgegend bekannt gewesen. Man sagte sogar, sie habe mit meinem Großvater, für den sie gearbeitet, wie die meisten Leute in Schönau, auf einem vertrauten Fuße gestanden, und habe auf dessen Frau und Kinder einen großen Haß geworfen. Genug, sie ging mit dem Balsamsträgerknecht Schwarzpfennig,



der mit seinem Herrn das Gebirge oft bereisete, fort und wurde dessen Frau. Nach zwei und zwanzig Jahren, als man sie in Schönau längst vergessen hatte, kehrte sie dorthin zurück; ihr Mann war gestorben, und ihr Sohn an dessen Stelle Knecht und Träger eines Medicinhändlers geworden. Gerade zu jener Zeit war denn auch meine Base Höhnling mit Tode abgegangen, und da die Dorthe Schwarzpfennig ein gewürfeltes und gewiegtes Weib war, die sich ein Ansehen zu geben wußte, so nahm sie der alte Schulmeister Höhnling als Haushälterin an. Sie wußte sich bald genug eine so große Gewalt über den alten Mann zu verschaffen, daß er sich mit ihr trauen ließ und sie zur Frau Schulmeisterin machte. Eben so wußte es ihre Schlauheit zu veranstalten, daß das geistliche Gericht ihrem Manne wegen seines Alters einen Substituten setzte. Auf ihren Antrieb bewarb sich ein Seminarist, den sie früher schon gekannt haben soll, um die Stelle und erhielt sie. Dieser Mensch hieß Anton Kürschlepper und war ganz der Mann, der zur Frau Schulmeisterin paßte. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, die Frau Schulmeisterin, damals eine angehende Vierzigerin, sei gesegneten Leibes; der alte Schulmeister freute sich kindisch darüber, genoß aber die Freude nicht lange, er starb, ehe seine Frau ihn mit einem Nachkommen beschenkte. Das Kind selbst soll nur eine Stunde gelebt haben. Genug es war der Erbe des Schulmeisters Höhnling, und eine Stunde später war seine Mutter, die Witwe Dorthe Höhnling, seine Erbin. Vergebens machten mein Vater und dessen Bruder und Schwester einen Proceß anhängig gegen sie, ja, als sich das Gerücht verbreitete, es sei gar nicht wahr, daß die Frau ein Kind gebo-

ren, bewies man aus dem Kirchenbuche Tag und Stunde der Geburt und des Todes; aber weil in Schönau kein Pfarrer ist, so hatte der Substitut Kürschlepper diese Angaben in's Kirchenbuch geschrieben; man grub an der Stelle nach, wo das Kind begraben sein sollte, und fand wirklich die Ueberreste eines kleinen Gerippes, endlich beschworen der Substitut Kürschlepper, die Hebamme Grete Reisig, deren Sohn Kurt Reisig, Dein Großvater und eine Nachbarin, daß das Kind eine Stunde gelebt und die Nothtaufe empfangen habe. Damit war der Proceß für meinen Vater verloren, und er mußte zusehen, wie die Dorthe bald darauf den jungen Kürschlepper als ihren dritten Mann heirathete. Dieser Mensch legte seine Substitutenstelle nieder, zog in die Stadt und begann ein Handelsgeschäft in Eisenwaaren, das ihm, der damaligen Kriegszeiten wegen, so überraschend glückte, daß er nach zehn Jahren das Vermögen seiner Frau verdreifacht hatte. Diese nun überließ sich allen Genüssen und berauschte sich täglich, so daß es nach diesen zehn Jahren auch mit ihrem Leben ein Ende war. Ihre Erben waren ihr Sohn, der Balsamsträgerknecht Andres Schwarzpfennig, und ihr letzter Mann Anton Kürschlepper. Der Letztere nahm sich sofort eine junge Frau und zeugte mit derselben einen Sohn, vergrößerte seinen Handel und war nach zwanzig Jahren der reichste Mann im Gebirge. Es schlug ihm Alles zu Glück aus. Sein Sohn verheirathete sich frühzeitig, wurde aber nebst seiner Frau von dem damals wüthenden Lazarethfieber hinweggerafft. Der einzige Sproß ihrer kurzen Ehe war ein Säugling, der sie überlebte. Dieser kam in des Großvaters Haus und wurde da erzogen. Es ist Annaliese Kürschlepper, die einzige



Erbin des ungeheuren Reichthums ihres Großvaters, der, obgleich hochbejahrt, noch immer lebt. — Auf diese Weise, meine liebe Christel, ist die Annaliese Kürschlepper in Besitz eines Vermögens gekommen, das eigentlich mir gehört, denn die Geschwister meines Vaters sind auch ohne Leibeserben in ihrem Elende untergegangen."

Die unbefangene, heitere Christel hatte aber die große Hälfte der Auseinandersetzung schon wieder vergessen. Sie freute sich des grünen Waldes auf den Bergen, der jungen Blumen am Wege, der geputzten Kirchgänger und plauderte mit ihrer Mutter von ganz anderen Dingen, während Kaspar wieder in sich hineinbrütend den Heimweg verfolgte.

5.

Auf dem Katzenstein.

Ueber Tische äußerte der alte Kurt zur großen Freude seiner Enkelin, daß er bei dem wunderschönen Pfingstwetter großes Verlangen trage, den Katzenstein auch noch einmal zu besuchen, und deshalb den dorthin beabsichtigten Spaziergang mitmachen wolle. Christel hüpfte sogleich zur Lade und packte des Großvaters schwarzmanchesterne kurze Hose mit den zinnernen Knieschnallen, die langen weißwollenen Strümpfe, die sie ihm selbst gestrickt, die rothe Bratenweste und den neuen, altmodischen Rock mit den großen, übersponnenen Knöpfen aus, den sie ihm von ihrem Er-

sparten hatte machen lassen, und begann dann mit emsiger Hand den Greis sonntäglich zu schmücken. Er ließ sich das Alles gern gefallen, und eine Thräne der Rührung zitterte an seinen alten grauen Wimpern. Als er fertig gekleidet war, und sie ihm zuletzt den ausgebürsteten dreieckigen Hut auf die kahle Stirn gedrückt hatte, führte sie ihn triumphirend vor den kleinen Wandspiegel, ein Meubel, das sie zuerst in's Haus gebracht hatte, und rief jauchzend: „Nun seht, Großvater, was seid Ihr für ein schmucker Bursch!" Da sagte der Alte tiefgerührt: „Gott verzeihe mir die Sünde, die ich dreißig Jahre vor Deiner Geburt an Dir begangen habe."

„Ach, laßt doch den alten Kram, Großvater! Macht Euch nicht solchen lächerlichen Kummer. Wie könnt Ihr dreißig Jahre vorher, ehe mir der Himmel das Leben schenkte, eine Sünde an mir begangen haben!"

„Es ist nicht zu ändern," seufzte der Greis, und die Familie brach auf, vom lachendsten Sonnenschein, der sich im frischen Grün der Blätter badete, gelockt. Ein herrlicher Pfad durch Wald, Büsche und Gärten lieblich am Berghange, unter welchem das Dorf lag, hingeschlängelt, führte sie allmählig in den bergaufsteigenden, grünen Grund, der, zu beiden Seiten von saftiger Buchenwaldung eingefaßt, in der Mitte von einem klaren Quellgerinne durchbändelt, sich leicht und anmuthig zum Gebirgsrücken emporhob, wo der Katzenstein seine Felsenstirn hinausstreckte, stolz und kräftig stark und fest, wie ein Beherrscher des Gebirges, oder vielmehr wie ein unerschütterlicher, auf den Urgranit gegründeter Thron des Herrschers, weit hinausschauend in die Bergschluchten und Thäler, und in die fernen Ebenen und Landstriche. Bald gesellten



sich Freunde und Bekannte, Gevatterinnen, Basen und Gespielinnen hinzu, die desselben Weges zogen; denn heute war das ganze Dorf auf den Beinen und die Glut des Schmelzofens der Glasfabrik war heute nach langer Zeit erloschen. Mutter und Tochter wurden von der Gesellschaft in Anspruch genommen, und Kaspar blieb mit dem alten Kurt, langsamer wandelnd, eine Strecke zurück. Das war Kasparn eben recht und er begann vorsichtig: „Ihr habt heute ein paar Worte fallen lassen, Meister Kurt, die ich gar wohl verstanden habe."

„Was habt Ihr verstanden, Herr Dörling?" fragte der Greis erschrocken. „Ich habe nichts gesagt, was Ihr hättet verstehen können und was Euch anginge."

„Ihr werdet mich nicht täuschen, Meister Kurt. Ich weiß gar wohl von meinem Vater seliger, daß Ihr einst auch mit auf der Seite der Frau Dorthe Höhnling und des Anton Kürschlepper gewesen seid, als es galt, uns um das Vermögen des alten Schulmeisters Höhnling zu bringen, was doch von Gott und Rechtswegen unser gehörte."

„Ei, hat Euch Euer Vater davon gesagt? Nun, so tröstet Euch mit dem Gedanken, daß Euch das höhnling'sche Geld nicht bestimmt war."

„Das kann ich nicht. Und Ihr würdet mir und Euerer Enkelin einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mir offenherzig sagtet, wie es damals eigentlich mit dem Kinde zugegangen ist. Ihr wißt selbst, wenn es todt zur Welt gekommen ist, hätte meinem Vater das Geld ausgeantwortet werden müssen."

„Laßt es gut sein, Junggesell!" versetzte der Alte mürrisch. „Die Sache ist mit vier schweren Eiden beschworen, daß das Kind eine Stunde gelebt hat.

Damit hat's sein Bewenden für ewige Zeit. Jeder mag zusehen, wie er damit fertig wird; ich auch. Das ist meine Sache. Ich sag' Euch: Geschehenes ist nicht mehr zu ändern. Das Geld war Euch und meiner guten, lieben Christel nicht bestimmt, sonst wäre Manches anders geworden. Nun laßt mir die alten bösen Geister schlafen, sie richten sonst Unheil an. Sie quälen mich ohnedies schon genug, und schlafen doch noch. Wißt Ihr was, ich mag nichts mehr von der Geschichte hören."

Kaspar schwieg empfindlich, und Beide schritten nun still hinter den Frauen her, bis sie den Katzenstein erreicht hatten. Hier fanden sie eine nicht unbeträchtliche Menge Menschen versammelt. Annaliese Kürschlepper, vom Volke respektvoll nur „die Mamsell" genannt, weilte mit ihren beiden fremden und vornehmen Gästen auf der Plattform des Felsens, und regalirte die versammelte Menge mit Bier, Branntwein, Kuchen, Wurst und Schinken, so viel Jeder haben wollte, und es war deshalb kein Wunder, wenn sich der Zudrang von Minute zu Minute vermehrte. Auf der Höhe des Felsens, da wo er in Spitzen und Hörner zerklüftet war, hatten die von Annaliese angelegten Stadtmusikanten Posto gefaßt, und schmetterten ihre Töne in die Thäler und den Wald hinaus, und lockten damit Alles herbei, was heute im grünen Revier auf den Beinen war. Kaspar wollte sich mißmuthig entfernen, aber die Neugierde seiner Braut und deren Mutter bezeigte dazu keine rechte Lust, und auch der alte Kurt sagte: „Ich muß mir den vornehmen Staatsrath von Schwarzpfennig in der Nähe betrachten; ich habe seinen Vater gar gut gekannt, ein paar Tage vorher, eh' er nach Rußland ging, sprach er bei mir ein, und ver-

traute mir noch manche Vermuthung über den gewaltsamen Tod seines Vaters, die nicht wieder über meine Zunge gekommen ist, obgleich ich ihm recht geben mußte. Dieser sein Vater, das heißt der Großvater des Herrn Staatsraths, war nämlich mit mir befreundet, wir waren in einem Alter. Ich muß mir den Mann betrachten.“ Damit drängte er durch die Menge nach dem Platze, wo die vornehme Gesellschaft versammelt war; Tochter und Enkelin folgten ihm eben so begierig, nur Kaspar blieb zurück und lehnte gedankenvoll an einem Baum. Er hatte kaum bemerkt, daß ohnfern diesem Baume an der hintern dem Walde zugekehrten Wand des Felsens unter einem von Steinen kunstlos ausgeführten Herde ein Feuer lustig loderte und darüber ein Kessel hing, in welchem das Wasser zum Kaffee für die Gesellschaft kochte. Ein Frauenzimmer ging an ihm vorüber, um mit der Magd zu reden, welche Feuer und Kessel besorgte, und wollte zurückkehren.

Als sie wieder an Kaspars Seite war, redete sie ihn an: „Ei, Herr Dörling, so düster und allein und Euere schöne Braut erregt die Bewunderung meiner fremden Gäste. Ihr müßt nicht eifersüchtig sein, sonst würdet Ihr sie nicht den staunenden Blicken der Herren Russen so preis geben, ohne Euere Begleitung. Aber diese fremden Herren wissen weibliche Schönheit besser zu schätzen, als unsere Waldbursche und Bürgersöhne. Und warum wollt Ihr mir denn nicht die Ehre anthun, mein Gast zu sein? Ich bitt' Euch, kommt und nehmt den Platz an meiner Seite ein.“ Es war die reizende Annaliese, die also zu dem verdutzten Kaspar sprach. Sie glühte, wie eine prächtige Centifolie, und ihr beredtes Auge funkelte prächtig, so daß es Kasparn schier warm um's Herz wurde.

So nah hatte er die üppige Annaliese noch nicht gesehen, und während sie so zutraulich zu ihm redete, schwand, er wußte selbst nicht wie, der Groll gegen sie aus seiner Seele, und der Gedanke tauchte leicht und luftig in ihm auf, der sei doch ein glücklicher Mann, der dieses reizende Mädchen mit ihren Schätzen gewinne. Er stammelte einige unzusammenhängende Worte zur Entschuldigung, eh' er es aber recht inne wurde, hatte sie ihn bei der Hand gefaßt, und durch die Leute nach der Plattform gezogen, wo er zu seinem Erstaunen seine Braut und deren Mutter und Großvater auf der Felsenbank mitten unter den bestbewirtheten Gästen sitzen fand. Der junge, schlanke, frische russische Edelmann saß neben Christeln und war, wie der Augenschein lehrte, sehr mit ihr beschäftigt. Kaspar konnte gar nicht begreifen, was er ihr Alles müsse zu sagen haben, und ärgerte sich, daß er kein Wort von dem vielen Gerede verstand; er stand blöde von fern, und Annaliese brachte ihm Kaffee und Kuchen und lud ihn fort und fort ein, es sich wohl sein zu lassen. Der Staatsrath schien dagegen großes Wohlgefallen an dem etwas barokken Wesen des alten Kurt zu finden, hatte sich neben ihn gesetzt, hörte ihm zu und antwortete auf seine Fragen.

„Ihr seid also ein Sohn des Johannes Wilhelm Schwarzpfennig von Unterwellbach, der vor etlichen dreißig Jahren als Balsamsträger nach Rußland ging?“ fragte der Greis mit naiver Zudringlichkeit.

„So ist's, mein lieber Alter,“ erwiderte der Staatsrath leutselig. „Habt Ihr meinen Vater gekannt?“

„Als ob er mein Sohn gewesen wäre. Ich kenne Euer Geschlecht und Herkommen vielleicht besser als Ihr, Herr. Euer Großvater hieß Andres Schwarz-



pfennig und war mein Umgang. Wir haben als junge Gesellen viel tolles Zeug mit einander getrieben. Ich war nur um wenige Jahre jünger, als er. Auch Euern Urgroßvater habe ich gekannt und in Euerer Urgroßmutter Hause war ich oft, als sie nach Eueres Urgroßvaters Tode den Schulmeister Höhnling in Schönau, und nach dessen Tode den Substituten desselben, den Herrn Anton Kürschlepper, heirathete, der noch jetzt als Großvater der Jungfer Annaliese Kürschlepper lebt. Er ist wohl dreizehn bis vierzehn Jahre älter als ich und muß wohl jetzt im sechs und achtzigsten Jahre stehen, der alte Herr. Ich hab' ihn sehr lange nicht gesehen, vielleicht zwanzig Jahre. Sonst arbeitete ich für ihn, denn ich bin ein Nagelschmied, und Herr Anton Kürschlepper machte große Geschäfte in Eisenwaaren. Aber er hat den Handel schon lange aufgegeben; er braucht's freilich nicht und hat Geld und Gut genug. Wenn man so alt geworden ist, wie ich, und die wunderlichen Dinge alle betrachtet, die man erlebt hat, so kommt einem die Welt wie ein großes Narrenhaus vor. Als Euer Vater nach Rußland ging, hatte ich noch eine lange Unterredung mit ihm, und nach dem, was er mir damals mittheilte, hätte ich nimmer geglaubt, daß sein Sohn — — Sagt mir, lebt Euer Vater noch?"

„Er lebt gesund und stark, und hätte mich gern begleitet, wenn er sich nicht vor der weiten Reise gefürchtet und seine Geschäfte, die er nicht gern einem Andern übertragen möchte, ihn an das Haus gefesselt hätten. Er ist nämlich Besitzer einer großen Apotheke."

„Hat er Euch niemals vom Tode seines Vaters, des Andres Schwarzpfennig, erzählt?"

„Gewiß. Mein Großvater wurde auf einer seiner

Wanderungen im Gebirge von einer meuchlerischen Hand erschossen."

„Ja, ja, so ist's, von einer meuchlerischen Hand. Und hat er keinen Verdacht, keine Muthmaßung hinsichtlich des Mörders bei Euch ausgesprochen?"

Der Staatsrath sah den Greis betroffen an. Diese seltsame Frage schien er nicht erwartet zu haben. Es schien fast, als wolle er sich erheben und den alten Kurt Reisig verlassen. Doch dieser war in einer Aufregung, wie seit Jahren nicht. Seine starkbuschigen Augenbrauen zogen sich finster herab, sein kleines Auge glühte unheimlich, durch die steingrauen Falten seines Gesichts schimmerte plötzlich ein leichtes Roth. Mit einer krampfhaften Kraft hielt er den Arm des Staatsraths und flüsterte ihm mit heiserer Stimme in's Ohr: „Zwischen Euerm Vater, Herr, und mir war damals kein Zweifel darüber, wer Andres Schwarzpfennigs Mörder sei, und weil Euer Vater ein armer, ohnmächtiger Bursche war, der gegen den reichen, mächtigen Mörder nichts ausrichten konnte — er hatte keine vor Gericht geltenden Beweise in Händen — so verließ er, von Groll und Gram gemartert das Vaterland und ging nach Rußland. Ich werde mich verrathen, sagte er mir mit schmerzerstickter Stimme, denn der wildeste Haß gegen den Mörder meines Vaters frißt an meinem Herzen. Ich werde es nicht verhehlen können, und dann ist für mich auch eine Kugel gegossen. Drum will ich ihm aus dem Wege gehen, aber wenn mir Gott das Leben läßt, so kehre ich zurück, als ein gewiegter Mann, und trete vor den Mörder und beschuldige ihn auf den Kopf und nehme Rache an dem Bösewicht. Das schwöre ich Euch zu beim blutigen Haupte meines Vaters, der Ihr ein Freund desselben wart." — So sprach, so schwur Euer



Vater, als er von mir ging. Und ich habe, seines Wortes eingedenk, von Jahr zu Jahr auf ihn gewartet, und bin ganz still gewesen und habe Alles in mein Herz verschlossen. So bin ich alt geworden, und Euer Vater ist nicht gekommen und lebt doch noch. Nun schickt er Euch, seinen Sohn, aber von seinem Schwure ist nicht mehr die Rede. — Man hat mir gesagt, Ihr werdet die schöne, reiche Jungfer Annaliese Kürschlepper heirathen. Ist dem also?"

Der Staatsrath schwieg bestürzt. Der Alte stand vor ihm wie sein böses Schicksal, wie ein rachemahnender Dämon.

„Heirathen," fuhr dieser immer heftiger fort, „und sie in Eures Vaters Haus führen. Ich bitt' Euch um Gottes Willen, sagt mir, ob Ihr das wollt, ob Euer Vater das will? Antwortet mir und sagt die Wahrheit."

„Es ist meines Vaters und mein Wille. Die Demoiselle Kürschlepper ist so gut wie meine verlobte Braut; die öffentliche Verlobung wird nächstens gefeiert werden."

„Und hat Euch Euer Vater nichts aufgetragen an mich, den alten Kurt Reisig?"

„Er hat niemals Euern Namen genannt, alter Mann."

Da erhob sich der Greis mit ungewöhnlich rascher Bewegung. „Wo wollt Ihr hin?" fragte der Staatsrath, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, und faßte des Greises Hand. Aber ungestüm riß sie dieser zurück und sprach barsch und zornig: „Ich habe hier nichts mehr zu schaffen. — Kaspar, führe mich!" herrschte er Dörling zu, und Beide verließen den lauten, jubelnden Kreis, wo ihr Abgehen von keinem als dem Staatsrath bemerkt wurde. Die beiden Frauen,

Bärbe und Christel, blieben sitzen, geschmeichelt von der Ehre, die ihnen widerfuhr, und der junge Russe war fort und fort um das schöne, verschämte Kind und wußte mit freundlichen, zuthunlichen Worten Christels Befangenheit bald genug zu verscheuchen.

6.

Der Betrug.

„Kaspar," begann Kurt mit tiefer, zitternder Stimme, Verrätherin seiner Aufregung, sobald sie aus dem Bereich der lärmenden Menschen waren, „Du sollst jetzt Alles wissen, wie's damals mit dem Kinde der Schulmeisterin, der betrügerischen Dorthe, zugegangen ist. Es drängt mich, Dir nichts mehr zu verhehlen, werde daraus was da wolle. Es kann am Ende nichts Schlimmeres daraus werden, als was bereits geschehen ist. Mögen sie's haben, die Schufte! Ich bin toll vor Zorn und Wuth."

Kaspar hörte schweigend zu, ohne zu begreifen, was den Alten so plötzlich anderen Sinnes gemacht hatte. Er führte ihn tiefer in den Wald, wo er nicht fürchten durfte, daß sie belauscht würden, und der Greis begann mit einer fast jugendlichen Heftigkeit: „Weißt Du, Kaspar, was Dich und Dein Haus um das Höhnling'sche Vermögen gebracht hat? Ein gebrochenes Versprechen und die Rache deshalb. Weißt Du, was mich jetzt nach so vielen Jahren zum Geständniß bringt? Ein gebrochenes Versprechen und die



Rache deshalb. O kein Mensch sollte jemals eine einmal gegebene Zusage leichtsinnig brechen; das verpfändete Wort sollte Jedem heilig sein, dann würde viel Unheil nicht entstehen. Höre mich an, Du wirst Dinge erfahren, Die Du nicht geahnt hast.

„Hans Christoph Dörling, Dein Großvater, war ein hübscher, schlanker Bursche, als er seine einundzwanzig Jahre zählte, trug sich fein und hatte gute Manieren. Reich, wie er war, ließ er viel Geld aufgehen, hielt die Aermern in den Wirthshäusern frei und wurde deshalb überall gern gesehen. Er hatte keine Geschwister weiter, als eine einzige Schwester, die aber wohl an zehn Jahre älter war, als er. Du weißt, daß sie die erste Frau des Schulmeisters Höhnling in Schönau war. Ich habe sie noch gar gut gekannt, und als Junge manchen Honigfladen von ihr erhalten. Diese Frau nun liebte ihren einzigen Bruder über die Maßen; sie hatte ihn erzogen, denn die Mutter war frühzeitig gestorben. Sie hatte mit ihrem Manne einen Ehepakt gemacht, worin sie sich gegenseitig ihr Vermögen vermachten, wenn sie ohne Leibeserben absterben sollten. Nach dem Tode des zuletzt Abgehenden sollte aber das ganze Vermögen, sowohl das Ihrige, als auch das Seinige — denn der Schulmeister war von Haus aus ebenfalls ein sehr reicher Mann — an ihren Bruder Hans Christoph Dörling fallen. Dieser nun besuchte als lediger Bursche seine Schwester oft in Schönau. Da war die Tochter eines blutarmen Pechsieders das hübscheste Mädchen. Aber sie war nicht allein schön von Gestalt und Ansehen, sie war auch schlau und pfiffig und, wie man zu sagen pflegt, mit allen Wassern gewaschen. Du merkst schon, daß ich die Dorthe Theilig meine. Handchristoph vergaffte sich in sie; sie wußte

ihn gar schön zu kirren, und bald genug hatte er sich mit ihr verplämpert. Er verspricht ihr heilig und theuer die Ehe, und sie sorgte dafür, daß dieses Versprechen den Leuten im Dorfe nicht lange ein Geheimniß blieb. Aber weder sein Vater, noch seine Schwester waren damit einverstanden; sie heizten ihm tüchtig ein, und Handchristoph war schwach genug, sich herumkriegen zu lassen und ein andres reiches Mädchen zu heirathen, das ihm sein Vater aufgeschwatzt. Daraus entstand alles Unglück. Dorthe Theilig that vor den Leuten, als mache sie sich nichts daraus, nach ein paar Wochen war sie aber mit dem Knechte eines Balsamsträgers auf und davon gegangen. Dieser Knecht hieß Schwarzpfennig; Dorthe wurde seine Frau in Unterwellenbach. Handchristoph aber lebte mit seiner Frau sehr unglücklich und verlor, da sie eine Verschwenderin und üble Wirthschafterin war, fast all' sein Vermögen. Ich kann hier kurz sein, denn Dir ist bekannt, daß die Frau Höhnling starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Nun begann Dorthe's Rache an Deinem Großvater. Sie kam als Witwe nach Schönau zurück und machte sich an den alten, schwachen Schulmeister, wurde seine Haushälterin und schon nach ein paar Monaten seine Frau. Von ihrem ersten Manne hatte sie einen Sohn, Andres Schwarzpfennig, der wiederum Knecht eines Balsamsträgers war, ein Mensch in meinem Alter; er war zwanzig, ich achtzehn Jahre. Durch das Glück seiner Mutter wurde er verdorben. Sie steckte ihm viel Geld zu, und er verlangte immer mehr von ihr, wurde ein arbeitsscheuer Taugenichts und ein wüster Trunkenbold und wohnte nur in Schenken und Wirthshäusern. Auf Frau Dorthe's Betrieb wurde ihrem Manne ein Substitut gesetzt, ein Mensch, den sie früher schon gekannt hatte, und

den sie für ihre Pläne tauglich fand. Nun, Du kennst ihn, er ist der Herr Anton Kürschlepper, der reichste Mann in der Stadt. Mit Hülfe desselben und ihres liederlichen Sohnes, heckte Frau Dorthe den teuflischen Racheplan an Handchristoph Dörling aus. Mit schwerem Gelde gewann sie die Hebamme des Dorfs, und diese war meine Mutter. Diese zog mich in's Geheimniß, und auch mein leichtsinniges Gemüth wurde mit Geld erkauft. Ebenso eine Nachbarin. Als Alles gehörig vorbereitet war, stellte sich Frau Dorthe gesegneten Leibes.“ —

„Wie? Sie stellte sich nur so?“ unterbrach Kaspar erstaunt den Erzähler.

„Freilich, das war Alles Lüge. Sie spielte ihre Rolle sehr geschickt, so daß Niemandem ein Zweifel beikam, nur hatte man über die Vaterschaft abweichende Ansichten. Als das Komplott nun seine Zeit ersehen hatte, wurde ich beauftragt, ein todtes Kind zu schaffen. Sie wollten ganz sicher gehen. Dies machte mir aber nicht geringe Schwierigkeiten. Ich zog weit umher unter allerlei Vorwänden. Unterdessen war der alte Höhnling plötzlich gestorben, und schon damals fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob ihn wohl Andres Schwarzpfennig nicht mit ein paar Tropfen aus dem Wege geschafft haben möchte. Die Balsamsträger kochen scharfe Gifte, und in dem alten ehrlichen Manne mußten sie einen Verräther fürchten. Ja sein Tod mußte ja erst statt finden, wenn ihr Plan überhaupt Sinn und Verstand haben sollte. Das erlogene Kind mußte ja auf die Mutter sterben. Hätte der Vater desselben, oder vielmehr der scheinbare Vater des vorgespiegelten Kindes bei dessen erheuchelter Geburt und Tod noch gelebt, so wäre ja das Kind nicht sein Erbe gewesen, und das Vermögen nicht in Dorthe's

Besitz gekommen. Der alte gute Schulmeister ist also jedenfalls durch Andres Schwarzpfennigs giftmischerische Hand gefallen, und seine Mutter, wie Anton Kürschlepper wußten um den Mord, oder sie brachten dem alten Herrn selbst die Arznei bei. Ich war damals noch zu dumm, um Alles einzusehen, lag auch in der Umgegend auf der Lauer, und das Geld hatte mich verblendet. Endlich gelang es mir zu erfahren, daß ein Kind sechs Stunden von hier ein paar Stunden nach seiner Geburt gestorben und begraben worden sei. Ich stahl das Würmchen in der Nacht aus seinem Grabe und brachte meinen Raub nach Schönau. Am andern Morgen verbreitete sich die Nachricht im Dorfe, die Frau Schulmeisterin sei in der Nacht von einem Töchterchen entbunden worden, das aber nur einige Stunden gelebt habe. Viele Leute eilten herzu und sahen das todte Kind, das gegen Abend abermals begraben wurde. Seine Geburt und Nothtaufe wurden von Anton Kürschlepper in's Kirchenbuch eingetragen. Meine Mutter, die Nachbarin, Kürschlepper, Andres und ich beeidigten vor Gericht, daß das Kind einige Stunden gelebt habe. Kürschlepper beschwichtigte mein Gewissen mit der Vorspiegelung, daß ich ja keinen falschen Eid schwöre, da ja dieses Kind wirklich ein paar Stunden gelebt, und ein paar hundert Thaler, für uns arme Leute ein großer Reichthum, thaten das Uebrige. Aber das Geld brachte mir keinen Segen; zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter hatte ich keinen Groschen mehr davon. Mein Gewissen nagte mir aber wie ein böser Wurm an der Seele, und nur die Furcht vor der Strafe verschloß mir den Mund. Denn Kürschlepper hatte mir gesagt, daß ewige Zuchthausstrafe mit Leibeszüchtigung mein Loos sein würde, wenn ich das Mindeste von unserm



Betrug verricthe. Ich lebte lange Jahre in großer Angst. Nach und nach starben die Frau Dorthe, als Kürschleppers Ehehälfte — sie richtete sich durch den Trunk zu Grunde — meine Mutter, die Nachbarin und Andres Schwarzpfennig; und ich wurde allmählig ruhiger. Nun leben nur noch zwei im hohen Alter, Anton Kürschlepper und ich. Aber ich habe seitdem diesen Kürschlepper gehaßt, wie einen höllischen Geist, denn er war's, der mich zu der Sünde beschwatzte, der mich zur Missethat verführte. Jeder Athemzug, der mir aus der Brust steigt, ist Haß gegen diesen Mann. Wie sich meine Theilnahme an jenem bösen Handel in meinen späten Lebenstagen an mir bestraft, weißt Du ja. Ich liebe meine Enkelin über Alles; sie ist mein Engel, meine Wohlthäterin. Wäre sie nicht, ich hätte ja verhungern müssen; denn der elende Anton Kürschlepper hat sich nicht mehr um mich bekümmert. Es wäre mir aber auch nicht möglich gewesen, von diesem Elenden die kleinste Wohlthat anzunehmen. Lieber wäre ich umgekommen. Du weißt nun, wie Du um das Höhnling'sche Vermögen betrogen worden bist."

Der Greis schwieg erschöpft.

Kaspar, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, fragte: „Und weiter habt Ihr mir nichts zu erzählen?"

„Es ist genug für Dich."

„Und doch ließ mich der Eingang Euerer Erzählung auf einen zweiten Theil dieser seltsamen Geschichte schließen."

„Hab' ich das verrathen? Hab' ich? Nun ja, sie hat noch einen zweiten Theil, aber er geht Dich nichts an, sondern mich allein und allenfalls den russischen Herrn Staatsrath, den geadelten Schwarzpfennig.

Geadelt! es ist zum Lachen! Und doch nicht veredelt! Du sollst schon den zweiten Theil der Geschichte auch noch erfahren. Nur heute nicht. Ich habe heute schon viel zu viel geschwatzt und fühle mich müde und matt. Laß mich unter diesem Baume ruhen, und dann führe mich heim. Die Weibsleute werden den Weg allein finden. Ihr Herz ist ohnedies geblendet und gefesselt von dem höllischen Mammon. Das Blut, das daran klebt, halten sie für eine schöne Purpurfarbe. — Mich friert's, Kaspar! Ich glaube, ich lebe nicht lange mehr. Was soll ich auch noch auf der Welt, nachdem ich habe erleben müssen, daß Andres Schwarzpfennigs Enkel Anton Kürschleppers Enkelin freit."

Kaspar erschrak über die letzte Aeußerung des Greises. Der Tod desselben konnte zu keiner Zeit schrecklicher für ihn sein, als gerade jetzt, wo der gespielte Betrug ihm klar war und er noch keinen Vortheil von dem Geständnisse gezogen hatte. Seine von der heftigsten Unruhe gequälte Seele vergaß die Braut, heiße Pläne fuhren durch sein Gehirn, und während der Alte neben ihm auf den frisch duftenden Waldkräutern erschöpft eingeschlummert war, überlegte Kaspar fort und fort, wie er es am klügsten anzufangen habe, sich in den Besitz des seiner Familie geraubten Vermögens zu bringen. Seine Ungeduld konnte kaum das Erwachen Kurts erwarten, dann führte er ihn nach Hause und brachte ihn auf das Faulbett. Er selbst verließ dann eilig das Haus und beflügelte seine Schritte der Stadt zu.



7.

Herr Anton Kürschlepper.

Auf dem Marktplatze in S. sprang einem sogleich ein großes dreistockiges Haus in die Augen, das sich neben seinen zweistockigen Nachbarn recht wie ein übermüthig reicher Mann ausnahm. In der That war es das höchste, größte und schönste Haus in der ganzen Bergstadt, und sein dekorirtes Aeußere ließ auf den Reichthum seiner Gemächer schließen. Die Außenwand war in große Felder abgetheilt und die Fächer in denselben mit Stukaturarabesken geziert. Den hohen Fenstern von Spiegelglas gaben grüne massive Jalousien ein pomphaftes Ansehen, die eichene künstlich ausgeschnittene Hausthür prangte mit schwerem messingenen Klopfer und Schloß, mächtige Drachenköpfe mit weit aufgerissenem Rachen ragten von der breiten Dachrinne weit vor, um das von ihr zu empfangende Regenwasser auszuspeien.

Gegen Abend des zweiten Pfingstfeiertages war es in diesem Hause still und einsam, wie überhaupt in der ganzen Stadt. Ein alter Diener, ein im Hause grau gewordenes Inventarstück, lungerte am Fenster der untern Stube, und daneben im besser möblirten Zimmer waltete der noch ältere Hausherr, ein kleiner stämmiger Mann mit dürftigem schneeweißen Haar und einer rothbraunen Glatze, übrigens wohlgenährt, und im kirschrothen Gesichte das hervorragende Zeugniß tragend, die lange kupferfarbene Nase, daß die Flasche seine Freundin sei, nach welcher man sich auch nicht weit umzusehen brauchte; sie

stand auf dem Tische neben ihm. Der bequeme Hausrock, die kurze Hose, die lange Weste des alten Herrn waren von echtem schwarzen Sammt, aus welchem am Halse und an den Handgelenken blüthenweiße feine Leibwäsche hervorlugte; schwarzseidene Strümpfe wurden durch goldene Schnallen oben festgehalten, ein paar kostbare Ringe blitzten an seinen Fingern. Man sah das Bild des Reichthums und des Wohllebens in diesem alten Herrn; und man würde ihn auf den ersten Blick für einen sehr reichen und vornehmen Mann gehalten haben, wenn er eben auch nicht eine Beschäftigung vorgehabt hätte, die in der Regel nur reichen Leuten zukommt. Er stand nämlich vor einer großen und schweren, mittels starker Schrauben an den Boden befestigten Geldkiste, deren sechs massive Schlösser geöffnet und deren Deckel zurückgeschlagen war, und zählte Geldrollen daraus auf den daneben stehenden Tisch, von Zeit zu Zeit die Summen mit Bleifeder auf ein Papier notirend. Staatsobligationen, Schuldverschreibungen, Banknoten, Säckchen mit Gold passirten dann die Revue, und ein daneben liegendes Kontobuch wurde zuweilen um Rath gefragt. Endlich war er fertig, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, schenkte sich ein großes Glas Burgunder ein, leerte es in einem Zuge, und sagte, die Thüre ein wenig öffnend in die andere Stube hinaus: „Weißt Du, Jakob, was wir der Annaliese mit nach Rußland geben? Hundert und fünfzig tausend Thaler. Damit kann sie, will ich hoffen, die Frau Staatsräthin und adlige Dame spielen. Hundert tausend Thaler behalte ich für mich zurück, die bekommt sie ja auch einmal, und ein zwanzig tausend Thälerchen hängen immer noch darum herum, die sie einmal als Nadelgeld



ansehen mag. — Aber was hast Du denn vor, Jakob? Was brämmelst Du und schneidest Gesichter?"

„Ich weiß nicht, was der Mensch bei uns will," sagte der alte Diener mürrisch. „Kommt da spornstreichs und erhitzt quer über den Markt her und gerad' in's Haus herein. Ist mir doch all' mein Lebtag' so was noch nicht vorgekommen."

„Wer denn? Wer denn?" fragte erst und kreischte dann der Hausherr. Aber es war nicht mehr Zeit zum Antworten, denn rasch, ohne erst anzuklopfen oder um Erlaubniß zu bitten, trat Kaspar Dörling in die Stube.

Mit jenem impertinent stolzen Blick, den man nur an den reichen Fabrik- und Handelsherren dieser kleinen Bergstädte kennen lernen kann, wenn sie mit ihren Arbeitern sprechen, maß jetzt der reiche Greis den armen Jüngling, und die Frage folgte auf der Stelle: „Was wollt Ihr? was brecht Ihr in mein Haus wie ein Toller?" Er würde mit dem Burschen noch weit gröber verfahren sein und ihn mit „Du" angeredet haben, wenn jener nicht ein Dörling gewesen wäre.

„Und wer bürgt Euch dafür, Herr Kürschlepper, daß ich kein Toller bin?" rief Kaspar mit finsterm Blick, „der den Verstand verloren hat über den abscheulichen Betrug, den Ihr mir, meinem Vater und Großvater gespielt habt, über einen zum Himmel schreienden gottlosen Betrug, den ich heute erst in seiner ganzen Gräßlichkeit erfahren habe."

„Jakob, Jakob, wirf den Kerl hinaus!" kreischte Herr Anton Kürschlepper; aber Jakob rührte sich dem stämmigen Kaspar gegenüber nicht. „Ruf' die Knechte herein!" Jakob zuckte mit den Achseln; denn die Knechte waren nicht zu Hause. „Hol' die Wache mit

dem Spieß! Nein, nein, bleib hier!" Und mit einem für sein Alter viel zu schnellen Sprunge war Herr Kürschlepper in seiner Stube, schlug die Thüre derselben zu, und verriegelte sie von innen. Kaspar trat hart an die Thüre und sprach mit lauter Stimme: „Weder die Wache mit dem Spieß wird Euch etwas helfen, noch Euer Riegel an der Thüre. Wißt, daß ich vom alten Kurt Reisig in Tanneberg heute erfahren habe, daß Euere erste Frau, die Dorthe, von ihrem zweiten Manne, dem Schulmeister Höhnling in Schönau, niemals ein Kind gehabt hat, daß das Kind erlogen war, daß Kurt eine Kindesleiche gestohlen hat, um sie für das von der Schulmeisterin geborene Kind auszugeben, daß Ihr mit Andres Schwarzpfennig, der Schulmeisterin Sohn, zusammen den alten Schulmeister vergiftet habt, daß Ihr —"

In dem Augenblick wurde die Thüre von innen wieder hastig entriegelt und geöffnet, und todtenbleich, an allen Gliedern zitternd trat der Greis heraus, hielt mit der einen Hand dem Burschen den Mund zu, während er ihn mit der andern in seine Stube hineinzog.

„So schweig doch!" flüsterte er dazu, „und schreie die unsinnigen Dinge, die Dir der alte Narr, Kurt, aufgebunden hat, nicht so hinaus. Die Leute könnten es ja hören und glauben, es sei ein wahres Wort daran."

„Ich würde sie bald genug überzeugen können, daß kein falsches daran sei."

„Ihr seid nicht recht bei Trost, junger Mensch," fuhr der Greis in einem besänftigenden Tone fort. „Bedenkt doch nur, was Ihr für dummes Zeug schwatzt! Wie könnt Ihr so etwas beweisen wollen?



Ihr brächtet Euch selbst in des Teufels Küche. Mir aber würdet Ihr nicht das Mindeste schaden. Aber schon das bloße Gerede, so albern und abgeschmackt es auch klingt, wäre mir unangenehm. Wer läßt sich gern in der Leute ungewaschenen Mäulern herumtragen! Nehmt Vernunft an, Herr Dörling. Schweigt von dem Gerede des Kurt, der wahrlich nicht mehr bei Verstand ist. Der alte Kopf ist ihm schwach geworden, und er redet wie ein Irrsinniger."

„Sprecht mir nicht so, Herr Kürschlepper!" fuhr Kaspar wieder hitzig empor: „Ich werde den alten Kurt vor das Oberamt stellen und von den Aerzten untersuchen lassen."

„Ei bewahre!" begütigte der Greis wieder. „Nichts Oberamt, nichts Aerzte! Wir wollen die Sache unter uns abmachen und gar nicht an die große Glocke schlagen. Ihr seid arm, und mich dauert Eure Lage, mich hat der Herr gesegnet. Nehmt diesen Beutel! Es sind fünfhundert Thaler in blanken holländischen Dukaten drin. Damit ist Euch geholfen. Außerdem — ich habe gehört, daß Ihr Euch mit einem hübschen Mädchen aus Tanneberg verlobt habt, ich will sie gut ausstatten."

„Ihr scheint aber nicht zu wissen, daß dieses Mädchen die Enkelin, Wohlthäterin und Ernährerin des alten Kurt Reisig ist, und daß der Alte entschlossen ist, sein Verbrechen noch im Zuchthause zu büßen und Alles vor Gericht auszusagen, was er weiß, um sich dankbar gegen seine Enkelin zu bezeigen und ihr als meiner zukünftigen Frau wieder zu dem Vermögen zu verhelfen, um welches er mich in Gemeinschaft mit Euch einst für einen schnöden Lohn betrogen hat."

„So, so!" versetzte der alte Kürschlepper von neuem

zitternd und sank kraftlos in seinen großen weich gepolsterten Lehnstuhl. „Das wußte ich freilich nicht, daß Euere Braut Kurts Enkelin ist. Nun, wißt Ihr was, Herr Dörling, sie soll auch fünfhundert Thaler zur Aussteuer haben. Mit tausend Thalern seid Ihr ein reicher Mann und könnt ein schönes Geschäft anfangen. Ich selbst besitze ja nicht viel mehr. Die Leute schreien mich für steinreich aus; es ist erlogen; erlogen sag' ich Euch. Nehmt die tausend Thaler und haltet das Maul!"

„Ihr irrt Euch sehr, Herr Kürschlepper, wenn Ihr mich damit zu fangen gedenkt. Ich will das ganze Höhnling'sche Vermögen von Euch heraus, das, wie mir mein Vater gesagt hat, aus achtzigtausend Thalern bestand. Laßt Euch doch nicht auslachen mit Euern lumpigen tausend Thalern. Ich geb' Euch Bedenkzeit bis morgen Mittag. Habt Ihr Euch bis dahin nicht entschlossen, mir achtzigtausend Thaler zu zahlen, so gehe ich wieder nach Tanneberg und führe den alten Kurt vor das Oberamt, damit er seine Bekenntnisse zu Protokoll gebe."

„Ihr seid von Sinnen, Mensch! Woher soll ich das Geld nehmen? Euer Vater hat Euch schändlich belogen. Macht mir keinen dummen Handel! Da! nehmt viertausend Thaler! Hier sind sie baar; das ist das ganze Höhnling'sche Vermögen. Ihr seid der reichste Mann in der ganzen Stadt, und mich habt Ihr zum armen gemacht. Aber ich geb's Euch gern. Ihr seid ein braver Bursche. Nicht etwa, weil des Kurt dummes Geschwätz wahr ist, nein, damit es nur nicht unter die Leute komme, die immer geneigt sind, das Schlechteste zu glauben, und wenn es noch so unsinnig wäre. Nehmt, nehmt das blanke Gold und

denkt an das Sprichwort vom Sperling in der Hand. Im Oberamt sitzen lauter gute Freunde von mir, in der Landesregierung, in der Residenz desgleichen. Man wird Euere Klage gar nicht anhören; Euch sofort zurückweisen. Drum seid klug und nehmt die ungeheure Summe."

Aber Kaspar hatte in die volle Geldkiste und in Kürschleppers bleiches Gesicht geblickt. „Wir wollen doch versuchen, ob im Oberamt und in der Landesregierung Euere Freundschaft oder die Gerechtigkeit zu Gerichte sitzt. Es können dann leicht noch ganz andere Dinge zur Sprache kommen." Damit wandte er sich zur Thüre.

Seine letzten Worte machten auf den Greis wiederum eine fürchterliche Wirkung. „So lauft doch nicht wie ein Narr fort. Nehmt zehntausend Thaler. Mehr kann ich nicht geben, es ist mein ganzes Vermögen."

„Ich will's vor Gericht zählen!" sagte Kaspar kalt. „Bis morgen Mittag habt Ihr Zeit." Damit ging er."

8.

Schlimme Wendung.

Kürschlepper wollte aufspringen, um ihn zurückzuhalten, aber die Kräfte versagten ihm. Mit dem nur noch schwach herausgestoßenen Worte: „Teufel" sank er in Ohnmacht. Der alte Jakob mühete sich ab, ihm mit allerlei Spirituosen wieder zum Bewußtsein zu

helfen, entkleidete ihn dann stumm und kopfschüttelnd und brachte ihn zu Bette. Dann holte er schnell den Hausarzt herbei, lief mit dem Recept nach der Apotheke, und machte in der Küche Anstalt, Kamillenthee zu kochen. Nach ein paar Stunden ließ sich fröhliche Musik und Jubel auf der Straße vernehmen. Ueber den Markt herüber wälzte sich ein breiter Menschenzug, in der Mitte Annaliese in ihrem Korbwagen, rechts und links die beiden jungen Herren aus Rußland zu Pferde, mit ihren berittenen Dienern, voran die blasende Musikbande und Hunderte lärmenden Volks hinterher und zur Seite. Also mit Tusch und Trompetengeschmetter passirten Wagen und Reiter in's Haus, die Musikanten aber stellten sich vor demselben auf, um Herrn Anton Kürschlepper eine fröhliche Nachtmusik zu bringen, der dazu grimmige Gesichter schnitt und manchen gottlosen Fluch murmelte.

Annaliese war über die Nachricht, daß ihr Großvater plötzlich erkrankt sei, eben nicht bestürzt, vielmehr warf sie dem Staatsrathe einen bedeutungsvollen Blick zu, den man leicht hätte deuten können: „Es wäre ja recht schön, wenn wir hier nichts zurückzulassen brauchten, sondern alles Geld und Gut mit nach Rußland nehmen könnten.“ Und er nickte recht freundlich, als wollte er sagen: „Ich verstehe Dich, mein Schätzchen. Mir wär's auch schon recht, wenn der Alte abführe.“

Hierauf verfügte sich Annaliese zum Großvater, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Zitternd reichte er ihr die Hand und bat sie um eine Stunde. Er habe höchst Wichtiges mit ihr zu reden. Doch sollte sie vorher Jedermann aus ihrer Nähe entfernen, damit kein Ohr auch nur eine Sylbe von seinen Worten erlauschen könne. Seltsam gespannt von dieser

Einleitung, ertheilte Annaliese den Befehl, und trat dann wieder in die Stube des Großvaters.

„Annaliese,“ sagte er mit weicher, zitternder Stimme, die sie an ihm gar nicht kannte, und geschlossenen Augen, um ihren Schreck nicht zu sehen, „ich habe Dir etwas zu sagen, worauf Du keinerlei Weise vorbereitet bist. Es hängt jetzt ganz allein von Dir ab, ob wir in ein paar Monaten blutarme Leute sein und ich am Galgen sterben soll, oder wir in unsern gewohnten Verhältnissen fortleben und nur hinsichtlich der Zukunft einiges anders machen sollen, wie wir uns vorgenommen hatten.“

„Um Gotteswillen, Großvater, seid Ihr bei Verstand!“ rief Annaliese auf's Aeußerste erschrocken.

„Ich dachte es wohl, daß Du mich für verrückt halten würdest,“ fuhr Herr Anton Kürschlepper fort, „aber ich bin bei vollkommen klarem Verstande, um die ganze Gräßlichkeit meiner Lage einzusehen. Fordere nicht, mein Kind, daß ich Dich zur Vertrauten meiner Lebensschicksale mache. Es kommt mir schon sauer genug an, zu gestehen, daß ich einst in Deinem Alter, von Leidenschaften verblendet, ein Verbrechen begangen habe, dessen Entdeckung mir heute angedroht worden ist. Mein Kind, ich habe unser Vermögen auf unrechtliche Weise an mich gebracht. Meine erste Frau verführte meine Unerfahrenheit zu Schritten, die ich später oft bereut habe. Jahre lang habe ich vor einer Entdeckung gezittert, und nun, wo ich endlich sicher zu sein glaubte, tritt mir das verderbendrohende Gespenst meiner That plötzlich in den Weg. Du allein kannst mich retten.“

„Aber womit, Großvater?“ weinte Annaliese. „Ich will ja gern Alles thun, was Euch förderlich ist. Worin besteht das Mittel Eurer Rettung?“

„Du darfst nicht des Staatsraths, sondern mußt Kaspar Dörlings, des Schloßmachers, Frau werden.“ Annaliese erbleichte noch mehr.

„Herr Gott, wie ist das möglich!“ seufzte sie auf. „Der Staatsrath hat Euer und mein Wort; ich bin seine Braut. Großvater, wie soll das angehen? Ich begreife es nicht.“

„Du würdest doch nicht seine Frau werden, denn die Enkelin eines Gehenkten, die blutarme, verhöhnte und verspottete Annaliese Kürschlepper würde er nicht zum Altare führen. Es gäbe nur ein Mittel, wenn Du in dieser Nacht noch mit ihm flöhest, und mein Hab' und Gut mit Dir nähmst, mich aber meinem Schicksale überließest. Ich brauchte dann nichts mehr, denn der Tod am Galgen wäre mir gewiß, wenn ich es nicht vorziehen würde, mich selbst an den ersten besten Nagel aufzuhenken. Nur dadurch kannst Du mich vom Tode der Schande retten, daß Du Kaspar Dörlings Frau wirst.“

„Aber Kaspar Dörling hat ja eine Braut, die Christel Scharf in Tanneberg, die Enkelin des alten Kurt Reisig, des Nagelschmieds.“

Der Kranke fuhr zusammen bei Nennung dieses Namens. „Weh, o weh!“ jammerte er. „Es wird nichts helfen! der alte Nagelschmied wird dann aus Rache gegen mich doch vor Gericht treten. Gerade Kurt Reisig ist mein Feind, mein Verderber. Wenn wir nur die Christel Scharf zu einer Untreue gegen Kaspar Dörling verleiten könnten; ich wollte gleich tausend Thaler darum geben, wenn sie schnell einen Andern zum Mann nähme. Dann wäre uns geholfen. Es würde Dir nachher leicht werden, den Kaspar zu fangen und an Dich zu fesseln. Biete all' Deinen Scharfsinn auf, mein kluges Mädchen, um



diese Wege einzuschlagen, die allein zu unserer Rettung führen."

„So lange Ihr mir nicht erzählt, Großvater, wie alle diese Dinge zusammenhängen, ist mein Wille gebunden. Wollt Ihr, daß ich Eure Retterin sei, so macht mich zur Mitwisserin Eures schauerlichen Geheimnisses."

„Ja, Du sollst Alles erfahren, Du verdienst es. Wache diese Nacht bei mir, wenn alle Andern im Hause schlafen, will ich es Dir erzählen. Jetzt geh', mein Kind, und laß Dir nichts merken."

9.

Die Versucherin.

Frau Bärbe Scharf war nicht wenig verwundert, als sie in der Frühe des andern Morgens aus der Hinterthüre auf ihren Hof trat, um das zum Einheizen nöthige Brennmaterial zu holen, sich aus dem Gäßchen über den Zaun herüber leise beim Namen gerufen zu hören, und in der Ruferin die reiche Annaliese Kürschlepper zu erkennen, die zwar viel bleicher, aber noch weit freundlicher und leutseliger als gestern sie zu sich heran winkte.

„Liebe Frau Bärbe," sagte die Stadtjungfer geschmeidig; „ich bin so früh aufgebrochen, um Euch auf ein großes Glück vorzubereiten, damit Euch nicht etwa ein böses Ei hineingelegt wird. Doch hier ist nicht der Ort, mich Euch mitzutheilen. Macht Euch doch

einen Weg und kommt in einer halben Stunde hinauf auf den Katzenstein, da will ich auf Euch warten. Haltet aber reinen Mund gegen Euere Tochter. Sie darf durchaus nicht eher erfahren, was ich für Euch thue, bis Ihr dem größten Glücke wohlgeborgen im Schoße sitzt. Ich habe Euch und sie gestern gar lieb gewonnen, deshalb habe ich mich entschlossen, Alles zu Euerm Glücke zu thun, was in meinen Kräften steht. Aber noch einmal, sagt ja jetzt Christeln kein Wort. Da habt Ihr eine Kleinigkeit, die Euch die Zunge binden soll. Schweigt Ihr, so soll bald mehr erfolgen. Plaudert Ihr aber, so ist Alles verloren."

Mit diesen Worten ließ sie ein Goldstück in die Hand der Frau Bärbe fallen, und dies wäre beinahe zum Verräther geworden. Denn die glückliche Frau, die noch niemals so viel Geld gehabt hatte, konnte ihre Freude kaum bergen, und entging nur den Fragen der Tochter über ihre ungewöhnliche Erregtheit, daß sie vorgab, eine gute Bestellung auf Maikräuter erhalten zu haben, die zu suchen sie sich sogleich aufmachte. Auf dem Katzenstein fand sie schon die Verkünderin ihres Glücks.

„Frau Bärbe," sagte Annaliese zutraulich und faßte die Hand der hochgeschmeichelten Frau, „eigentlich ist es unrecht, daß ich Euch verrathe, was ich in Bezug auf Euch weiß, aber meine Freude darüber ist so groß, daß ich's nicht auf dem Herzen behalten kann, und dann möchte ich, wie schon gesagt, jedem etwaigen Hindernisse Eueres Glücks geschickt vorbeugen."

„Nun, was ist's denn nur, schönes Mamsellchen?" rief die Witwe neugierig.

„Der junge russische Herr, der sich gestern hier auf dieser Stelle so viel mit Euerem hübschen Töchterlein unterhielt, ist ein steinreicher Graf. Er hat an



Land und Leuten in Rußland eben so viel, wie unser gnädigster Landesfürst, und wird dort auch einem Fürsten ganz gleich geachtet. Dieser vornehme Herr hat sich gestern so in Euere Christel verliebt, daß er gestern Abend noch beschlossen hat, sie zu heirathen."

„I, du meine liebe Güte!" rief die Frau höchlichst überrascht aus. „Meine Christel eine Gräfin, eine Fürstin! Mir wird ganz schwarz vor den Augen."

„Damit noch nicht genug," fuhr Annaliese fort, „er will Euch als seine Schwiegermutter auch mit nach Rußland nehmen, und Euch ein eignes Haus schenken, viel größer und schöner, als das unsrige in der Stadt, und eine Kutsche mit zwei Pferden dazu, und Diener und Kammerfrauen, so daß Ihr ferner wie eine Fürstin werdet umherfahren können."

„Ach Gott! Ach Gott! Sein Sie still, Mamsellchen, sonst drückt mir die Freude das Herz ab."

„Der junge Herr Graf wird heute schon zu Euerer Tochter auf die Freit kommen. Da wollt' ich Euch nur sagen, daß Ihr ihm bei Leibe nichts in den Weg legt. Laßt ihn hübsch allein mit Euerer Christel. Versteht Ihr mich? Und sorgt dafür, daß Ihnen der Kaspar Dörling nicht etwa in den Wurf komme. Von diesem darf der Graf gar nichts erfahren. Ihr müßt Euch hübsch klug bei der Sache benehmen. Laßt es dem Kaspar bei Zeiten wissen, daß es mit ihm aus sei. Und dahier habt Ihr noch Geld, falls es Euch an irgend etwas mangeln sollte. Putzt Euere Stube recht schön auf. Und wenn's Euch an etwas fehlt, so kommt nur in die Stadt zu mir; ich will Euch Alles geben; denn ich will Euer und Euerer Tochter Glück."

„Ach ja, ja! Alles wie Sie wollen, Sie englisches Mamsellchen. In einer Kutsche soll ich fahren!

Wie soll ich mich denn nur dabei benehmen? Ach, womit haben wir denn solch ein erstaunliches Glück verdient? Und wie heißt denn der Herr Fürst?"

„Dimitri Ignaloff."

„Den Namen kann ich gar nicht merken, aber er klingt sehr vornehm. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Was soll ich denn nur zuerst beginnen?"

„Geht nach einer Stunde nach Hause und laßt Euerer Tochter ja nichts merken. Gegen Mittag, vielleicht schon früher wird der Herr Graf kommen. Dann thut, wie ich Euch gerathen habe."

„Ja, so will ich's machen. Ich danke tausendmal, schönes Mamsellchen! Gott vergelte es Ihnen! Aber Sie sind ja schon reich genug." Sie küßte die Hand der Lächelnden und taumelte dann wonnetrunken in den Wald. Alle Bäume tanzten um sie.

10.

Guter Fortgang.

Annaliese gelangte auf einem Umwege, das Dorf vermeidend, wieder zu ihrem Korbwägelchen, das ihrer an einer verborgenen Waldstelle wartete, und war nach kurzer Frist wieder zu Hause. Im Garten an demselben fand sie den jungen Ignaloff.

„Nun, gnädiger Herr," sagte sie, „Sie werden doch heute das Glück, das Ihnen in den wunderschönen Augen der reizenden Wäldnerin lachte, ritterlich verfolgen?"



„Zauberin!“ rief der Russe. Ich glaube, Sie können die innersten Gedanken meiner Seele lesen.“

„O ich weiß sogar noch mehr!“ fuhr Annaliese schelmisch fort. „Ich weiß, daß man Sie heute in dem kleinen schmucken Häuschen in Tanneberg erwartet, das die reizendste Blume des Gebirgs beherbergt. Sie glücklicher Fremdling, Sie brauchen nur zu kommen und die Hand auszustrecken, um die köstliche Blume zu pflücken, und sie wird die Ihrige sein. Das würde keinem unserer Waldbewohner gelingen.“

„Dank für den gütigen Wink! Ich laß mein Pferd satteln, um heute wieder den duftenden Wald zu besuchen. Ich gestehe Ihnen gern, daß die heißesten Liebesflammen für das unschuldige Waldkind mein Herz durchlodern.“

„Glück auf den grünen Weg!“ rief Annaliese und eilte an das Bett ihres Großvaters. „Seid ruhig!“ flüsterte sie ihm zu, „es ist Alles gut eingeleitet, und ich hoffe, es soll vortrefflich gehen.“ Dann schickte sie den alten Jakob mit dem Auftrag zu Kaspar Dörling, er möchte doch die Güte haben und in einer Stunde zu einer freundlichen Besprechung in ihren Berggarten kommen; seine Wünsche sollten dort erfüllt werden. Dabei schärfte sie dem Diener besonders ein, ja nicht zu verrathen, daß nicht der alte Herr, sondern sie den Kaspar dort erwarten wollte. Hierauf warf sie sich in ein sie sehr gut kleidendes Negligé, das alle ihre Reize vortheilhaft hob und unterstützte, endlich packte sie einer Magd einen Korb voll des besten Weins aus dem Keller und Leckerbissen aus der Küche und Vorrathskammer, und begab sich mit ihr, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, nach dem hochgelegenen Berggarten, wo ein

kleines, aber niedliches und gut eingerichtetes Haus die Stadt und das Thal beherrschte. Die Magd wurde mit dem strengsten Gebot des Schweigens entlassen, und nun warf die üppige Annaliese die Haube ab, daß ihr volles schwarzes Haar in Ringeln und Locken auf den blendend weißen Nacken fiel, und lugte mit Herzklopfen den Pfad hinab. Nicht lange und sie sah Kaspar Dörling hastig herauf schreiten. Sie warf sich auf das Sopha in eine verführerische Lage und stellte sich schlafend. Behutsam und mißtrauisch öffnete Kaspar die Thüre, und war höchlich erstaunt, statt des Greises, den er hier gewiß vermuthet, das reizende Mädchen zu finden. Und in welcher sinnberauschenden Lage! Sein Auge wurzelte in diesen Reizen, sein Fuß im Boden. Er stand wie eine Bildsäule; kein Athem schien aus seiner Brust zu gehen. Endlich dachte er an sich und wollte sich wieder entfernen. Da stellte sie sich vom Geräusch seiner Schritte erwachend. „Bleibt, bleibt, Herr Kaspar Dörling!“ rief sie ihm mit der süßesten Stimme zu. „Warum wollt Ihr wieder gehen? Ich war, Euch erwartend, von der Wärme des Tages eingeschlummert, ohne es selbst zu wissen.“

„Ich glaubte Euern Großvater hier zu finden,“ stammelte der blöde Jüngling verlegen.

„Er ist krank und liegt zu Bette. Deshalb hat er mich geschickt, um mit Euch zu verhandeln. Ihr braucht Euch nicht zu geniren; ich weiß Alles. Setzt Euch her zu mir, lieber Herr Kaspar. Doch erlaubt mir, bevor wir auf unsern Gegenstand kommen, daß ich Euch ein Glas Wein kredenze. Wir wollen zusammen anstoßen und auf glückliche Vereinigung trinken. Ich habe noch nicht gefrühstückt, Ihr nehmt

doch einen kleinen Imbiß mit mir? So setzt Euch her. Ich freue mich sehr, mit Euch allein zu sein. Ich wollte, wir wären früher zuweilen zusammen allein gewesen; es wäre vielleicht Manches anders und über den bewußten Gegenstand gar kein Streit zwischen uns."

Kaspar wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich von der süßen Schmeichlerin auf das Sopha ziehen lassen, und die Stelle, wo er saß, war noch warm von der quellenden Schönheit ihres Leibes, ihr würziger Athem streifte seine Wange, ihr feuriges Auge blickte ihn so zauberisch verstrickend an, ihre niedlichen Finger berührten beim Anstoßen seine rauhe Hand, und es war ihm, als führe von ihnen ein Funke in sie. Der Wein — es was das üppige Sonnenkind Maderas, und Kaspar hatte noch nie so köstlichen, feurigen Rebensaft getrunken — übte bald seine Wirkung, und der arme blöde Schlosser hatte nach kurzer Frist vergessen, weshalb er eigentlich hierher gekommen war. „Trinkt doch, lieber Meister, eßt! Thut mir den Gefallen!" girrte sie, und sie legte ihm vor, sie schenkte ihm ein, dabei kam ihr bloßer Arm, der sich aus dem weiten Gewande herausstahl, so nahe an seinen Mund, daß ihm der Bissen darin quoll, die Kehle ihm wie zugeschnürt war, und er das Glas ergreifen mußte, um nur die Speise hinabzuzwingen. „Ach, Sie sind so hold und gut, Mamsell Annalieschen!" stammelte er dann.

„Wenn Ihr nur hättet einsehen wollen, daß ich Euch vor Allen hold und gut war!"

Der Arm war ihm wieder vor dem Munde, und sein glühender Kuß haftete darauf, er wußte nicht, wie es geschehen war.

„Ei, ei, Meister Dörling!“ drohte sie mit dem Finger, „bei Euch trifft das Sprichwort ein: stille Wasser sind tief. Ihr versteht es, einer Jungfrau ihr herzinnigstes Geheimniß zu entlocken, was sie gern für ewig verschwiegen hätte. Wahrlich ich hätte nicht geglaubt, daß noch eine Stunde kommen würde, wo ich Euch gegenüber bekennen würde, daß — —“

„Was, liebste Annaliese?“ drängte er und schlang den Arm um ihren Nacken über und über glühend.

„Daß Ihr in der Stadt an einem Mädchenherzen kalt und stolz vorübergegangen seid, das für Euch die zärtlichsten Gefühle hegte.“

„Annaliese, Sie hätten mich geliebt, liebten mich noch?“

„Darf denn das ein Mädchen einem Burschen gestehen, der eine Braut hat?“

„Eine Braut!“ rief Kaspar erschrocken. „Ja, ich habe eine Braut, und Sie sind ja auch die Braut des Staatsraths.“

„Das ist nicht wahr, Kaspar; nur Du bist mein Leben. Und Deine Braut ist Dir nicht treu. Der russische Baron Dimitri Ignaloff, der gestern neben ihr saß, hat sie gewonnen. Er ist heute schon wieder hinauf nach Tanneberg.“

Das ging Kasparn wie ein Stich durch's Herz, es wurde ihm ganz dumm im Kopfe. „Ach, lieber Kaspar!“ girrte die Verführerin neben ihm, „als ich Dich gestern am Katzenstein sah, erwachte meine schlummernde Leidenschaft für Dich so heftig, daß Du mir es hättest ansehen müssen, wenn Du ein Auge für mich gehabt. Du dauertest mich recht, daß die Christel sich gar nicht um Dich bekümmerte, und sich gleich neben den hübschen Baron setzte und

sich beschwatzen ließ, während Du so allein an dem Baum standest, Deinen Gedanken nachhängend. Da dachte ich: wäre der Kaspar Dörling doch dein Verlobter; wie wolltest du ihn vor aller Welt auszeichnen und recht stolz auf ihn sein.

„Dachtest Du das?“ rief der Bursche wieder entzückt und stürzte ein Glas Wein hinab. „Es ist wahr, die Christel ist so kalt gegen mich, und es ärgerte mich auch, daß sie neben dem Russen saß. Aber untreu ist sie mir doch nicht.“

„Ich will es von Herzen wünschen,“ versetzte Annaliese höhnisch. „Es thut mir leid, daß ich Euch mein schwaches Herz verrathen habe. — Laßt uns nun von dem Geschäfte reden, weshalb wir hierher gekommen sind! Ihr habt vor, mich ganz arm zu machen, Herr Dörling. Könnt Ihr das wirklich wollen?“

„Annaliese! Annaliese, bist Du mir bös?“ rief der Schlosser verzweiflungsvoll. „Sieh, ich liebe Dich unsäglich.“

„So mache Dich von Christel los und wirb bei meinem Großvater um meine Hand.“

„Morgen, morgen!“ stammelte der wein- und liebeberauschte Jüngling.

Sie duldete seine Küsse und erwiderte sie, aber der starke Wein that seine Wirkung bei ihm.

„Jetzt, mein geliebter Kaspar,“ sagte sie schmeichelnd, „gönne Dir einige Ruhe. Ich will heim und meinem Großvater auf Deinen Besuch vorbereiten.“

Kaspar war gezwungen ihrem Rath zu folgen, und schlief nach wenigen Minuten fest auf dem Sopha. Listig lächelnd schlich das schöne Mädchen fort, aber auf dem Wege nach Hause hätte man an ihrem



trüben Auge, ihrer abgehärmten Wange sehen können, was ihr der heutige Tag kostete.

11.

Die Verlobung.

Kaspar erwachte, als die Sonne sich bereits ihrem Untergange näherte, und er würde Alles für einen tollen Traum gehalten haben, wenn er nicht gerade in Kürschleppers Gartenhause erwacht wäre. Aber der böse Zauber war — wenigstens größtentheils — mit dem Weinrausche verflogen. Nur der Gedanke an Christel und die ihr aufgebürdete Untreue erfüllte seine Seele mit einem Gefühle, das aus Wehmuth und Bitterkeit gemischt war. Ohne sich lange zu besinnen, verließ er den Berggarten und stieg verdrießlich den Pfad nach Tanneberg hinauf. Unterwegs hatte er Muße genug, sich die heute erlebte Scene mit Annaliese lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen, und wie die Phantasie sich stets der Erinnerung verbündet und ihre Bilder weit reizender ausschmückt, als die der Gegenwart wirklich sind, so geschah es ihm auch, daß Annaliese in Reizen vor seiner Seele stand, die ihre wirkliche Schönheit bei weitem überboten. Jedes ihrer Worte tönte ihm wie die süßeste Musik in der Seele wieder, er dachte daran, daß er mit Annaliesens Hand den ungeheuren Reichthum ohne alle Mühe erwerbe, und dazu das schönste und herrlichste Mädchen, die ihm selbst

gesagt, wie sehr sie ihn liebe. Indem er sich auf diese Weise wieder in einen Sinnenrausch hineingearbeitet hatte und über und über glühete, stürzte der Gedanke an Christel wie ein kalter Wasserguß über ihn und kühlte ihn wieder ab.

„Erst will ich vor allen Dingen wissen, ob es wahr ist, daß mir die Christel untreu ist," murmelte er vor sich hin. Und so war er mit den widerstreitendsten Gefühlen und Gedanken fort und fort beschäftigt nach Tanneberg gekommen, er wußte nicht wie. Es war unterdessen Nacht geworden und die Uhr spät.

Leise schlich er um die Hecken der Gärten und durch das Gäßchen an Christels Häuschen hinab. Ein ungewohnter Lichtschimmer, der aus den Klinzen der Fensterladen drang, fiel ihm schwer auf's Herz. Eine Gruppe Menschen, von denen einige auf die Unterschlagmauer stiegen und durch jene Klinzen in die Stube lugten, stand vor dem Hause und vermehrte Kaspars Herzschläge. Behutsam näherte er sich und zog die Mütze über die Stirne. „Was gibt's denn hier?" fragte er einen kecken Jungen, der eben von der Mauer gestiegen war.

„Da drin feiert die Christel Scharf Verlöbniß mit einem russischen Herzog," versetzte der Junge. „Wenn Ihr in die Schenke gehen wollt, könnt Ihr Euch einen guten Abend machen. Der Herr Herzog hält Alles in Essen und Trinken frei, was dort einkehrt. Schier das ganze Dorf ist dort versammelt, und ich weiß nicht, wie viel Eimer Bier schon getrunken sind."

Jedes Wort des Jungen war ein Dolchstich in Kapars Herz. Aber er wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, und ergriff mit zitternder Hand den Ladenwirbel, um sich an demselben auf die Mauer

empor zu schwingen. Sein Auge thränte, als er es in die helle Stube richtete, und Anfangs ging Alles durcheinander. Endlich unterschied er Gestalten und sah Christeln sonntäglich geputzt, ihr gegenüber den Russen, den Tisch voll Weinflaschen und Teller, daneben kostbare Geschenke. Der Russe hatte Christels Zitter in der Hand und spielte und sang ihr ein Liebeslied vor. Die ganze Stube war mit Maien ausgeschmückt, wie eine Laube. Jetzt kamen die Dorfmusikanten und stellten sich vor dem Hause auf, um Musik zu machen. Kaspar zog sich zurück und horchte nach den einzelnen Menschengruppen hin, die sich zahlreich versammelten. Da vernahm er die erstaunlichsten Dinge von Christels künftigem fürstlichen Stande und von den Geschenken, die ihr der vornehme Bräutigam heute schon gemacht habe und noch machen werde. Er wußte genug und trat mit durchkältetem Herzen, die Weibertreue verfluchend, den Rückweg an. Inzwischen verstand er sich gar bald zu trösten, und redete sich ein, Christels Untreue sei ja ein wahres Glück für ihn. Ohne sie würde er Christeln nimmermehr verlassen haben. So aber habe sie selbst das Band, das sie verbunden, gelöst, und er könne nun die weit schönere und reichere Annaliese heirathen. Zuweilen schoß ihm eine Thräne in's Auge, wenn er bedachte, daß die geliebte Christel nun auf ewig für ihn verloren sei, aber dann träumte er sich schnell wieder in sein künftiges Glück hinein, und sagte: „Christel wird ja noch reicher und vornehmer als ich. So ist uns Beiden geholfen. Wir wären doch unser lebelang arme Leute geblieben.“

Heimgekommen konnte er fast die ganze Nacht den Schlaf nicht finden; seine erregte Phantasie gaukelte ihm die wunderlichsten Gebilde vor, ihnen folg-



ten noch wirrere Traumgestalten, und als er früh erwachte, fühlte er sich abgespannt und ermattet. Inzwischen traf er doch alle nöthigen Vorbereitungen zum Werbegange, klopfte den Sonntagsrock aus, bürstete den Hute, wichste die Stiefel, putzte die Knöpfe und zog sein bestes Hemd an. Endlich war er fertig und griff zum Stocke. Eine mächtige Unruhe folterte sein Herz, aber er raffte all' seinen Muth zusammen und schritt hastig auf das reiche Haus zu. Jacob empfing ihn schon an der Thüre und führte ihn in die Stube des Herrn. Dieser erhob sich bei seinem Eintritte im Bette und streckte ihm die Hand entgegen. Dadurch ermuthigt, brachte Kaspar stammelnd sein Wort an und bat um die Hand der Enkelin.

„I von Herzen gern, wenn sie Euch liebt und Ihr sie, Herr Dörling, so ist die Sache bald geschlichtet. Ich habe nichts gegen Euch, Ihr seid mir als Mann meiner Enkelin eben recht. Setzt Euch nieder. Jacob, rufe die Annaliese herbei!"

Sie kam, aber mit verweinten Augen.

„Sage mir, mein Kind, willst Du Meister Dörlings eheliches Weib werden? Er hat so eben um Dich angehalten."

„Ja!" hauchte sie hin, aber Kasparn entging der unterdrückte Seufzer nicht, womit sie es that. Es schien ihm gar nicht Alles wie gestern.

„So gebt Euch die Hände, meine Kinder: ich wünsche Euch von Herzen Glück!" sagte Kürschlepper mit einem Tone, als sei ihm ein Centnergewicht von der Brust gerollt.

„Ich habe nur die eine Bitte, Herr Sohn," fügte er dann hinzu, „daß wir mit dem feierlichen Verlöbniß, mit dem Aufgebot und der Hochzeit es anstehen

lassen, bis die Gäste, die ich jetzt in meinem Hause beherberge, abgereist sind. Lange werden sie schwerlich mehr verweilen."

„Von Herzen gern," versicherte Kaspar und trank von dem dargebotenen Weine, aber er wollte ihm bei weitem nicht so schmecken, wie gestern. Annaliese war einsilbig, erwiderte aber den ehrerbietigen Kuß, den ihr Kaspar reichte. Diesem wurde es eng und unheimlich und er ersah deshalb die erste Gelegenheit, um sich schicklich zu empfehlen. Zwar wurde ihm leichter um's Herz, als er draußen war, aber er hatte doch den ganzen Tag mit recht widerwärtigen Gefühlen zu kämpfen, und es war ihm keineswegs zu Muthe, wie einem glücklichen Bräutigam.

12.

Die schwere Wahl.

Die erste schöne helle Stunde des folgenden Frühlingsmorgens fand Annaliesen im Garten am Hause. Sie hatte die ganze Nacht über kein Auge geschlossen, aber sie hatte viel geweint und sah bleich und abgehärmt aus. Ihre erkünstelte Kraft war gebrochen. Ihre Unruhe trieb sie von einer Laube in die andre und sie hatte, tief in sich gekehrt, nicht bemerkt, daß ihr der Staatsrath leise gefolgt war. Sie erschrak daher nicht wenig, als er ihr plötzlich entgegentrat und sie anredete: „Theure Elisa, Dich drückt seit gestern oder vorgestern ein schwerer Kummer, und vergebens be-

mühst Du Dich, ihn mir zu verbergen. Womit habe ich mein süßes Mädchen beleidigt, daß sie ihr bedrängtes Herz nicht vor mir ausschüttet, mich nicht zum Theilnehmer ihrer Leiden macht?"

Ein gewaltsam aus ihren schönen Augen hervorbrechender Thränenstrom war Annaliese's Antwort. Er umschlang ihren Nacken und hob mit der andern Hand ihr Köpfchen unter dem Kinn empor, um ihr in das reizende, jetzt getrübte Auge zu schauen, und fuhr fort: „Du hast mich gestern den ganzen Tag gemieden, Elise, und auch heute scheint es Dir nicht angenehm, daß ich Dir nachgegangen bin, um zu erfahren, was Du vorhast. Es muß sich im Hause etwas ereignet haben, woraus man mir ein Geheimniß machen will. Aber ich frage Dich hiermit ernstlich danach, und Du weißt, daß ich ein Recht habe, danach zu fragen."

„O frage nicht! Frage um Gottes willen nicht!" jammerte Annaliese. „Ich kann und darf Dir doch nicht darauf antworten. Und das schneidet mir durch's Herz. Ein fürchterliches Geheimniß bindet auf ewig meine Zunge. Wisse nur das Eine, was Du erfahren mußt, daß wir für einander verloren sind, und niemals angehören dürfen."

„Bist Du bei Sinnen?"

„O wär' ich es nicht! Mir wäre wohler."

„Aber was soll das?"

„Ich bin gestern durch die Hand meines Großvaters einem andern Manne verlobt worden, den ich nicht liebe, niemals lieben werde, der mir mehr als gleichgültig, ja der mir verhaßt ist, weil er mich von der Pforte meines irdischen Himmels reißt, an dessen Eingange Du mit ausgebreiteten Armen standst, um mich an Dein Herz zu ziehen. Auch meinem Groß=

vater ist dieser Mann in der Seele zuwider, er hält ihn mit Recht für seinen größten Feind, und doch hat dieser Mann — o wie abscheulich! — mit List überredet werden müssen, um mich zu werben; o Feodor, ich habe mich diesem Manne aufschmeicheln müssen! Das ist gräßlich und frißt mir am Herzen. O süß- und heißgeliebter Feodor, Mann meiner ersten und einzigen Liebe, verlaß eilig dies Haus des stillen trostlosen Jammers, der fürchterlichsten Verzweiflung, die nicht einmal laut klagen darf, sondern all' den gräßlichen Schmerz stumm im Herzen verschließen muß, ihn durch keinen Zug ihres Gesichts verrathen darf; wende Deine Schritte so schnell wie möglich aus diesem Hause, wo das Dich liebende, von Dir geliebte Mädchen als ein unschuldiges Opfer zur Sühne fremder Schuld fallen muß."

„Wie? ich sollte Dich feig und kleinmüthig aufgeben. Nimmermehr!"

„Du mußt. Mein Großvater kann und wird Dir mich nicht zum Weibe geben."

„Ich werde ihn dazu zwingen. Und wenn mir auch alle Deine Worte Räthsel sind, so will ich den Knoten doch rasch durch einen kühnen Schwertstreich zerhauen." Mit diesen Worten wandte er sich rasch nach dem Ausgange des Gartens.

„Was willst Du thun?" rief ihm Annaliese ängstlich nach.

„Du wirst es bald genug erfahren," versetzte er und verschwand. Sie wußte nicht, sollte sie ihm folgen oder bleiben. Rathlos sank sie auf eine Bank, und rang wimmernd die Hände.

Der Staatsrath ging und erkundigte sich, ob Herr Kürschlepper wach sei, und als man ihm diese Frage bejahete, trat er ohne Umstände in's Zimmer. Der



Alte erhob sich im Bette, in der Meinung, der frühe Besuch habe nur eine ärztliche Bedeutung.

„So eben habe ich von Ihrer Enkelin das Geständniß erhalten, daß Sie dieselbe gezwungen haben, sich einem, von ihr ungeliebten Manne zu verloben. Ich komme deshalb, Ihnen zu sagen, daß ich ältere Rechte an Herz und Hand Annaliese's habe, und durchaus nicht gesonnen bin, zu Gunsten eines Andern darauf zu verzichten. Annaliese muß meine Frau werden, Herr Vetter Kürschlepper."

„Das muß sie nicht; das kann sie nicht; das darf sie nicht!" rief der Greis mißmuthig und sich bis zum Zorn steigernd.

„Herr!" rief der Staatsrath ebenfalls heftig, „ich schwöre Ihnen zu, daß ich mich nicht wie ein Narr an der Nase führen und mich von Ihnen um das Mädchen betrügen lasse. Ich werde Mittel finden, meine Ansprüche an sie geltend zu machen."

„Sie haben keine Ansprüche, Herr Staatsrath. Nie gab ich Ihnen bestimmt und fest mein Wort; nie werde ich Ihnen solches geben. Meine Verhältnisse erfordern gebieterisch, daß Annaliese das Weib des Mannes werde, dem ich sie gestern verlobt."

„Aber sie liebt ihn nicht."

„Einerlei. Sie wird ihn lieben lernen. Und Sie würden sehr wohl thun, dem Mädchen diesen nothwendigen Schritt nicht zu erschweren, und mich überhaupt sehr verbinden, wenn sie mein Haus bald verließen. Nach dem, was nach dem Gebot der Umstände hier geschehen ist und in den nächsten Tagen noch geschehen muß, kann Ihnen selbst der Aufenthalt darin kein angenehmer sein, und in Ihrem eigenen Interesse wünsche ich kein längeres Verweilen von Ihrer Seite."



„Daß ich ein Narr wäre!" brauste der Staatsrath auf. „Nein, Herr Kürschlepper, Sie geben mir Lieschen zur Frau, oder —"

„Oder? — Und wenn ich nun doch nein sage?"

„So klage ich Sie als Mörder meines Großvaters Andreas Schwarzpfennig an; denn Sie haben ihn meuchlings im Gebirge erschossen, der alte Kurt Reisig in Tanneberg und mein Vater, der sogleich aus Rußland kommen wird, werden die Beweise bestätigen, die wir gegen Sie in den Händen haben."

Der kranke Greis war mit einem dumpfen Schreckenslaut in das Kissen zurückgefallen und suchte Auge und Ohr vor der drohenden Geberde und Stimme des Staatsraths zu verhüllen. In diesem Augenblicke trat Annaliese, von dem lauten Wortwechsel herbeigezogen, in's Zimmer. Einige Minuten des peinlichsten Schweigens verstrichen.

„Was gedenken Sie nun zu thun?" fragte Schwarzpfennig den Alten.

„Des Herrn Gericht kommt über mich," entgegnete dieser resignirend. „Ich weiß keinen Ausweg. Gebe ich Ihnen das Mädchen, so verdirbt mich Kaspar Dörling und Kurt Reisig, geb' ich sie Kaspar Dörling, so verderben sie mich und Kurt Reisig. O in diesem Kurt Reisig habe ich stets meinen bösen Genius, den Engel der Rache geahnt, ich habe stets im Stillen vor seinen finstern Blicken gezittert, und aus seinem Auge leuchtete mir eine düstere Flamme entgegen, die wie mein Verderben aussah. — Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so nehmen Sie das Mädchen, aber mein Vermögen werden Sie nicht mit erfreien. Sie erhalten ein blutarmes Kind zur Frau."

„Aber wie so?" fragte der Staatsrath bestürzt. „Ich will auch Ihre Schätze."



„Annaliese," sagte der furchtbar bedrängte Greis zu der Weinenden mit schwacher Stimme, „geh' mit ihm auf sein Zimmer und enthüll' ihm unser Schicksal. Verschweige ihm gar nichts, damit er meine Lage klar zu würdigen weiß. Dann kommt wieder herab zu mir und sagt mir, ob Ihr vielleicht einen Ausweg aus dieser Bedrängniß aufgefunden habt. Mein armer Kopf ist düster und schwer." Die beiden Liebenden gingen.

„O Herr," seufzte der Alte und versuchte die Hände zu falten, „willst du mich in meinem hohen Alter für die Sünden meiner Jugend büßen lassen? für Sünden, zu denen ich von einem Weibe verführt wurde, die die Rache wegen eines gebrochenen Liebeschwurs leitete? Freilich bin ich ein schwerer Sünder, aber man sagt ja, du verziehest allen Sündern, o so verzeihe auch mir!" Lange lag er still und seine Lippen bebten. Die Hülle seines Fleisches fiel zusehends zusammen, schwere und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne, sein Auge glühte fieberisch; er stand eine gräßliche Angst aus.

Nach einer Stunde traten Annaliese und der Staatsrath wieder in das Zimmer.

„Es bleibt nichts übrig als heimliche und schleunige Flucht," sagte der Letztere mit bestimmtem Tone.

„So wollt Ihr mich verlassen in meiner höchsten Noth, und mich an den Galgen ausliefern? So geben Sie mir nur gleich etwas Gift, Herr Staatsrath, daß ich meinem Leben, das schon zu lange gedauert hat, ein Ende mache," jammerte Kürschlepper.

„Ei bewahre der Himmel! Sie müssen mit uns fort. Und da gilt kein langes Zaudern und Abwägen."

„Ich alter, kranker Mann! Wie kann ich denn reisen? Es ist unmöglich!“

„Meine Kunst besitzt Mittel, Ihre Kräfte aufzurichten. Ihre Krankheit ist nur eine Gemüthsverstimmung und gehoben, sobald sich Ihr Geist wieder einer vollkommenen Freiheit erfreut. Sie dürfen nur ernstlich wollen, und Sie sind gerettet. Ich schreibe Ihnen sogleich ein Recept, Sie nehmen die Tropfen nach Vorschrift ein, und werden bald darauf Stärkung verspüren. Ich reise heute noch ab und finde in Annaliesens Verlobung mit Kaspar Dörling den Vorwand zu dieser plötzlichen Abreise. Dies erkläre ich in den ersten Häusern, die ich, um Abschied zu nehmen, jetzt besuche. In der Residenz treffe ich die nöthigen Vorkehrungen zur schnellsten Weiterreise. Sie lassen das Haus mit allen Effekten, Gärten und Wiesen dem guten Kaspar Dörling zurück, damit der dumme Teufel doch auch etwas habe. Er wird sich damit begnügen. Morgen packen Sie in aller Stille Ihre Geldpapiere und Baarschaft, so wie Ihre werthvollsten Gegenstände zusammen. Punkt zwölf Uhr in der Nacht warte ich mit meinem Reisewagen hinten an Ihrem Garten. Wir packen ein und fliegen mit schnellen Pferden davon. Während man Sie krank und schlafend wähnt, sind wir schon über die Grenze. In Berlin verschaffe ich Ihnen einen Paß von der russischen Gesandtschaft.“

„Aber wird mich die Hand der Gerechtigkeit nicht dort erreichen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie sollen sicher sein. Doch nun rasch an's Werk!“

„Aber was wird aus Ignaloff?“

„Der darf nichts von unserm Plane erfahren. Er ist von dem schönen Waldmädchen gefesselt. Ich laß ihm einen Brief zurück.“

Entschlossen ging der Staatsrath sogleich an die Ausführung seines Planes. Als er fort war, schüttelte Kürschlepper ungläubig den Kopf. „Lebend bringt Ihr mich nicht nach Rußland," sagte er wehmüthig zu Anneliese. „Doch ist's besser, ich sterbe unterwegs, als hier am Galgen oder von meiner eigenen Hand. Wenn nur dem Staatsrath Alles gelingt!"

Das Mädchen zweifelte auch und weinte wieder. Aller Muth war ihr gebrochen, und die außerordentliche Maßregel wollte ihr nicht in den Kopf. Sie begriff nicht, wie es möglich sein solle, ohne Weiteres von Haus und Hof zu gehen, aber sie konnte doch keinen andern Ausweg finden. Ihre Angst war groß, aber als der Staatsrath zu Mittag wirklich abgereist war, fiel es ihr wie Berge auf's Herz. Sie wandelte wie ein Schatten im Hause umher, und ihr Großvater stöhnte alle Minuten, daß es schauerlich durch das Haus schallte. Wie war doch in so kurzer Zeit dieses Haus umgewandelt!

13.

Ein wichtiger Todesfall.

Zu Tanneberg im Häuschen der Witwe Scharf stand auch ein Krankenbett, auch auf diesem lag ein von Reue und Gewissensbissen gefolterter Greis, aber ein Engel saß daran, der die heiße Stirn des Kranken mit seinem süßen Odem, wie mit Palmenwehen, kühlte.

„Meine herzliebe Christel," sagte der alte Kurt Reisig, der nach dem Gang auf dem Katzenstein am zweiten Pfingstfeiertage das Lager hinter dem Ofen nicht wieder hatte verlassen können, „wie schlecht vergelt' ich Dir doch Deine maßlose Liebe zu mir! Ich allein trage die Schuld, daß Kaspar Dich verlassen hat."

„Ach, laßt doch den Gedanken, Großvater. Er hat mich untreu gewähnt. Ich hab' es ja erfahren, daß er am dritten Pfingsttag Abends hier vor dem Hause war. Die Leute haben ihn erkannt. Nun hatte ja meine Mutter überall ausgesprengt, ich sei des russischen Herrn Braut, das haben sie dem Kaspar wiedergesagt, und da ist er von dannen gegangen und hat sich mit der schönen reichen Annaliese verlobt. Ich zürne ihm deshalb nicht; ich bin ja nur ein armes Mädchen, und er konnte ja nicht wissen, daß ich ihm treu war."

„Du gutes Kind! Aber ich sagte es gleich, als Ihr in mich drangt, die alten bösen Geschichten zu erzählen: man muß die argen Geister nicht wecken, sie richten sonst Unheil an. Aber der Unmuth riß mich dennoch hin, zu thun, wovor ich mich lange gefürchtet. Ich weckte sie, die schlimmen Geister, und nun sieh all' das Herzeleid, das sie über Dich gebracht, all' das Unheil, das sie sogleich angestiftet haben! Und wenn Du nicht ein so frommes braves Kind wärest, so hätte ja noch weit größeres Unglück daraus entstehen können! Deine Mutter, das thörichte, verblendete Weib, wollte mich todtkranken Mann aus der Stube fortschaffen, hinter dem Ofen hervor hinauf auf den Boden unter das Dach, damit der russische Verführer ganz allein mit Dir sei und desto leichteres Spiel habe, aber Deine Liebe schützte mich an meinem

warmen Plätzchen, Du littest es nicht, daß sie mich auf den Boden brachte. Das dank' ich Dir tausend Mal."

„Ach, Großvater, das ist ja nicht des Dankes werth! Ich that nur meine Pflicht. Und der freche Mensch wurde ja, mir zum Lohne, durch Eure Gegenwart stets in Schranken gehalten."

„Ja, Deine Tugend und ich wurden Deine Retter aus der Gefahr, die Dir Deine Mutter bereitet hatte."

„Sie hat's nicht bös gemeint. Man hatte ihr weiß gemacht, ich solle eine Fürstin werden."

„Ja, der Versucher tritt immer in glänzender Gestalt auf und drückt uns Gold in die Hand. So bin ich auch in meiner Jugend verlockt worden, großes Unrecht zu thun. Dafür habe ich ein elendes, qualvolles Leben geführt. Dir aber wird's gut gehen, Du reine, fromme Magd. Der Himmel wird Dich noch glückliche Tage erleben lassen. Dann besuche mein Grab, Christel, und pflanze ein Blümchen darauf." Christel weinte.

„Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, Christel. Ich glaube nicht, daß ich noch einen Tag lebe. Wenn ich doch den armen, ebenfalls verblendeten Kaspar noch einmal sprechen könnte, um ihm das Letzte auch zu sagen, was ich ihm verschwieg, damit er sich nicht mit dem Hause der Sünde und des Verbrechens verbinde und dadurch selbst mit in das Verderben desselben hinabgezogen werde."

„Wir können Kaspar nicht holen lassen, Großvater. Das sähe ja aus, als wollte ich ihn seiner Braut wieder abspenstig machen. Wenn er von selbst wiederkäme, dann würde ich ihm von Herzen gern vergeben."



„Du hast Recht wie immer, mein Kind! Kaspar dauert mich. Wenn ich ihm gesagt hätte, welch' ein Bösewicht und verruchter Mörder der alte Kürschlepper ist, er würde entsetzt aus dem Hause desselben fliehen. Glaube mir, Christel, Du wirst es erleben, daß das kürschlepper'sche Haus schmählich untergeht. All' sein Reichthum ist durch abscheulichen Betrug zusammengebracht und mit gemordetem Blute befleckt. Daraus kann kein Segen für Kaspar erblühen."

„Der arme Kaspar! Wenn ich ihn nur retten könnte!" weinte Christel.

„Ich weiß wohl, wie es gekommen ist. Er ist, als ich ihn über Kürschleppers Betrug unterrichtet, sicherlich dem alten Schelm zu Leibe gegangen, und dieser hat, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ihm seine Enkelin aufgeschwatzt. Deshalb hass' ich den alten Schurken doppelt. Ich hab' ihn gehaßt mein lebelang als meinen Verführer und Verderber; denn er war's, der mich durch schnödes Geld verblendete, meine noch reine Hand zur Unthat herzugeben. Der Andres Schwarzpfennig war auch so ein schlechter Mensch. Als der nun sein Geld durchgebracht hatte, fiel er dem Anton Kürschlepper zur Last, und erpreßte durch Drohungen stets Geld von ihm. Das wurde immer ärger. Andres war ein Trunkenbold, und Kürschlepper stets in Gefahr, von ihm verrathen zu werden. Da fand man eines Tags, drei Stunden von hier, in den Bergen, den wüsten Andres erschossen. — Dem Andres war sein Recht geschehen; denn er hatte ja den guten, alten Schulmeister Höhnling vergiftet. Aber sein Mörder war kein Anderer als Anton Kürschlepper, der, wie es hieß, eben auf Reisen war. Er hatte sich des Andres entledigt.



Ich und des Andres Sohn, der Johannes Wilhelm Schwarzpfennig, hatten gleich den gegründetsten Verdacht auf Kürschlepper, aber wir beschlossen, uns zu überzeugen. Wir paßten ihm auf, und als er in einer dunkeln Novembernacht allein von Hammerdorf zurückkehrte, steckte sich Johannes Wilhelm, der seines Vaters Gestalt hatte und dessen Stimme sehr gut nachmachen konnte, unter die Brücke, ich aber kroch hinter die Brüstung. Als nun Kürschlepper kam, gab ich Johann Wilhelm ein Zeichen, da fing dieser an zu wimmern und nannte Kürschlepper seinen Mörder. Dieser wollte fliehen, aber ich vertrat ihm den Weg. In diesem Augenblick stand auch Johannes Wilhelm vor ihm, und ich ließ von einer Laterne, die ich in der Tasche hatte, einen Strahl auf ihn fallen. Mir grauste es selbst: er sah gerade aus wie sein Vater. Er hatte nämlich die Kleider desselben angezogen, die dieser angehabt, als er erschossen worden. Die blutigen Stellen waren mit Wasser angefrischt. Kürschlepper stürzte zu Boden und schrie: Ich that's in Verzweiflung, Andres, weil Du mich verrathen wolltest und mir stets mit Galgen und Rad drohtest. — Da wußten wir's nun gewiß. Wir ließen ihn liegen. Weil er aber so reich und mächtig war, so getraute sich Johannes Wilhelm nicht an ihn, und ging fort nach Rußland. Vorher aber schwur er mir zu, er werde kommen und seinen Vater an Kürschlepper rächen. Johannes Wilhelm hat nicht Wort gehalten. Statt seiner kam sein Sohn und wollte die Annaliese heirathen. Das empörte mich und öffnete meinen Mund gegen Kaspar. Ich muß nun sterben, und meine Augen können es nicht sehen, wie dem gottlosen Kürschlepper auf Erden seine schwarzen Thaten vergolten wer-

den; aber ich nehme den Haß gegen ihn mit hinüber. Und vor Gottes Gericht will ich meinen Verführer ob meines Lebens Schuld und Qual anklagen."

Christel schauerte zusammen. „Lieber Großvater," bat sie, „versöhnt Euch doch im Herzen mit ihm, und geht nicht mit Groll und Feindschaft aus der Welt." Aber was sie auch sagen mochte, er antwortete nicht mehr und drückte ihr nur die Hand. Die seinige fing plötzlich an zu erkalten. Seine Kraft hatte nur so lange gehalten, als er dem Engel zu seiner Seite das letzte Bekenntniß abgelegt. Sein Auge brach, er begann zu röcheln. Christel sank neben dem Bette auf die Kniee und betete laut und inbrünstig. Unterdessen war es Abend geworden. Da trat Christels Mutter, von einem Geschäftsgange heimgekehrt, in die Stube. Kurt schien sie noch zu erkennen. Tochter und Enkelin faßten seine Hände. Er nickte noch einmal dankbar, und hörte auf zu athmen. In diesem Augenblick hielt ein Reiter vor der Thüre, sprang vom Pferde und stürmte in die Stube. Es war Ignaloff.

Christel erhob sich würdevoll und trat auf ihn zu: „Herr Baron, in dieser Hütte ist kein Gegenstand für Ihre Scherze. Hier waltet ein fürchterlicher Ernst. Es ist ein Haus des Todes, in welches Sie getreten sind. So eben ist mein Großvater gestorben. Verlassen Sie uns, und kehren Sie nie wieder. Alle Ihre Ritte hierher würden fruchtlos sein. Bei dieser Leiche schwöre ich Ihnen, daß meine Tugend Ihren bösen Versuchen stets trotzen wird. Eilen Sie schnell, eh' Sie der zürnende Geist meines Großvaters vertreibt."

Ohne ein Wort zu erwidern, zog sich der Russe



zurück, bestieg rasch sein Pferd und sprengte der Stadt zu, als sei jener Geist schon hinter ihm.

14.

Schnelle Wendung.

Jakob, der alte Diener im kürschlepper'schen Hause, hatte erlauscht und herausgebracht, was die Herrschaft vorhatte, und war empört, daß man seiner in keiner Weise gedacht und ihn im Alter dem Elende überlassen wolle. Er war seit Jahren der Vertraute seines Herrn gewesen, nun wurmte es ihn gewaltig, daß jener jetzt den Verschwiegenen gegen ihn spielte. Eben so abscheulich fand er es, wie Annaliese mit dem guten Herrn Dörling umging. Voll Gift und Galle schlich er in der Abenddämmerung, als Kürschlepper und seine Enkelin eben hinter verschlossenen Thüren mit Einpacken beschäftigt waren, zu Kaspar Dörling und verrieth diesem den ganzen Handel. Kaspar traute seinen Ohren kaum, und konnte sich in der Unschuld seines Herzens nicht von solcher Bosheit überzeugen. Inzwischen verfügte er sich auf Jakobs Rath doch sofort in das kürschlepper'sche Haus, indem er sich den Anschein gab, als wolle er seiner Braut einen Besuch machen. Annaliese hätte sich gern vor ihm verläugnen lassen, aber Jakob klopfte an die Thüre und rief: „Herr Dörling sei da, und vor ihrem Bräutigam werde sie sich doch nicht einschließen." Annaliese mußte den heftigen Verdruß

über diesen höchst unbequemen Besuch bekämpfen, ihr Gesicht zur größten Freundlichkeit zwingen und also vorbereitet die Thüre öffnen. Dörling, nicht so Meister der Verstellung, grüßte verlegen und erkundigte sich nach dem Befinden des alten Herrn. Annaliese schützte Kopfschmerzen vor und meinte, sie werde sich bald zur Ruhe begeben; sie habe vorige Nacht beim Großvater gewacht. Der Alte sprach kein Wort und wünschte Kasparn im Herzen zu allen Teufeln. Bald trat eine peinliche Pause ein. Annaliese in fieberhafter Spannung, konnte die Rolle der freundlichen Braut nicht durchführen; sie erschrak bis in's innerste Herz, als Kaspar plötzlich sagte: „Bei Euch liegen ja die Kostbarkeiten und Geldrollen umher, als wäret Ihr mit Einpacken beschäftigt. Wollt Ihr denn verreisen und Eure Reichthümer mitnehmen?"

„Warum nicht gar!" sagte sie todtenbleich, aber die Worte blieben ihr halb im Munde. „Was fällt Dir ein, Kaspar? Der Großvater hat all' sein Eigenthum geordnet. Er fürchtet von seiner Krankheit das Schlimmste. Und das soll ihn, wie er meint, nicht unvorbereitet treffen. — Er hat sich heute deshalb mehr angestrengt, als ihm zuträglich ist, und Ruhe thut ihm Noth. Auch ich bin des Schlafes bedürftig. Es ist neun Uhr vorüber. Ich bitte Dich, herzlieber Kaspar, komm morgen etwas früher, damit Du länger bei uns bleiben kannst. Iß morgen ein Bißchen Abendbrot mit uns. Willst Du, liebes Herz?"

„Heute willst Du mich also los sein? Wenn ich nun doch ein Vöglein hätte pfeifen hören, Ihr wolltet, Du und Dein Großvater, in dieser Nacht noch mit dem Staatsrath nach Rußland fliehen und mir

einen schändlichen Betrug spielen! Was sagst Du dazu, mein Herz?"

Annaliesen war die Zunge im Munde kalt geworden, und der Alte im Bette stöhnte auf.

„Kaspar!" rief endlich die schöne Heuchlerin mit erzwungenem Affekt, „wer in aller Welt hat Dir denn solch verrücktes Zeug weiß gemacht? Bist Du nicht ein Närrchen, Dir solche Nasen aufbinden zu lassen! Ich Dich verlassen, mein herziger Schatz, mein geliebtes Leben? Der Staatsrath ist längst über alle Berge und zog schnell genug ab, als er erfuhr, daß ich ihn nicht mochte. Da hat sich ein boshafter Mensch einen Spaß mit Dir gemacht, und Du glaubst auch solche Narrenspossen? Bist Du nicht ein Thor! Geh' heim und lege Dich unbesorgt schlafen. Es entführt Dir Niemand Deine Braut. Schlafe ruhig und sorglos!" Mit diesen Worten hatte sie sich auf seinen Schoß gesetzt und liebkoste ihn. Er aber antwortete kalt: „Das werde ich schön bleiben lassen, mein Herz! Ich traue Dir nicht, und Deinem Großvater auch nicht. Ich gehe jetzt, aber nicht zu Bett, sondern meine Freunde zu unterrichten und aufzufordern, mit mir diese Nacht Wache an Euerer Hausthüre und hinten an Euerer Gartenthüre zu halten. Wir werden mit geladenen Gewehren kommen, und ich schwöre Dir bei Gott zu, daß wir schießen, wenn Ihr den Versuch macht zu entfliehen oder der Staatsrath sich sehen läßt. Nein, ungestraft sollt Ihr mich nicht narren."

Da begann der alte Kürschlepper im Bette zu heulen und zu schreien: „Es ist Alles aus! Gebt mir ein Messer, daß ich meine Kehle abschneide! Einen Strick, daß ich mich erhenke! Weh mir! Weh mir!"



Und Annaliese stürzte wimmernd und in äußerster Verzweiflung die Hände ringend vor dem Bette nieder.

„Also wirklich, Du arge Schlange?“ eiferte Kaspar. „Belogen und betrogen hast Du mich, Du abscheuliches Wesen.“

Er wurde durch Jemand unterbrochen, der rasch in das Zimmer trat. Es war der Russe Ignaloff.

„Ich komme Abschied zu nehmen,“ sagte er, „morgen mit dem Frühesten reise ich ebenfalls ab, dem Staatsrathe nach.“

Annaliese hatte sich gefaßt und fragte:

„Ei, was bestimmt Sie denn zu so schneller Abreise?“

„Mademoiselle, was Sie mir von der Christel Scharf gesagt, ist, mit Ihrer Erlaubniß, nicht wahr. Diese Christel ist ein frommes, tugendhaftes Mädchen, vor dem ich Achtung empfinden gelernt habe. Ich bin für meinen leichtsinnigen Plan, den Sie so sehr unterstützten, bestraft worden. Denn als ich vor einer Stunde in Christels Wohnung trat, weinte sie an der Leiche ihres Großvaters, der eben gestorben war, und rief den Geist desselben gegen mich auf. Entsetzen erfaßte mich, und ich werde jenes Häuschen nie mehr betreten.“

„Wie? Christels Großvater ist gestorben?“ rief Annaliese mit dem wilden Ausdruck einer rasenden Freude.

„Kurt Reisig ist gestorben?“ fuhr der alte Kürschlepper vom Bette empor, wie aufgeschnellt.

„Ich stand an seiner Leiche,“ versetzte Ignaloff verwundert.

„Wir sind gerettet!“ jubelte der Greis.

„Ja gerettet! gerettet!“ jauchzte Annaliese wie eine Mänade.

Kaspar stand wie betäubt; auch er hatte schnell die Wichtigkeit dieses Todesfalls begriffen.

„Werft mir den unverschämten Menschen dort hinaus!“ herrschte Kürschlepper plötzlich wieder in seinem alten Uebermuthe.

„Eilt, Ihr alberner Narr!“ höhnte Annaliese dem Erschrockenen in's Gesicht, „daß Ihr dieses Haus verlaßt, das Euch jetzt keinen Aufenthalt mehr bietet. Ihr seid mir genug zur Last gewesen. Gottlob, daß ich die mir aufgezwungene Larve abwerfen kann! Geht schnell, und wißt, daß ich in acht Tagen des Staatsraths von Schwarzpfennig Gemahlin bin! Wollt Ihr bei der Hochzeit aufwarten, so könnt Ihr Euch ein paar Groschen verdienen. Wir brauchen viele Diener, denn wir werden viele Gäste haben, und es soll sehr hoch hergehen.“

„Ja, tausend Thaler und mehr laß ich mir die Hochzeit kosten!“ kreischte der Großvater. Kaspar Dörling aber ging, starr vor Entsetzen und Bestürzung. Es war ihm nicht anders, als müsse er den Verstand verlieren, und ohne zu wissen, wohin er ging, irrte er stumm in die Nacht hinaus.

15.

Alte Liebe rostet nicht.

Am andern Morgen war Jubel und Freude im Kirschlepper'schen Hause. Die ganze Stadt sprach davon, daß der Staatsrath in der Nacht zurückge-

kehrt und das Aufgebot Annaliesens mit ihm bereits beim Oberpfarrer bestellt sei. Niemand konnte sich das Räthsel 'erklären, und Kaspar war nirgends zu finden. Er war Abends nicht wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, und vergebens fragte man nach ihm, um ihn auszuforschen.

Der arme Kaspar war zerknirscht nach Tanneberg geschlichen, um Christeln womöglich aus der Ferne noch einmal zu sehen, dann — so schwebten ihm dunkle unbestimmte Gedanken vor — wollte er sich vom Katzenstein herabstürzen; denn er fühlte sich unbeschreiblich elend, und das Leben dünkte ihm ganz unerträglich. Für ihn war auf Erden Alles verloren. So ging er, als ein Verzweifelter, durch den frischen, glänzenden Frühlingsmorgen im Walde um Tanneberg herum, und wagte sich nicht hinein. Er wollte warten, bis es Abend sei, damit ihn, den unglückseligsten aller Menschen, kein Anderer sähe.

Indem er so durch die Hecken strich, sah er, wie ein Weib sich bückend frische Waldblumen pflückte; er wollte rasch vorbei, da hob sich die Gestalt empor und er erkannte mit freudigem Schrecke Christeln. Sie war's, die in der Frühe Blumen suchte, um die Leiche ihres Großvaters damit zu schmücken. Erst stand Kaspar eine Minute lang wie angewurzelt, dann wollte er rasch fliehen, aber unwillkürlich hatte sie die Arme nach ihm ausgebreitet und rief mit wehmüthiger Stimme:

„Kaspar, bleib!“

Und er blieb. Er nahte sich ihr und sagte:

„Christel, ich will auf ewig von Dir Abschied nehmen.“

„Auf ewig! und weshalb denn auf ewig!“

„Ich will — in die weite Welt gehen, um nie wieder zu kehren."

„Nun, wirst Du denn nicht Annaliese Kürschlepper heirathen?"

„Erinnere mich nicht an die Nichtswürdige! Das ist eine Schlange, die ich noch zur rechten Zeit kennen gelernt habe."

„So bist Du wieder frei von ihr?" rief Christel freudig.

„Frei und ledig."

„Gottlob, daß Du gerettet bist! Doch weshalb in die Welt gehen?"

„Was soll ich hier? Ich kann die Schande nicht ertragen. Und Dich habe ich so sehr gekränkt."

„Ich vergebe Dir Alles, Kaspar, und habe Dich so lieb, wie erst."

„Du vergiebst mir, Christel?"

„Von Herzen! Ich bin Dir treu geblieben."

„Ich weiß es. Warum sagte man mir auch, Du würdest den Russen heirathen?"

„Daran war ich unschuldig. Meine Mutter hat es mir gestanden: Die Annaliese hat sie dazu beschwatzt und ihr viel Geld dazu gegeben."

„O nun durchschau' ich die Schändliche ganz! Sie wollte uns trennen und mich für sich gewinnen. Und ich ließ mich auch von ihr fangen in ihrem Gartenhaus und ging in ihr Netz. Fangen wollte sie mich, weil ich ihr und ihrem Großvater gefährlich war, und sie mich auf andere Weise nicht unschädlich machen konnte. Nun da Dein Großvater todt ist, und ich nichts mehr gegen sie ausrichten kann, stoßen sie mich mit Schmach aus dem Hause. O Christel! das mir rechtmäßig zugehörige Vermögen ist nun für ewig verloren."

„Laß es, Kaspar! Wir hatten erst nichts und dachten nicht daran. Wir wollten uns lieben und arbeiten. Was hindert Dich denn, das immer noch zu thun? Denke, das Ganze ist ein böser Traum gewesen."

„Du hast Recht, liebe Christel! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich war ein Thor. Und willst Du mich denn noch?"

„Wenn Du mich nur willst, Kaspar, so bin ich unaussprechlich glücklich."

„O Du guter, lieber Engel! Und Dich konnte ich verlassen, vom Satan geblendet!"

„Die Versuchung ist vorüber. Wir lieben uns um so inniger."

„Ja um so inniger!" weinte Kaspar und sank an Christels Brust. Ein herzinniger Kuß besiegelte den neuen Bund. Dann gingen sie heim zusammen und schwuren über Kurts Leiche, sich treu zu lieben und Freud' und Leid, Arbeit und Armuth miteinander zu tragen bis an ihr Ende. Es war ihnen, als ob die finstern Züge der Leiche sich verklärten und lächelten.

16.

Der todte Rächer.

Der Tag war im Kürschlepper'schen Hause in Saus und Braus verlebt worden. Am Abend hatten die Bewohner desselben schwere Köpfe. Der Staatsrath sank in Annaliese's Arme, und der alte Kürschlepper

wurde in großer Abspannung zu Bette gebracht. Die Lichter verlöschten, und die finstre Nacht zog ein in das finstere Haus. Die Mitternacht schlich unheimlich durch die Gemächer. Da plötzlich ertönte aus Kürschleppers Zimmer ein fürchterliches Angstgeschrei. Der Alte schrie mit so entsetzlicher Stimme, daß Alle im Hause wie bethört auffuhren, und nach wenigen Minuten sich das Gemach mit Lichtern und Menschen füllte. Knechte und Mägde, Jakob, Annaliese, der Staatsrath, Ignaloff kamen bestürzt herbeigerannt.

„Holt mir den Pfarrer und das Amtspersonal!" kreischte Kürschlepper. „Schnell! Um Gotteswillen schnell den Amtmann und den Pfarrer!"

„Aber was haben Sie denn vor?" fragte der Staatsrath verdrießlich.

„Was ist Euch begegnet, Großvater?" jammerte Annaliese.

„Kurt Reisigs Geist ist so eben bei mir gewesen — hu hu! — in welcher entsetzlichen Gestalt! Ah! Ah! Er hat mich vor Gottes Richterstuhl geladen noch in dieser Nacht. Er hat mir gesagt, daß ich sterbe, eh' der Morgen graut. Er hat mich mit schrecklichen Worten geladen, mich, seinen Verführer. Er will Abrechnung mit mir halten, mit mir, dem zwiefachen Mörder! Er hat mir gesagt, daß ich gut machen soll, was schnell noch gut zu machen ist. — Lauft! rennt! den Pfarrer! den Amtmann! Mich friert's entsetzlich. Das Mark in den Knochen wird mir zu Eis. Luft!"

So schrie und rasete der Greis fort, die Augen traten ihm aus den Höhlen, seine weißen Haare sträubten sich. Alle seine Züge waren scheußlich verzerrt. Der Staatsrath fühlte ihm nach dem Puls und sagte dann achselzuckend: „Er ist wahnsinnig geworden."

„Das lügst Du, Schuft!“ schrie der Kranke. „Ich habe meinen vollen Verstand. Holt mir auch den Arzt herbei. Ich will von diesem Betrüger nichts wissen!“ Die Knechte flogen, die Befehle auszuführen, und nach einer halben Stunde, in welcher Kürschlepper abwechselnd geschrieen und Annaliesen und den Staatsrath von sich gestoßen hatte, traten der Amtmann mit dem Protokollisten, der Oberpfarrer und der Arzt herein. „Prüft mich zuerst, daß ich vollkommen bei Verstand bin. Ich kenne Euch Alle. Sie sind der Oberpfarrer, Sie der Amtmann, Sie mein Arzt. Und nun setzt Euch und schreibt. Ich habe als Substitut des Schulmeisters Höhnling zu Schönau, auf Anstiften von dessen Eheweib, Dorothea, mit deren Sohne Andreas Schwarzpfennig, den genannten Höhnling mit Gift um's Leben gebracht. Dann haben wir eine gestohlene Kindesleiche für ein von der Dorothea geborenes Kind ausgegeben, welches einige Stunden gelebt, und haben deshalb falsche Eide geschworen. Dadurch kam das höhnling'sche Vermögen, welches Dörling gehörte, an mich. Hernach habe ich den Andres Schwarzpfennig, der mich zu verrathen drohete und mir fort und fort Geld abpreßte, meuchlings erschossen. All' mein Gut habe ich mit Unrecht besessen; es gehört dem Kaspar Dörling. Daß ich die Wahrheit gesprochen, müssen meine Enkelin Annaliese Kürschlepper und der Staatsrath Schwarzpfennig bezeugen, denen ich mein gräßliches Geheimniß habe anvertrauen müssen. Ebenso weiß es Kaspar Dörling aus dem Munde Kurt Reisigs. Ich befehle Euch, Schwarzpfennig und Annaliese,“ donnerte er jetzt, „meine Aussage zu bestätigen.“ — Zitternd vor Furcht und Schrecken thaten es Beide.



„Bist Du nun zufrieden, Kurt? Furchtbarer, ich komme!“

Röchelnd sprach er die letzten Worte. Alsbald fing der Tod ihn zu würgen an, ein schauderhaftes Schauspiel. Als der Tag grauete, hatte er geendet. Der Pfarrer betete an seinem Bette. Alle Anwesenden waren voll Grauen geflohen. Als Annaliese aus ihrer Betäubung erwachte und nach dem Staatsrath fragte, erfuhr sie, daß er mit Ignaloff eiligst abgereist sei. Sie ertrug es scheinbar gleichgültig. Ebenso schien es keinen großen Eindruck auf sie zu machen, als am Abend der Scharfrichter mit seinem Wagen unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge vor dem Hause erschien, hereintrat, die Leiche ergriff und auf den Wagen trug, um sie unter dem Galgen zu begraben. Dann aber verschwand sie aus dem Hause, Niemand wußte wohin. Am folgenden Tage fand man ihre Leiche zerschmettert unter dem Katzenstein.

Drei Monate später war Kaspar Dörling im Besitz des ganzen Vermögens und wohnte mit seinem blühenden Weibe im Kürschlepper'schen Hause.

Tins der Wilderer.

1.

Ein Genie aus dem Volke.

Wir sind in einem ansehnlichen Gebirgsdorfe des mittlern Deutschlands. Es ist ein sogenannter Herrenort, weil es unter der Gerichtsbarkeit eines Edelmanns steht. Das große Gut dehnt sich im Thal, an dessen Ausgang das Dorf liegt, und in der vom Fuß der letzten Berge sich ausbreitenden fruchtbaren Ebene aus. Am mäßigen Abhange der rechten Thalwand, die sich allmählig verflacht, aber bis zur Ebene dicht bewaldet ist, liegt das alterthümliche Schloß mit seinen langen Flügeln, deren Baustyl auf verschiedene Jahrhunderte deutet, nebst seinen zahlreichen Nebengebäuden; im Thale selbst am Bach die Oekonomiegebäude. Der ganze Bergwald bis an's Hochgebirge hinauf ist theils mit einem lebendigen Zanne, theils mit doppeltem Gestänge umfriedigt als edelmännische Waldung und Wildgehege. Der vordere Theil, der sich nur lehn und in der Ausdehnung einer Viertelmeile zum höhern Gebirg erhebt, ist zu einer Art Park — freilich wild genug — umgestaltet und ein besonders umstängter Distrikt darin ist die herrschaftliche Fasanerie. Hier findet man auch die Jägerwohnung mit der Aussicht auf die Ebene und vom Dorfe eine tüchtige Viertelstunde entfernt, die aber durch die dazwischen liegende

waldige Berghöhe des Parks einen angenehmen Weg darbietet. Man muß da dicht an der Kirche und am Gottesacker vorüber, der sanft bis zum Parkzaun aufsteigt. Es gewährt einen still wehmüthigen Anblick, wenn man vom Dorfe nach dem freundlichen Jägerhause wandernd, das Auge auf die bunten Kreuze des Todtenackers, von Ulmen, Linden und Kastanien überschattet, und auf die steinerne weiße Kirche gleiten läßt, die gebieterisch nach dem Dorfe hinüberschaut, wohin eine mit einstöckigen Häusern und Hütten, den Wohnungen der Armuth, eingefaßte Gasse führt.

Eins dieser Häuschen mit einem ziemlich geräumigen Hofe, etwas Stallung und einem kleinen Gemüsegarten nannte Justinus Kolbe, in der Volkssprache „Kolbentins" geheißen, sein Eigenthum, obgleich eigentlich die Ziegel auf dem Dache nicht sein waren, so stark nämlich war dieses geringwerthige Anwesen verschuldet. Justinus war seines Gewerbes kein Bauer, sondern ein Radmacher, an andern Orten Wagner und Stellmacher genannt, ein auf dem Lande höchst nöthiges und vielbeschäftigtes Handwerk, und er verstand nicht nur dieses Handwerk gut, er wußte auch im Land- und Gartenbau, in der Viehzucht, ja in allen möglichen Dingen und Geschäften Bescheid. So vereinigte er mit großem Verstande die Neigung und die Geschicklichkeit, sich nichts, wonach er griff, durch die Finger schlüpfen zu lassen; und er griff wahrlich nach allem, was ihm im Wege lag und auch nach manchem, was sich ziemlich abseits befand, es mochte ihm nun etwas angehen oder nicht. Tins war eben ein Universalgenie, das von allen Umständen und Gelegenheiten, die er zu seinem Vortheil drehen und wenden konnte, den besten Gebrauch machte. Er hatte dabei sein eigenthümliches philosophisches Räsonnement,

nämlich der Himmel habe ihm nicht vergebens Verstand d. h. Schlauheit und Verschlagenheit gegeben, und er müsse denselben anwenden, um sich an Menschen und Schicksal für die erlittene Unbill zu rächen, daß er bei der Austheilung irdischer Güter zu kurz gekommen sei. In der That hatte Tins weder von seinen Eltern, noch von sonst Jemand weiter etwas geerbt, als seine überschuldete Hütte, und seine junge, von ihm sehr geliebte Frau war aus Gram gestorben, weil ihr Oheim als ihr Vormund und die herrschaftlichen Patrimonialgerichte sie als eine Waise um ihr väterliches Erbtheil gebracht hatten. Ihr einziges Kind war ihr bald nachgefolgt, und so stand Tins in seinem dreiunddreißigsten Jahre wieder allein und wußte seine menschenfeindliche und rachsüchtige Gesinnung trefflich unter der Maske von Freundlichkeit und Dienstbeflissenheit zu verbergen. Nichtsdestoweniger durchschauten ihn viele Dorfbewohner; denn er ließ nicht selten im Rausch und in Anwandlungen von Rohheit und Gemeinheit jene künstliche Larve fallen. Obgleich man ihn nun nicht des Fehlers der Trägheit beschuldigen konnte, so hatte er doch nicht den besten Ruf in Bezug der Ehrlichkeit seiner Absichten. Und wirklich betrachtete der schlaue Tins jedermann als sein Opfer, oder als ein Kapital, dessen Zinsen zu ziehen ihm zukäme, und er hegte die Ueberzeugung, daß derjenige der geschickteste Spieler im Hazard des Lebens sei, der durch listige Anwendung förderlicher Mittel und Kunstgriffe — ob mit Recht oder Unrecht, darauf kam nichts an — das Glück an sich zu fesseln verstehe und als Sieger mit dem klingenden Gewinn davon gehe. Da unter seinen Nachbarn eine ungünstige Meinung über ihn herrschte, so fand er nicht volle Beschäftigung in seinem Handwerke; denn es

gab noch zwei — und wohlhabende — Radmacher im Dorfe. Aber Tins verstand es gar wohl, sich in anderer Hinsicht für diese Entbehrung reichlichen Schadenersatz zu verschaffen. So verfiel er während des Sommers und Herbstes darauf, die Obstpflanzungen, die zum Gut gehörten oder auch die einzelner Bauern zu pachten oder vielmehr, um deutlicher zu reden, das Obst an den Bäumen nach dem Augenmaße zu kaufen und es dann in die benachbarten Städte und in die Residenz zum Wiederverkauf zu schaffen, und man erfuhr nie, daß Justinus Kolbe bei solch einem Handel zu kurz gekommen sei. Ein gleiches Geschäft machte er sich mit Kartoffeln, Rüben, Kornfrüchten, Brenn- und Bauholz; kurz er trieb fort und fort Handel mit allen möglichen Dingen, die zu des Leibes Nahrung und Nothdurft dienen. In seinem Hofe hielt er Gänse, Enten, Hühner, er hatte einen Taubenschlag voll Tauben, und das Futter für all' diese Thiere wuchs nicht auf seinen Feldern; denn er hatte keinen Fuß breit Feld, und doch wurden sie bald fett und wanderten dann in die Küchen reicher und vornehmer Leute in der Stadt, und das schöne Geld dafür in Tins' Taschen. Ebenso hatte er ein großes Bienenhaus voll gefüllter Bienenstöcke in seinem Gärtchen und verkaufte den meisten und besten Honig im Dorfe. Ferner war er im Besitz eines auf's Trüffelsuchen abgerichteten Hundes, und es war zum Verwundern, welch' eine Menge dieses gesuchten und theuer bezahlten Erdgewächses Tins jährlich in die ersten Hotels der Residenz verkaufte. Aber er brauchte auch viel Geld für sich, vorzüglich als seine Frau todt war, und er sich einem wüsten Wirthshausleben und den grobsinnlichsten Genüssen ergeben hatte. Wenn ihm seine Frau einfiel, schossen ihm meist Thränen aus



den Augen und dann eilte er, die ihn bewältigende Wehmuth als eine unmännliche Schwäche, deren er sich vor sich selbst zu schämen habe, in der Schnapsflasche und im Bierkruge zu ersäufen. Aber trotz dieser Ausgaben konnte es nicht anders sein, Tins mußte sich Geld sparen. Und es war in Wahrheit so, aber der schlaue Kerl hielt es vor aller Welt geheim. Er schien sich mit einer Ahnung herumzutragen, daß in sein Leben plötzlich eine Stunde hereinbrechen könne, wo eine beträchtliche baare Geldsumme allein sein Hort und Heil sein werde; aber in der That hatten seine Pläne noch ein anderes Ziel, wie wir bald hören werden. Genug er war unablässig bemüht, seinen heimlichen Schatz zu vermehren; und „wahre Deinen Vortheil!“ lautete sein Wahlspruch. Diesem gemäß entging Nichts seinen Falkenaugen. Seine Geschäftswege über Feld trat er nie mit leerer Hand an, um jedes sich ihm darbietende Nebengeschäftchen zu machen, um keinen Vortheil, er mochte nun so groß oder so gering sein, wie er wollte, unbenutzt zu lassen, und er kehrte niemals ohne Beute wieder heim. Er streifte das Erzeugniß jedes Hollunderbaums im Kirchspiel ab, reinigte jeden Weideplatz von seinen eßbaren Schwämmen, er trug Kamille und Schafgarbe, Johannisblumen und Quecke, und eine Menge anderer medicinischer Kräuter ein, um sie in die Apotheken zu liefern; selbst die Schwarzen- und die Preiselsbeeren entgingen ihm nicht. Er handelte mit Rothkehlchen, Finken, Dompfaffen und andern Singvögeln, die er auf Leimruthen im Walde fing; er hatte eine große Kanarienvögelhecke und wußte Kunstgriffe anzuwenden, um die merkwürdigsten Bastarde zu erzeugen, indem er Lübiche und andere kleine Vögel mit Kanarienvögeln sich begatten ließ, und für ein Kanarienvögel-

chen mit schwarzem Plättchen und schwarzen Flügeln erhielt er in der Residenz oft fünf bis sechs Gulden und noch mehr. Auf das Einfangen der Nachtigallen war Zuchthausstrafe gesetzt; Tins verkaufte jährlich sechs bis zwölf Stück.

In stillen Mondnächten fischte er heimlich die Forellenbäche im Gebirge, und hatte eine wahrhaft bewundernswerthe Geschicklichkeit, das glatte flüchtige Fischlein mit der Hand aus seinen Verstecken hervorzulocken und zu fangen. Er war Krebslieferant für die vornehmen Gasthöfe in den nahen Städten, und brachte sie schockweise, wie wenn er sie herbeizauberte. Er suchte und fand schöne Bergkrystalle im Hochgebirge und hatte schon manchen Amathist für einige Gulden an die Steinschleifer verkauft. In der letzten Zeit legte er sich sogar selbst auf das Steinschleifen. Gegen Schwefelfaden, Band, Steck- und Nähnadeln, Häkel und Schlingen, Scheuerlappen und dergleichen Bedarf der Hausfrauen tauschte er Lumpen und altes Eisen ein, die er dann an die Papiermühlen und Eisenhämmer im Gebirge mit nicht geringem Vortheile verkaufte. Auf diese Weise waren ihm Menschen und Thiere, Holz und Pflanzen, Mineral und Steine tributbar, und Luft, Wasser, Erde, Ober- und Unterwelt lieferten ihm die Gegenstände seiner einträglichen Spekulation.

2.

Der Wilderer.

Zu all' diesen verschiedenen Beschäftigungen fügte Kolbentins noch eine, die er sehr geheim hielt; nämlich die eines argen Wilddiebs, und keine trieb er mit mehr Leidenschaft, ja, mit einer gewissen trotzigen Wuth. Im Blute des dem Edelmann gehörigen Wildes suchte er vorzüglich den glühenden Rachedurst für erfahrene Unbilden zu stillen. „Ihre Gerichte haben mich um das Vermögen meiner Frau betrogen," sagte er zuweilen, wenn er zu viel getrunken hatte, zu einigen liederlichen Gesellen in der Dorfschenke; „sie haben meine arme Frau in den Tod gejagt und mich ärger als einen Hund behandelt, also — — — mache sich nun Jeder selbst den Schluß." — Dieser talentvolle Mensch war von den ungerechten und grausamen Einrichtungen und Gesetzen unserer hochgepriesenen Civilisation gemißhandelt worden; er war aber keins von den geduldigen Schafen, die sich in christlicher Resignation jährlich die Wolle scheeren und dann selbst schlachten lassen zum Vortheil ihrer gnädigen Herren. Seine abgeschmackte Philosophie sagte ihm, daß er ein Mensch sei und zwar ein klügerer als der Edelmann, und daß er von der Natur dasselbe Recht auf Lebensgenuß erhalten habe, wie jener; und da man ihm dieses Recht grausam verweigerte, so nahm er es sich selbst und erklärte denen heimlich den Krieg, die ihm hindernd in den Weg traten. Dadurch war er selbstsüchtig, listig, muthig, und wenn's Noth that, sogar verzweifelt geworden. Ohne Zweifel war er ein Bö-

sewicht, aber die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft hatten ihn dazu gemacht. Mit einem merkwürdig scharfen und lebhaften Auge und einem wunderbar leisen und aufmerksamen Ohr begabt, war er nun vollends zum Wilderer wie geschaffen. Selbst in der dunkelsten Nacht konnte er einen Fasan auf der Stange eher erkennen, als irgend einer seiner Gefährten, und war im Stande die fernste Annäherung von Gefahr genauer zu hören, als der gewandteste Liebling des letzten Mondviertels und Ritter von Dietrich und Brecheisen.

Auf seinen nächtlichen Auszügen in die herrschaftlichen Wildgehege hatte er den leisen vorsichtigen Schritt der Katze und die entschlossene Wildheit des Tigers; aber er war schlau und umsichtig genug, eine Bewegung zu vermeiden, die ihm bei Ueberlegenheit des andern Theils hätte gefährlich oder wohl gar verderblich werden müssen. Obgleich er daher im ganzen Dorfe stets im Argwohn stand — trotz seines emsigen Wesens und seiner geschäftlichen Rührigkeit — ein vollkommener Wilddieb zu sein, so war er doch noch nie vom Förster, von einem Jägerburschen oder von einem Kreiser und Waldläufer ertappt worden, ein Umstand, dem man seiner großen Vorsicht und unübertrefflichen Schlauheit zuschreiben mußte. Genug, er verstand die Wilderei so gut, wie seine übrigen Beschäftigungen, oder vielmehr noch besser. Der Hauptgrund aber, weshalb er noch nie mit der Büchse oder Vogelflinte auf dem Revier betreten worden war, lag wohl in seinem im Dorfe hinlänglich bekannten Charakter, der auch in der Schenke bei Streitigkeiten und Schlägereien ihm stets den Sieg verlieh, so daß die Jäger und Waldhüter ihm wohl eher aus dem Wege gingen, als daß sie ihn aufgesucht hätten.



Es war der Natur der Verhältnisse angemessen, daß Tins bei seiner geistigen und körperlichen Ueberlegenheit über alle übrigen Dorfbewohner, bei seiner Gewandtheit und Erfahrenheit, bei seiner Entschlossenheit und Verwegenheit in der Dorfschenke, große Autorität genoß und gewissermaßen Tonangeber war. Die Eigenschaften eines gewandten und listigen Krakelers, zumal wenn er Geld aufgehen läßt, wie Tins, gelten auf dem Dorfe mehr, als der strengste sittliche Lebenswandel und alle möglichen Tugenden der Welt. An diese Tugenden glaubt im Grunde kein Mensch recht; die Leute sehen nichts davon, sie hören nur den Pfarrer davon predigen, während er sie selbst blutwenig auszuüben pflegt, ihr Gegentheil aber desto fleißiger in Anwendung bringt. Ein schlauer Kraftmensch, vor dem sich Jedermann fürchtet, erregt aber ihre Bewunderung, wenn auch nicht ihre Liebe und Achtung. Gewöhnlich sagen sie: „Vor dem haben wir Respekt."

3.

Christel das Schenkmädchen und Fritz der Jägerbursche.

Kolbentins brachte seine Abende meist in der Dorfschenke zu — in seinem Häuschen war's so verzweifelt einsam — und er schloß hier manchen Handel, brachte manches vortheilhafte Geschäft zu Stande, weil er immer Geld in der Tasche hatte. Die Schenke war

gewissermaßen seine Stockbörse, wo sich Alle aus diesem und den benachbarten Dörfern einfanden, die etwas an Tins verkaufen oder ihm etwas abkaufen wollten. Heimliche Geschäfte, die die Gegenwart eines Dritten zu scheuen hatten, wurden in den ersten Morgenstunden und Abends vor der Schenkstunde in seiner Hütte abgeschlossen.

In der Schenke war aber noch eine andere anziehende Kraft für Tins, Christel, das Schenkmädchen, von den hier einkehrenden Städtern die schöne Kellnerin genannt, eine achtzehnjährige arme Waise und Verwandte des Schenkwirths, ein allerliebstes treuherziges gutes Kind, dem ein Menschenfeind hätte gewogen sein müssen, wenn sie ihn mit ihren lebhaften schönen blauen Augen so recht vertrauensvoll bittend angesehen hätte. Sie war ein flinkes, rühriges Mädchen, vor keiner Arbeit Scheu tragend und die schwierigste mit Muth und Kraft angreifend, früh und spät auf dem Zeuge, unverdrossen und gewandt. Trotz ihrer Emsigkeit, ging es Christeln nicht gut bei ihren Verwandten. Ihr Vetter, der Schenkwirth, war ein roher Trunkenbold, von heftiger und jähzorniger Gemüthsart, und seine junge Frau neidisch auf Christels Schönheit und Beliebtheit bei den Zechgästen. Sie hätte längst aus dem Hause und aus dem Dorfe gemußt — denn sie war aus einem andern Dorfe gebürtig — wenn sie Tins nicht gehalten hätte. Dieser aber hatte dem Wirth und der Wirthin kategorisch erklärt, daß weder er, noch seine Handelskunden die Schenke je wieder beschreiten und sich in die nahe Drusenmühle, einem zum nächsten Dorfe gehörigen Schankhause und Vergnügungslokal für die Bewohner der kaum eine Stunde entfernten Stadt, übersiedeln würden, wenn die Christel aus der Dorfschenke entfernt



werde, und es war nicht unbekannt geblieben, daß der Drusenmüller schon einige Male Angeln nach der Christel ausgeworfen hatte, um sie als Kellnerin und Lockvogel für seine Wirthschaft zu gewinnen. Christel aber hatte einen ganz geheimen Grund, weshalb sie gern bei ihren unfreundlichen Verwandten blieb und alle Ausbrüche der übeln Launen und Leidenschaften derselben mit himmlischer Geduld ertrug. Dieser Grund war inzwischen keineswegs in der Person ihres Gönners und Freundes, Justinus Kolbe's, zu suchen. Vielmehr war es Fritz, der Jägerbursch, einziger Sohn des Försters, ein brauner kräftiger Junge von zweiundzwanzig Jahren, mit den lebhaftesten Augen von der Welt. Mit ihm hatte Christel ein geheimes Einverständniß, das sich in der That vor den Augen der Welt auf Blicke und ein paar geflüsterte Worte beschränken mußte. Nur ganz früh, wenn Wirth und Wirthin noch schliefen, und Christel das Vieh im Stalle abwartete, schlüpfte Fritz unbemerkt durch die an den Berg hinausführende hintere Thür des Stalles herein und kosete ein Viertelstündchen mit der Geliebten.

Weder die Wirthsleute, noch seine stolzen Eltern durften bei Leib und Leben etwas von diesen Zusammenkünften und Verständnissen erfahren; denn Fritz war von den Letztern und der gnädigen Herrschaft für das Kammermädchen der gnädigen Frau Baronin bestimmt. Es war von Alters her der Gebrauch, daß der Förster, der Pfarrer, der Schullehrer, der Gerichtsaktuar, so wie sie die Stelle erhielten, mit Frauen aus der höhern Dienerschaft der Gutsherrschaft versorgt wurden, und eine solche Heirath war gewissermaßen stillschweigende conditio sine qua non des Amtes und Dienstes. Auch Fritz' Mutter war Kammer-

mädchen auf dem Schlosse gewesen, und sie und alle Betheiligten würden es ihm zum Verbrechen angerechnet haben, wenn er eine Ausnahme von der hergebrachten Regel hätte machen wollen. Aber ein liebendes Herz hat erfahrungsmäßig noch nie solche Regeln und Gesetze respektirt, und Fritz hatte darüber seine eigenen Gedanken, die er nur seinem Christelchen bei früher Morgenstunde im Kuhstalle mittheilte.

3.

Tins Pläne.

Ueber Kolbentins hatte die kleine nette Christel eine wunderbare Gewalt. Wenn sein Auge, nach zu viel genossenen starken Getränken, im Wortwechsel und Streit — und er pflegte es dann gewöhnlich vom Zaune zu brechen — dämonisch aufflammte, wenn sich seine Stimme donnerähnlich erhob, um eine Fluth von bösen Worten und Drohungen auszustoßen, wenn sich seine kräftige Faust ballte, um das Wort zur That zu machen, dann brauchte ihm Christel mit ihrer weichen bittenden Stimme nur seinen Namen zuzurufen, oder ihre kleine Hand auf seine Schulter zu legen, und der gereizte Löwe wurde im Nu zum Lamme. Es war als wenn Oel in die empörten Meereswellen gegossen wird; sie werden schnell ruhig, eben und klar. Es schien fast, als wenn er das Mädchen in der Art verehre, wie eine Heilige, wenn er sich dessen auch nicht recht klar bewußt war; aber er kam ihr mit rohen



Scherzen nie zu nah, wie er es wohl bei Andern ihres Geschlechts und Standes that, er küßte sie nicht und erlaubte sich auch sonst keine Vertraulichkeiten gegen sie; aber er litt dies durchaus auch nicht von andern Männern, die die Schenke besuchten, und bildete so die kräftige Schutzwache für das schwache Mädchen. Zum kleinsten scherzhaften Worte, an sie gerichtet, sah er finster, und da es Keiner mit ihm verderben wollte, so ließen Alle das Mädchen ungeschoren. Man nahm allgemein an, daß Tins die hübsche Christel zu seiner zweiten Frau machen werde, und er würde vielleicht längst bei ihr mit einem solchen Antrage herausgerückt sein, wenn ihn nicht mehre triftige Gründe abgehalten hätten. Erstlich besorgte ihm die stämmige Tochter seines Nachbars, des Dorfhirten, seit dem Tode seiner Frau, seinen kleinen Haushalt, und er hatte sich mit der Dirne zu weit eingelassen. Sie schien von ihm zu erwarten, daß er sie heirathe, wenn er es ihr auch nicht gerade versprochen hatte. Aber das Hirtenmädchen hatte eine große und aufopfernde Anhänglichkeit an ihn; sie wußte um viele seiner strafwürdigen Handlungen, und er hätte manche ohne ihre Beihülfe gar nicht ausführen können. Er hatte die Marielies — dies war der Name der Hirtentochter — zu verschiedenen Malen geprüft und sie immer treu wie Gold befunden. Er konnte ihr Alles getrost anvertrauen, Geld, Waaren, Geheimniß, Auftrag; sie hatte sich so in ihn hinein gelebt, daß sie seinen Willen vollkommen verstand, selbst wenn er ihr denselben nicht mit Worten klar gemacht hatte, und Niemand war geschickter, ihn aus Verlegenheiten und Gefahren zu retten, als sie. Er aber bedurfte eines solchen Beistandes bei seinen zweideutigen Wegen höchst nöthig. Er konnte sie kalt, zurückstoßend, schlecht behandeln; ja er hatte sie im Rausch

und in der übelsten Laune sogar schon gemißhandelt, sie war in ihrer Hundetreue und Ergebenheit sich vollkommen gleich geblieben. Obgleich er sie nun nicht liebte, so war es weder rathsam für seine Verhältnisse, noch vermochte er es über's Herz zu bringen, eine andere als Marieliesen als Frau in's Haus zu führen. Aber er hielt es mit Recht überhaupt für thöricht, ein Wesen an sich zu ketten, das ihm über Nacht zur größten Last werden konnte. Denn all' seine Vorsicht und Schlauheit machten doch eine Entdeckung seiner Schliche nicht unmöglich; das wußte Niemand besser als er selbst, und er war deshalb auch stets auf alle möglichen Fälle vorbereitet. Er trug einen Reisepaß mit falschem Namen, den er sich durch einen Gönner in der Residenz verschafft hatte, im Bunde seiner Beinkleider; den größten Theil seines baaren Geldes hatte er in einer Gebirgshöhle wohl verwahrt; auf einem nahen Dorfe stand bei einem Bauer, mit dem er viel Geschäfte machte, ein Pferd, sein Eigenthum, das aber für Eigenthum des Bauers galt, und der es für das Futter auch zu seinen Arbeiten benutzen durfte, dessen sich Tins aber auch zu seinen größern und geheimen schnellen Reisen bediente. Bei diesem Bauer hingen auch mehre neue städtische Kleidungsstücke, welche Tins in seinem Dorfe niemals trug, die ihn aber in wenig Minuten in einen Menschen von ganz anderm Aussehen umzuwandeln geeignet waren.

Es war natürlich, daß unter solchen Umständen Tins eine eheliche Verbindung in der nächsten Zeit mit der hübschen Christel scheute, so sehr er auch das Mädchen unverkennbar liebte. Man glaube inzwischen nicht, daß er gar nicht an eine solche gedacht hätte. Im Gegentheil war er fort und fort mit Plänen für seine Zukunft beschäftigt, in denen Christel eine Haupt-



rolle spielte, von denen aber nie ein Laut über seine Lippen kam. Dieser rohe, gemeine und rachsüchtige Mensch barg in seiner Brust eine merkwürdige Fülle von romantischer Schwärmerei. Dies ist bei Landbewohnern von vorzüglichen geistigen Anlagen keine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Ihre Phantasie ist meist um so ungezügelter und abenteuerlicher, je weniger ihr reicher und emporstrebender Geist gebildet und geregelt ist. Kräfte, die durch Unterricht, Bildung und humane Behandlung nicht in die edlen Schranken des Schönen und Schicklichen gebannt sind, stürmen excentrisch in's Maß- und Ziellose hinaus.

Kolbentins hatte sich in Bezug auf Christel einen abenteuerlichen Plan gebildet. Er hatte genugsam gesehen und erfahren, daß das Geld in unsern erbärmlichen gesellschaftlichen Zuständen fast der einzige Schlüssel zu Ehren, Auszeichnungen und Glücksumständen ist, und sein gänzlicher Mangel alles moralischen Grund und Bodens verführte ihn zu dem Glauben, es gebe gar kein andres Mittel, um glücklich zu sein, als Geld. Ueber alles Andere lachte er. Nicht vergebens waren Religion, Tugend und Moral in seinem Beisein von sogenannten Gebildeten schändlich verhöhnt und verspottet worden; Tins hatte sich daraus eine Lehre gezogen. Seine schwärmerische Liebe zu dem schönen Schenkmädchen, die wirklich sein ganzes Herz mit einer stillen, aber gewaltigen Glut erfüllte, trieb und stachelte ihn nun fort und fort, mehr Geld zusammenzubringen. Was Rache und Bosheit begonnen hatten, das vollendete die Liebe. Er hatte sich nur eine gewisse, ziemlich hohe und bedeutende Summe festgesetzt, die er vorerst zusammenbringen wollte, und es fehlte ihm in der That nicht sehr viel mehr daran.

Mit diesem Gelde wollte er sich in einem andern Staate ein Landgut kaufen, und sich sein Haus auf das Schönste und Bequemste einrichten. Die Frauengemächer sollten an Pracht, Luxus und Ueberfluß den Zimmern auf dem heimischen Schlosse nicht nachstehen. Er wollte Herr sein und die geliebte Christel als Herrin einführen. Sie sollte eine vornehme Frau werden; er wollte ihr das glücklichste Loos von der Welt bereiten, und seine aufgeregte Phantasie ergötzte sich stundenlang mit der üppigsten Ausmalung aller Einzelnheiten. Kutsche und Pferde wollte er ihr halten, Diener und Dienerinnen, alle schönen Vergnügungen vornehmer Leute wollte er ihr bereiten. Und mit furchtbarem Ernst hielt er darauf, daß diese Blume mit ihrem vollen Blüthenstaube und unberührt in das Paradies verpflanzt werde, das er ihr zu schaffen so emsig bemüht war. Deshalb bezahlte er keinen Kreuzer an der auf seinem Grundstück haftenden Schuld, deshalb ließ er keinen Nagel einschlagen, keine Ziegel einziehen. Hier war seines Bleibens doch nicht. Seine der Marielies schuldigen Verbindlichkeiten wollte er erst dadurch lösen, daß er ihr einen Mann verschaffte und ihr eine ihren Verhältnissen angemessene Aussteuer gäbe, und er hatte sich bereits nach einem passenden Subject umgesehen und war mit ihm einig geworden. Von Christels Liebschaft mit dem Försterfritz hatte er keine Ahnung; das Einverständniß dieser beiden war seinem scharfen, aber vielbeschäftigten Auge entgangen. Die Umstände machten die Liebenden eben so vorsichtig, wie er selbst war. —

5.

Das Forsthaus und die Försterfamilie.

Das Forsthaus an der Fasanerie war von außen und innen ein reinliches, hübsches und bequemes Gebäude. Ein freundlicher Blumengarten breitete sich vor demselben aus, ein großer Gras- und Gemüsegarten schloß sich an den Hof an und dehnte sich bis an das Gestänge der Fasanerie. Dort blüheten die ersten Frühlingsblumen, und die letzten Herbstblumen zögerten, als schieden sie nur ungern. Hier wuchs das saftigste Gras für die stattlichen Kühe der Frau Försterin, und man sah diese wohlgenährten Thiere oft darin weiden. Alle möglichen Gemüse standen hier in üppiger Fülle und erwarteten das Messer der Köchin. Wohin das Auge fiel, außerhalb und innerhalb des Hauses, es labte sich an Ordnung, Reinlichkeit, Zierlichkeit. Die gebietende und schaffende Hand einer Kammerjungfer der gnädigen Frau war nirgend zu verkennen. Der Förster Stephan Hendrichs stand in dieser Beziehung seiner Frau nicht nach; sie waren beide ein sehr schätzenswerthes Ehepaar und hatten ihren Sohn in ihren Grundsätzen des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit erzogen. Nur in Bezug auf die sogenannte Vornehmheit und den blinden unbedingten Gehorsam gegen die Gutsherrschaft hatte er von denen seiner Eltern sehr abweichende Ansichten, die er jedoch des lieben Hausfriedens wegen im Forsthause niemals laut werden ließ. Der junge Mensch war eben von den abscheulichen Tollheiten der neuen Zeit, wie seine aristokra-

tisch gesinnte Mutter sich auszudrücken beliebte, angesteckt worden. Eine bange Ahnung von seinen verkehrten Gesinnungen hatte die gute Frau Försterin allerdings, hätte sie aber die ganze Verderbtheit ihres Sohnes gekannt, sie wäre sicherlich vor Gram und Kummer gestorben. Denn Fritz war so gottlos, ja so verrucht, zu glauben, daß der gnädige Herr nicht nur nicht aus besserm Stoff gemacht sei, wie der geringste seiner Bauern, sondern daß er wegen seines Stolzes, seiner Brutalität, seiner Gewaltthätigkeiten und zügellosen Ausschweifungen schlechter sei als der schlechteste seiner Bauern. Fritz hätte sich um keinen Preis in der Welt dazu verstanden, das Kammermädchen der gnädigen Frau aus der Hand des gnädigen Herrn als Frau zu nehmen, selbst wenn dieses Mädchen nicht so schnippisch und nasenrümpfend gewesen, selbst wenn man ihr nicht angesehen hätte, wie sie mit dem gnädigen Herrn stand. Sogar das Beiwort „gnädig" für den Gutsbesitzer war für den wackern und freisinnigen Jägerburschen ein wahrer Gräul; denn die Gemüthsart und der Charakter dieses Mannes waren gerade das Gegentheil dieser Bezeichnung. Aber Fritz war ein viel zu guter Sohn, er liebte seine in jeder andern Hinsicht schätzenswerthen Eltern so sehr und wußte sich von ihnen, vorzüglich von seiner Mutter so überschwänglich geliebt, daß er über diese geistigen „Miasmen" der neuern Zeit lieber gänzlich schwieg, als daß er durch freimüthige Besprechung seines politischen und socialen Glaubensbekenntnisses auch nur die kleinste Verstimmung in den Frieden seines elterlicheu Hauses gebracht hätte. Wenn er von seinen Waldstreifereien heimkehrend die guten „Alten" in der Gaisblatt- und Rosenlaube vor der Hausthüre im Blumengarten



traulich zusammensitzen sah, den kräftigen Vater im grünen Hausrock, mit dem grünsammtnen Käppchen auf dem rechten Ohr, behaglich seine Pfeife schmauchend, die stattliche etwas beleibte Mutter knapp und schier vornehm angethan, das Strickzeug in der Hand, da lachte ihm das Herz im Leibe, und wenn er in die freundliche Ordnung und friedliche Behaglichkeit des Hauses trat, begrüßte ihn der Geist einer schönen Häuslichkeit so wohlthuend, daß er sich jedesmal gelobte, Alles zu vermeiden, was auf den sanft erhellten Lebensweg dieses Paars einen verdüsternden Schatten werfen könnte.

Reizend war wirklich der Anblick, den am Nachmittag der Sommersonntage der Blumengarten vor dem Forsthause bot. Unter dem schattigen Dache einer Linde saßen der Förster und seine Gäste, ein paar Pastoren und Schullehrer, Verwalter und der Doctor, der viel erfahrene und gesprächige Landarzt, welcher im Dorfe wohnte. Sie spielten Schafskopf, rauchten Taback, tranken Bier, lasen die Zeitung und kannegieserten nach ehrlicher deutscher Weise, an der, uns von den Vätern überliefert, wir fester halten als an jeder andern. — Die Frauen der genannten Männer saßen bei der Frau Försterin in der Gaisblattlaube und tranken Kaffee, und sprachen mit großem Eifer und noch größerer Ernsthaftigkeit von der Gottlosigkeit, Faulheit und Schlechtigkeit ihrer Dienstmägde, vom Stolz und der Unzucht der jungen Bauernmädchen und von der schlechten Wirthschaft dieser und jener Frau Nachbarin, versteht sich alles in der besten Absicht, wie sich von so ehrbaren Frauen auch gar nicht anders erwarten ließ. Die glatten, großen, klugen Jagdhunde liefen abwechselnd von den Männern zu den Frauen, Rosen- und Gaisblatt duf-

teten auf's Lieblichste und in der nahen Waldhecke schlugen Fink und Rothkehlchen. — Kaum weniger gemüthlich war die Scene an langen Winterabenden, wenn der Sturm draußen in den hohen Bäumen rasete; dann saßen der Förster und seine Freunde am warmen Ofen, einem Gebäude vom Umfange der Loge des Portiers in großen Städten, rauchten Taback, tranken Bier, karteten oder erzählten sich Abenteuer und Erlebnisse und zwar meist solche, in denen zuweilen etwas Jägerlatein vorkommt, eine klassische Sprache, von welcher einzelne Redensarten und Anklänge allerdings von vielen Kathedern erschallen, die aber doch nirgend einen eignen Lehrstuhl hat.

Viele Jäger sind Gegenstände der Verwünschung, theils wegen ihres harten und sogar unmenschlichen Benehmens gegen das arme und gemeine Volk, dessen geringe und armselige Erwerbs= oder wenigstens Erwärmungsmittel auf den Wald angewiesen sind, theils wegen ihrer stark beargwohnten Unehrlichkeit und Betrügerei gegen ihre Brotherren. Weder Stephan Hendrichs, noch Fritz, sein Sohn, wurden von irgend einer Seele verwünscht. Im Gegentheile wurde kein Mensch in der ganzen Umgegend so nach Verdienst geschätzt, als der alte Förster, und Fritz brachte Grundsätze in Anwendung, die ihn beim Volke sogar äußerst beliebt machen mußten, ohne daß er seiner Pflicht gegen den von ihm nicht geliebten Edelmanne etwas vergeben hätte. Freilich würde dieser manche menschliche und edle Handlung des Jägerburschen anders angesehen und ausgelegt haben, aber zum Besten aller Betheiligten erfuhr er nichts davon, weil er jährlich höchstens sechs Wochen alles in allem auf dem Gute zubrachte, und die von den Forstbedienten mild und menschenfreundlich behandelten Unterthanen

gewiß nicht geneigt waren, dem Patron darüber ausführliche Mittheilungen zu machen. Die Försterstelle war bei der Familie Hendrichs von Generation zu Generation geblieben, und nichts war daher gewisser, als daß sie auch Fritz wieder erhalten werde, freilich unter der bereits genannten stillschweigenden Bedingung, die Fritz so fest entschlossen war, nicht einzugehen.

Stephan war ein Mann von acht- oder neunundvierzig Jahren, kräftig, robust und im vollsten Besitz körperlicher und geistiger Lebensblüthe, Frau Jeanette, seine Ehehälfte, um drei Jahre jünger als er, galt immerhin noch für eine hübsche Frau, und wenn man den männlichen Sohn nicht neben ihr sah, konnte man leicht zu dem Glauben verführt werden, sie habe die dreißiger Jahre noch nicht überschritten. Am meisten trug wohl dazu bei, daß sie sich vortheilhaft zu kleiden verstand, und sie galt bei den Frauen aller herrschaftlichen Beamten gewissermaßen als Modejournal. In seiner Dienstpflicht war der Förster eben so streng als pünktlich, und seine Frau ging, was den Nutzen und Vortheil der Herrschaft betraf, noch einen oder ein paar Schritte weiter und that aus alter Anhänglichkeit gegen die adlige Familie, als deren Dienerin sie sich noch immer betrachtete, gern das Ueberflüssige. Fritz ärgerte sich im Stillen darüber und glich Manches wieder aus; ja wenn er in seiner Weise ganz still und heimlich auch manchmal einige Schritte zu weit ging, so war Niemand daran Schuld als seine Mutter, da Reaktion bekanntlich immer Revolution hervorruft. Vielleicht hätte Fritz der Schenkchristel nie die Ehe versprochen, wenn seine Mutter nicht fort und fort Alles aufgeboten hätte, sich die Gutsherrschaft gnädig und günstig zu machen.

6.

Der Köhlerheinz.

Der Herbst war schon ziemlich weit vorgeschritten, das Wetter heiter und fest. Im benachbarten Städtchen war Markttag gewesen, und Pächter, Bauern, Krämer, Viehhändler kehrten gegen Abend, auf dem Heimwege begriffen, in die Dorfschenke ein, um sich von der Schenkchristel noch einen frischen Trunk reichen zu lassen. Das Steigen und Fallen der Fruchtpreise, der Marktstand andrer Erzeugnisse, Todesfälle und andre Ereignisse in der Umgegend, wohl auch eine beliebte Dorfklätscherei bildeten die Gegenstände der meist lebhaften Unterhaltung. Kolbentins saß mitten darunter, und wie er den Mund am öftersten an der Kanne hatte, so führte er auch zumeist das Wort. Ihm zur Seite sein Kumpan und Theilhaber vieler seiner Unternehmungen, Heinrich Loos, ein junger robuster Kerl, seines Zeichens eigentlich ein Köhler und deshalb Kohlenheinz genannt, aber ein arbeitsscheuer Strolch, der es vorzog, sich an Kolbentins zu hängen und gewissermaßen als dessen Diener und Untergebener die Brocken aufzufangen, die ihm dieser zuwarf. Ziemlich beschränkt an Verstand, hatte sich Heinz auch dazu verstanden, die Hirten-Marielies zu heirathen, und dies war der Grund, weshalb Tins immer schonend mit ihm umging, obgleich er ihn wegen seiner Trägheit eigentlich nicht leiden konnte und ihm nie recht trauete. Wirklich brauchte er ihn zu fast nichts weiter, als zu den Verrichtungen eines Spürhundes und Packesels; und



diese Dinge besorgte Heinz eben so pünktlich und gut, wie seine eigenen nachlässig und schlecht. In Tins' Händen war er zu allerlei Zwecken zu verwenden; sich selbst überlassen war er unvorsichtig, faul und ungeschickt.

Die erst dicht besetzte Ofenbank wurde lichter und lichter; endlich war die Stube leer bis auf zwei Köpfe, Tins und Heinz. Der Letztere hatte am Abend Spiongänge gemacht, über die er seinem Brotherrn noch keine Rechenschaft abgelegt hatte. Es war schon spät, und Wirth und Wirthin zu Bett gegangen; Christel nickte in der Ofenecke, aber sie war als Kellnerin gewohnt, auf diese Weise nur halb zu schlafen, so daß irgend ein Wort, eine Bewegung sie aufmerksam und munter machten.

Die beiden Spießgesellen sahen sich kaum allein, und Alles ruhig und still im Hause, als Tins mit einem vielsagenden Blick auf Heinz nur den Laut „Hm?“ von sich gab. Heinz deutete mit den Augen auf Christel. Tins bog sich leise mit vorwärts gestrecktem Kopfe nach ihr hin und horchte gespannt. Als er ihren tiefen, ruhigen, langgezogenen Athem vernahm, den untrüglichen Verkünder des Schlafs, wandte er sich kopfschüttelnd und mit einer beruhigenden Geberde zu seinem Kameraden zurück. Inzwischen war das folgende Gespräch doch nur ein Flüstern.

„Der Förster geht nächsten Dienstag nach Mindelheim zu seinem Vetter zur Kirmeß, und wahrscheinlich begleitet sie ihn,“ berichtete Heinz.

„Und Fritz?“

„Ha, dem bin ich auf einer andern Spur, habe nur noch nicht volle Gewißheit. Aber schwerlich bleibt er im Hause oder begeht das Revier, wenn die Al=

ten nicht daheim sind.“ Damit deutete er pfiffig lächelnd durch eine Kopfbewegung auf Christel. Tins verstand diese Geberde, aber unrecht. Er meinte, Heinz fürchte, das Mädchen sei erwacht, und in der That war der scharfe Laut Fritz ihr in's Ohr gedrungen und hatte sie ermuntert. Aber die leise Bewegung war den beiden Kerlen doch entgangen. Heinz meinte auch etwas anderes. Er hatte am frühen Morgen desselben Tags, als er vom Forsthause herabgekommen war, wo er die Magd, seine Freundin, über den Kirmeßgang ihrer Herrschaft ausgeforscht, den Försterfritz schnell aus der Stallthüre der Schenke herausschlüpfen sehen, und hielt diesen Umstand mit einigen Worten und Blicken zusammen, die er zwischen Fritz und Christel beobachtet hatte. Abends war er nun wieder zu der Förstersmagd geschlichen, um Gewißheit über die Reise des Ehepaars zu erlangen, und hatte seine Vermuthungen über eine Liebschaft des Jägerburschen mit dem Schenkmädchen aus dem Munde der Magd bestätigen hören. Ja er erfuhr, daß Fritz fast jeden Morgen, ehe seine Eltern aufständen, einen heimlichen Gang nach dem Dorfe hinüber mache. Er wollte aber seinem Brotherrn die Laune nicht verderben, deshalb verschwieg er vorerst seine Muthmaßungen und Nachrichten.

„Sonst kein Hinderniß?“ fragte Tins weiter.

„Keins, das ich wüßte.“

„Wann wird der Mond am Dienstag aufgehen?“

„Ich dächte gegen Mitternacht.“

„Gut. Punkt halb zwölf erwarte mich am Eschenbühel. Bring den Sack mit.“

Sie schwiegen, und das Mädchen erwachte, stand auf und ging durch die Stube. Heinz wünschte gute Nacht und empfahl sich, Tins weidete seine Augen



an Christels schlanker, frischer Gestalt, wechselte ein paar Worte mit ihr und bat sie endlich, ihm die Hand zu geben. Sie that's ohne Ziererei, aber er zitterte so heftig, daß er die kleine, von der Arbeit harte und braune Hand wieder fahren ließ, seine Zeche bezahlte und in die Nacht hinausging, um in seinen Träumereien zu schwelgen.

Christel war durch die wenigen Worte, die sie von dem heimlichen Zwiegespräch der beiden verdächtigen Menschen verstanden hatte, in eine große Angst getrieben. In der That hatte sie außer dem Namen ihres Geliebten nichts weiter erlauscht, als „Dienstag — Mond — Mitternacht — Eschenbühel — Sack," aber sie reichten zu ihrer Ueberzeugung hin, daß in der bezeichneten Nacht etwas Böses gegen Fritz im Werke sei. Wußte sie doch schon von ihm, daß seine Eltern an diesem Tage zur Kirmeß nach Mindelheim gehen würden, und sie beschloß natürlicher Weise, ihm bei ihrer nächsten Zusammenkunft ihre Wahrnehmung zu entdecken. Diese konnte vor Montag nicht stattfinden; denn der folgende Morgen war Sonntag, und an diesem Tage kam Fritz nie in den Stall zu ihr. Angst und Besorgniß raubten dem armen Dinge einige Stunden des ihr so nöthigen Schlafs, bis ihr Müdigkeit und süße Liebesgedanken die schönen Augen zudrückten, damit sie von ihrem Fritz träumen könnte.

7.

Der Diebsgang.

Am Montag in der ersten Frühe war Tins über Feld gegangen, seinen Geschäften nach, und am Dienstag Abend war er noch nicht wieder zurück. Heinz war mehrmals vergeblich in seiner Behausung gewesen, doch war er sicher ihn Nachts zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte zu treffen. Und so war es wirklich. Heinz stand hinter einer dicken Rothbuche, einen leeren Sack über der Schulter. Kaum hatte die Uhr auf dem Thurme der Dorfkirche zweimal auf die Mitternachtsstunde geviertelt, als eine dunkle Gestalt vor ihm auftauchte. Heinz gab die leisen Zirptöne eines Buchfinken von sich, die sogleich mit dem nachgeahmten Kollern eines Auerhahns beantwortet wurden. Dies war das Zeichen der gegenseitigen Erkennung.

„Es ist verdammt finster,“ sagte Tins.

„Wir müssen eben den Mond abwarten,“ versetzte Heinz.

„Unterdessen will ich Dich mit einer Neuigkeit überraschen.“

„Was?“

„Die Schenkchristel hat's mit dem Försterfritz.“

„Hundsfott, was sagst Du da!“ Tins' Stimme zitterte.

„Ich hab's schon vor ein paar Tagen bemerkt. Gestern früh hab' ich sie zusammen im Kuhstall gesehen. Er hat sie geherzt und geküßt, und sie hat gehalten wie ein Lamm.“

„Teufel!“ knirschte Tins. Wenn es Tag gewesen wäre, würde Heinz vor dem Aussehen seines Freundes erschrocken sein.



„Ich war ihm auf der Fährte und sah ihn in den Stall schleichen. Da stieg ich vom Holzschoppen auf's Dach und schaute durch eine Luke hinein. Sie hatten viel mit einander zu schwatzen, aber ich konnte kein Sterbenswörtchen verstehen."

Vor Tins' innerm Auge versanken all seine bunten, heißen Traumbilder in ein wüstes schwarzes Chaos, alle schimmernden Luftschlösser stürzten nach, alle glänzenden Hoffnungssterne verlöschten. Die Nacht in ihm war noch tiefer und gräßlicher als die, welche ihn umgab. Seine Hände zitterten, seine Beine wankten; er mußte sich an den Stamm der Rothbuche anlehnen. Diese Schwäche dauerte nur einige Minuten. Er ermannte sich; aber jetzt war er vollends der Hölle verfallen. Christel hatte ihn zum braven geachteten Manne machen sollen — nun war's aus, für immer aus damit. Ein entsetzlicher Rachedurst erfüllte seine ganze Seele; er schwur mit einem stummen, aber fürchterlichen Eide der glücklichen Menschheit den Vernichtungskrieg. Es war ihm, als vernehme er in seiner Seele den Jubel höllischer Geister. Sie jauchzten ihm Muth zu, und er war der Mann danach, sich mit bittrer Wollust ihren Aufreizungen hinzugeben. Völlig gesammelt und anscheinend ruhig sagte er: „Sie wird am Samstag Abend doch nichts von uns erschnappt und dem grünen Buben geplautscht haben?"

„Pah, was hätte sie auch erschnappen können, selbst wenn sie nicht geschlafen? Wir haben nichts geschwatzt, woraus sich etwas nehmen ließ. Und überdies waren wir leis, und sie schlief fest."

„Hast recht. Ist der Förster fort zur Kirmeß?"

„Punkt acht diesen Morgen fuhr er mit ihr im Korbwäglein ab."

„Und Fritz?"



„Ist vor zwei Stunden schon zum Schätzchen und bringt die Nacht in ihren Armen zu.“

Tins biß sich die Unterlippe blutig. „Sonst nichts?“ frägte er nach zwei Minuten wieder kalt.

„Ich glaube, wir haben Kumpanei diese Nacht. Die Kirmeßfahrt des Försters hat jedenfalls noch einige gescheidte Bursche mit uns auf gleiche Gedanken gebracht. Als ich Dich vorhin erwartete, zogen drei oder vier Gesellen nach der Richtung des Heideköpfchens hinauf, dort stehen ein paar prächtige Hirsche. Und wenn mich mein Ohr nicht täuschte, so klang mir Wasenkobs Stimme in's Ohr.“

„Thut nichts. Sie geniren uns nicht. Wir bleiben in der Fasanerie.“

„Mach' Dich fertig. Jetzt geht der Mond auf.“

„Teufel! Was die verdammten Eulen schreien. Gerade wie ein Todtenlied!“ —

8.

Der Förster und die Seinen auf dem Platze.

Wohl war der Förster morgens mit seiner Frau fortgefahren, wohl war Fritz nach neun Uhr mit einigem Geräusch nach dem Dorfe hinübergegangen und hatte in der Schenkstube Platz genommen; aber der Erstere war um zehn Uhr auf einem andern Wege vorsichtig bis an den Waldrand zu einer Stelle zurückgekehrt, die man die „drei Weißtannen“ nannte, und die wenigstens eine Viertelstunde vom Forsthause und vom Dorfe noch weiter entfernt war. Hier erwarte-



ten ihn zwei heimlich bestellte Waldhüter mit scharf geladenen Gewehren. Gegen elf Uhr langte Fritz ebenfalls an. Auch er hatte einen großen Umweg gemacht, um jedem Späherauge zu entgehen. Diese Anstalten waren Folgen der Warnung, die dem Jägerburschen von seiner Geliebten zugekommen war. Den rechten Zusammenhang dieser Warnung hatte freilich der Förster nicht erfahren. Die Männer flüsterten eine Zeit lang zusammen und betraten dann durch eine Pforte, die Fritz erschloß, das dichte Gehege. Hier verbargen sie sich in einem dickbuschigen Versteck. Die tiefe Finsterniß, in die zuweilen nur der matte und verdämmernde Schein eines Sterns fiel, verbunden mit den noch dunklern Waldmassen, gab der Scene etwas grausenhaft Imposantes und erregte ein Gefühl, von dem man sich schwerlich eine rechte Vorstellung machen wird, das aber gleichsam auf die Spitze getrieben wurde, wenn das grabähnliche Schweigen, gelegentlich durch das kreischende und langgedehnte „Titutuhuhuhu“ der Eulen, die sich einander von Ort zu Ort durch den ganzen Forst antworteten, durch das durchdringende Bellen des Fuchses, das gurgelnde Lockgebrüll des Hirsches und die sonderbaren Töne der Elster unterbrochen, die Schauer vermehrte. Endlich erhob sich die abnehmende halbe Mondscheibe über den Horizont der fernen Berge im Osten, und die Wolken, die bis jetzt den Himmel bedeckt hatten, wichen zurück, wie ein Haufen Trabanten bei dem Erscheinen eines orientalischen Herrschers. Die halb verhüllte Königin der Nacht warf ihren matten Dämmerglanz über das waldige Gebirg, überhauchte die langen Baumgänge mit ihrem schwermüthigen Lichte, versilberte die Wipfel der höchsten Eichen und Fichten und ließ die dicken Nebelschichten erkennen, die sich in den

tiefen Klüften und Thalspalten der weitausgedehnten Waldgehege gesammelt hatten, aber sie vermochte nicht in die innerste Waldung selbst zu dringen, wenn auch hie und da ein einzelner Strahl sich durch eine Lücke stahl, die das Laub der Bäume und Büsche gelassen und als zitterndes Kreischen auf dem Moosboden tanzte. In dem Versteck selbst blieb es dennoch Nacht. Kein Laut wurde jetzt gehört, als dann und wann das Geräusch, welches die plötzliche Flucht einer erschreckten Holztaube, der schnelle Sturz des furchtsamen Kaninchens oder das schleifende Rascheln des Wiesels, des Marders oder des Iltisses verursachte.

Plötzlich fiel im hintern und entferntern Theil des Geheges ein Schuß; ihm folgte rasch ein zweiter und nun noch zwei kurz nacheinander. Die Jäger und die Hüter wurden augenblicklich munter und lebendig.

„Dort sind wenigstens drei Flinten," sagte der Förster, „folgt mir!" Und rasch schlug er den kürzesten Weg durch Wald und Busch, Dick und Dünn ein, um so schnell als möglich die Stelle zu erreichen, wo er die Wilddiebe vermuthen mußte. Indem sie so vorschritten, ertönte ein schrilles Pfeifen, ein Signal, das die nahende Gefahr verkündete. Die Wilderer eilten gegen den Ausgang der Einhegung.

„Das ist nur Einer, der da läuft," sagte der Förster, „Spiegelfechterei!" Und rascher eilte er mit seinen Leuten vorwärts. Ein schwächerer Schuß wurde jetzt von der Barriere her gehört, als wie von der Straße aus. „Da habt Ihr's!" lachte der Förster. „Das war der Köber, um uns von der guten Witterung abzubringen. Dieser Knall kam nur aus einem Pistole. Schlaue Kerle das! Kommt! Fort!"

Und sie rannten in der alten Richtung weiter.



9.

In der Fasanerie.

In der Zwischenzeit waren Kolbentins und Kohlenheinz vorsichtig am Forsthause vorüber in die Fasanerie geschlichen.

„Alles im tiefsten Schlaf, selbst die Hunde!“ flüsterte Tins. „Es ist eine schöne Nacht für einen guten Fang.“ Er zog pferdehärne Schlingen hervor und gab Heinz ein Bündel davon; beide legten sie schweigend und emsig. In diesem Augenblick drang der Schall der fernen Schüsse an ihr Ohr.

„Du hast recht gesehen und gehört, Bursche,“ lachte Tins. „Die gehen in denselben Schuhen wie wir. Na, sie sind sicher, und ich gönne ihnen einen fetten Braten. Am Ende fällt doch ein Profitchen davon auch in meine Tasche. Komm und sei vorsichtig, Kerl!“

Sie konnten deutlich die auf den Bäumen sitzenden Fasanen sehen, vorzüglich Tins mit seinem ungewöhnlich scharfen und geübten Auge, und ängstlich besorgt, mit so wenig Pulver und Schrot so viel als möglich Beute zu erlegen, stellte er sich so, bevor er den Hahn zog, daß er mit einem Schuß zwei oder drei Vögel herunter holen konnte, während Heinz bereit war, das Wild in seinen Sack zu stecken. Schuß auf Schuß wurde aus der guten Doppelflinte schnell abgefeuert und mit tödtlicher Wirkung. Eben so rasch lud der kaltblütige Wilderer das Gewehr wieder, dann aber horchte er mit vorgebeugtem Körper und gespanntem Ohr, um das geringste Geräusch zu vernehmen, das auf eine Annäherung von Gefahr von Seiten der Männer des Gesetzes hätte deuten können. Da sich



nichts im weiten Umkreise regte, trat er, von einem plötzlichen Mißtrauen oder einer bösen Ahnung befallen, hart an Heinz heran, der bemüht war, die am Boden im Todeskampfe zappelnden und mit den Flügeln schlagenden Vögel zu fangen und ihnen die Hälse umzudrehen, bevor er sie in den Sack barg, und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Höre, Halunke, Du hast mir doch von wegen des Försterfritz und der Schenkchristel nicht etwa eines aufgebunden? Gesteh' es lieber gleich, dann soll Dir's so hingehen, käm' ich später hinter die Wahrheit, ich thäte Dir bei meiner armen Seele, wie Du den Fasanen thust."

„Ich will am ersten Trunke erwürgen, wenn ich Dir ein verlogenes Wort gesagt habe! Wenn Du's als eine Lüge herauskriegst, sollst Du mich an den Beinen aufhängen, wie ein geschlachtetes Schwein."

„Es ist gut. Ich glaub' es nun," sagte Tins, aber seine Gedanken waren fürchterlich; im nächsten Augenblick krachte der Schuß und drei Fasanen stürzten zu Boden.

10.

Die That der Nothwehr.

Während die beiden Hendrichs und die Kreiser die größere Diebsgesellschaft verfolgten, vernahmen sie den Knall einer Flinte in der Richtung des Forsthauses. Sie horchten. Ein zweiter Schuß fiel dort. Dann eine zeitlang Stille. Endlich wieder zwei Schüsse hintereinander und wieder eine Pause.

„Das ist nur Einer mit einer Doppelflinte," sagte



der Förster. „Mit diesem Schurken will ich allein fertig werden." Und in Eile gab er seinem Sohne Anweisung, wie er mit den beiden Gehülfen die Diebsgesellschaft einkreisen sollte.

„Vater, laß mich mit Dir gehen!" bat Fritz von einer bangen Ahnung ergriffen.

„Nein, nein; dann entginge uns das Hauptkorps. Wir müssen sie mit einem Male alle greifen, und jenen Plänkerer dort faß ich allein. In einer Viertelstunde, vielleicht noch früher, bin ich wieder bei Euch." Und fort trabte er in der erwähnten Richtung zurück. Schuß folgte auf Schuß. Der Förster verließ eilend den gewundenen Pfad und durchschnitt auf einem kürzeren Nebenwege das dichte Unterholz, um den verwegenen Wilderer desto schneller zu überraschen.

Inzwischen waren Tins und sein Gefährte aus dem dichten Theile des Waldgehegs in den breiten Fahrweg, der über diesen niedern Gebirgsrücken aus dem flachen Lande nach dem Dorfe hinüber führte, getreten und durchspäheten die Bäume, welche den Weg einfaßten und sich am blauen Himmel abkanteten. Tins hielt mitten im Laden inne; irgend ein verdächtiger Ton hatte seine Gehörnerven berührt. Er horchte; da vernahm er deutlich das Knistern des kleinen Reisigs und das Rascheln des Laubes, das ein menschlicher Fußtritt erzeugt, durch das Unterholz ihnen gegenüber näher und näher. Er warf einen versengenden Blick auf Heinz; der Gedanke, von diesem Menschen verrathen worden zu sein, durchzuckte sein Gehirn; er argwohnte, daß Heinz ihn mit der Erzählung von Fritz und Christel nur habe sicher machen wollen. In diesem Augenblick schlugen alle Jagdhunde beim Forsthause an; man hörte sie in langen Sätzen herankommen. Von dort her kamen nun auch feste



Männerschritte. Der Versuch zur Flucht wäre gänzlich nutzlos gewesen, und da Heinz sich nicht von der Stelle rührte, so meinte Tins darin ein vorher abgekartetes Spiel zu erkennen. Das Blut kochte in seinen Adern; er murmelte schreckliche Flüche und Verwünschungen. Die durch Heinz Erzählung von der Liebschaft der Schenkchristel entfesselte furchtbare Leidenschaft drängte jetzt zum Ausbruch. Mordgier leuchtete aus seinen Augen. Er ließ sich unter den Aesten, die den Weg überhingen, auf das rechte Knie nieder und brachte das Gewehr an die glühende Wange. Einen Augenblick beobachtete er über die Läufe hinaus die höchsten Zweige des gegenüberstehenden Häselstrauchs, wie sie im hellen Mondlicht zitterten. Jetzt bewegten sie sich heftiger, die Hunde sausten heran und faßten den am Wege kauernden und wimmernden Heinz. Er schrie, von ihnen gepackt, wild auf. Der Förster sprang in den Weg.

„Steh, Stephan Hendrichs, oder Du bist ein Mann des Todes, bei meiner —!"

„Nie vor Dir, Justinus Kolbe! Ich habe Dich endlich, Du Schuft! Im Namen des Königs, leg' Dein Gewehr nieder, oder —!"

Er erhob das seinige, aber er brachte es nicht in Anschlag; denn der Schuß der Doppelflinte gegenüber krachte, ein Todesbrüllen schlug durch das Dach der Bäume und zitterte weithin durch den Wald. Der unglückliche Förster, von dem es ausging, stürzte auf den Rücken, wandt sich ein paar Augenblicke in krampfhaften entsetzlichen Zuckungen, streckte sich und war für immer ein stiller Mann. Die Hunde erhoben ein entsetzliches Geheul. Tins' zweiter Schuß streckte ihrer zwei nieder, die andern flohen. Alles dies war das Werk einiger Augenblicke. Tins sprang wild auf die

Beine, stürzte auf Heinz los, der wie Espenlaub zitterte und wie ein Kind jammerte, und schrie, indem er ihn mit dem Kolben niederschlug: „Da, schurkischer Hund, nimm das zum Lohn für Deinen Verrath!“ Nun wandte er sich und rasete durch das Gestrüpp; nichts konnte seinen Lauf hemmen; er bog die Aeste und das junge Holz von einander, wie durch Zauberei. In wenigen Augenblicken kam er am innern Gestänge an, ein Fußtritt mit riesiger Kraft geführt, zerbrach die Stangen. Tins zwängte sich hindurch, stürzte weiter und übersprang Busch und Umzäunung, eine nach der andern, wie ein gehetzter Hirsch, bis er das freie Feld erreichte. Jetzt hielt er einen Augenblick an, um Athem zu schöpfen. Er wandte sich, um zu horchen. Alles war still; aber selbst dieses Schweigen der Nacht war ihm schrecklich. Er schauerte zusammen und schnaufte wie ein Hund, und so oft er einen scheuen Blick hinter sich warf in den dunkeln ruhigen Wald, der das schreckliche Geheimniß seines zwiefachen Mordes verbarg, erstickte ihn fast ein tiefes krampfhaftes Stöhnen. Eine Minute später raffte er sich wild zusammen und begann seinen verzweifelten Lauf von neuem, nach dem Dorfe zu.

11.

Die Flucht.

In seiner Hütte angelangt, fand er Marielies seiner warten. Jedesmal, wenn er des Nachts auf's Wildern ausging, hielt sie Wacht im Hause, um sogleich mit Hülfe und Beistand bei der Hand zu sein,

wenn er dessen bedürfte. Auch trug sie in der Regel das erlegte Wild gemeinschaftlich mit ihm in der Nacht noch fort zu dem befreundeten Bauer in dem benachbarten königlichen Dorfe oder in die Stadt. Jetzt war sie bestürzt über Tins' rasches und wildes Eintreten. Sie schob den Docht der Oellampe weiter heraus und erbebte, als sie beim hellern Licht seine entstellten Züge deutlich erkannte.

Mit zitternder Hast griff er nach seinem Pulvervorrath und nach der Kapsel, worin er die frisch gegossenen Kugeln aufbewahrte, öffnete sein Schreibpult und nahm mehre Papiere und das darin befindliche baare Geld heraus, alles mit eben so viel Besonnenheit als Eile.

Marielies verfolgte alle seine Bewegungen mit scharfem Auge und steigender Angst. Als er die Flinte wieder ergriff, um nach der Thüre zu schreiten, vertrat sie ihm entschlossen den Weg. „Was ist geschehen, Tins, und wohin willst Du wieder?"

„Still! still! Beim Henker! Und laß mich! Ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Du hintergehst mich nicht. Ich seh' Dir's an, was geschehen ist. Ich weiß, was Du vorhast. Wozu hättest Du das Geld genommen? Was ich längst schon mit Zittern und Zagen geahnt, ist geschehen: Du bist im Revier ertappt worden."

„Ja, und ich habe den Förster erschossen und Heinz erschlagen, den Hund, der mich verrathen," setzte er mit heiserm Lachen halb laut hinzu. „Nun laß mich! Sorg' für Dich selber. Mich siehst Du nicht wieder."

„Tins, Du mußt mich mitnehmen. Ich laß Dich nicht allein gehen."

„Bist Du bei Trost? Was soll ich mit Dir?"

„Du wirst und kannst mich brauchen; ich will Dir



dienen, wie zeither. Laß mich nicht zurück; nimm mich mit! Ich folge Dir, Du magst wollen oder nicht."

„Du wirst mich in's Verderben stürzen. Wir können nicht so schnell fort, wie ich allein. An Dir werd' ich erkannt werden."

„Bah, ich stecke mich in Deine Sonntagskleider. Kein Mensch soll ein Mädchen in mir ahnen. Ich werde Dich mit meinem Leben vertheidigen und jeden den Kopf zerschmettern, der an Dich will." Mit diesen Worten riß sie die Pistolen von der Wand. „Und im äußersten Fall, um Dich zu retten, werd' ich Dich selbst von mir befreien, indem ich mir eine Kugel durch's Herz jage. Ich bitte, ich beschwöre Dich, nimm mich mit Dir; ich kann nicht leben ohne Dich." Die wildeste Angst sprach aus ihren rohen Zügen, aus dem Ton ihrer Stimme. Sie stürzte ihm zu Füßen und umklammerte ächzend seine Knie. Mit einem gemischten Gefühl von Bewunderung und Mitleid blickte er auf sie; auch schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß die aufopfernde Anhänglichkeit und die erprobte Treue dieses Wesens ihm allerdings von großem Nutzen sein würden.

„Wohlan!" sagte er, „nimm schnell meine Sonntagskleider, Hut und Stiefeln und laufe was Du kannst, hinüber nach Eichenfelde. Poche den Hansklas vorsichtig heraus und sag' ihm, er soll schnell den Schweißfuchs satteln und seinen Grauschimmel dazu. Ich würd' schon mit ihm fertig werden. Und meine Kleider soll er bereit halten. Macht's aber still ab und laßt kein Licht sehen. Wenn Du recht läufst, kannst Du in einer halben Stunde drüben sein. Und eh' die andre halbe verrinnt, bin ich bei Euch."

Damit schoß er hinaus. Marieliess griff nach ihrem Tragkorbe, packte Tins' Sonntagskleider, die

Pistolen und noch einige werthvolle Dinge zusammen, alles in fünf Minuten, löschte die Lampe und sprang durch Hof und Gärtchen hinaus auf das Feld, und nun querfeldein, wie ein Jagdhund auf der Spur des Wildes. Nach einer Viertelstunde stand sie am abgelegenen Gehöf des Bauers, setzte über den Zaun und pochte an das Fenster der Kammer, worin Hans-Klas schlief. Der Kerl schaute heraus, sie flüsterte ihm die wenigen nöthigen Worte zu, und nun wurden Tins' Befehle rasch und pünktlich ausgeführt. Marielies sattelte das eine Pferd, der Bauer das andre; Tins' städtische Kleider wurden bereit gehalten, dann dachte sie an sich. Wie durch Zauber verwandelte sie sich in einen stämmigen Burschen. Kaum war sie fertig, als Tins hereintrat, beladen mit seinem in der Waldhöhle vergraben gewesenen ledernen Geldsack. Er gab dem Bauer eine hübsche Summe für das Pferd, warf sich in die neuen Kleider, schnallte den Mantelsack mit dem Gelde auf, und hieß Marielies den Grauschimmel besteigen. Sie saß fest und gut, den Hut tief in's Gesicht gedrückt. Tins warf sich auf den Schweißfuchs, und hinaus sprengten sie in die Mondnacht. Tins suchte die ihm wohlbekannten Näh- und Seitenwege auf, die in nordwestlicher Richtung liefen. Im nahen Dorfe schlug es Eins. Die Pferde liefen wie Katzen, und als der Tag anbrach, waren sie fast zehn Meilen vom Schauplatz seines Verbrechens entfernt und gönnten sich und den Pferden in einer Dorfschenke eine kurze Rast.

12.

Die Entdeckung.

Zwar hatten die verhängnißvollen Schüsse auf den Förster und seine Hunde das Ohr seines Sohnes und der Begleiter desselben erreicht und ihre Herzen mit banger Besorgniß erfüllt, aber sie handelten dem erhaltenen Befehle gemäß und verfolgten die Wilderer. Diesen gelang es inzwischen dennoch vollkommen, ihre Verfolger zu täuschen und sich glücklich aus dem Gehege zu retten. Erst nach einer halben Stunde, als das Revier gesäubert war und sich nirgend mehr ein menschlicher Fußtritt hören ließ, fiel es ihnen schwer auf's Herz, daß der Förster nicht, seinem Versprechen gemäß, zurückgekehrt war. Fritz beflügelte seine Schritte nach dem Forsthause zu; er erreichte dasselbe, ohne eine Spur von seinem Vater entdeckt zu haben. Zuerst fanden die Waldhüter einen todten Hund und bald darauf den zweiten, der im Sterben begriffen war. Dieser Umstand erfüllte sie mit den schlimmsten Ahnungen in Bezug auf das Leben des Försters. Sie ließen ihren ängstlichen Ruf durch die Stille des Waldes erschallen; keine Antwort erfolgte. Jetzt fingen sie an mit Hülfe der unverletzten Hunde den Wald nach allen Richtungen zu durchstreichen. Endlich stieß einer auf Heinz, der an der Seite des Fahrwegs im Schatten einer Eiche lag. Sie erkannten ihn nicht gleich und trugen ihn nach dem Forsthause, wo die ermunterte Magd unterdessen Licht angezündet hatte. Der Mensch athmete noch,

doch war es sehr räthselhaft, daß er keinen Schuß hatte. Fritz ging mit angstbeklommenem Herzen auf neue Entdeckungen aus und fand endlich mit Hülfe der Hunde die Leiche seines Vaters tief im niedern Gestrüpp des Unterholzes dicht am Wege. Sie war schon kalt und steif. Thränen des tiefsten Schmerzes rannen über die Wangen des jungen Mannes. Er ließ ihn in's Haus tragen und untersuchte das daneben liegende Gewehr. Beide Läufe waren geladen. Ein andres Gewehr fand sich nicht. Daraus ging klar hervor, daß die beiden mörderischen Schüsse von einem dritten Manne ausgegangen sein mußten, der mit heiler Haut davon gekommen war. Da man nun Kohlenheinz abhängiges Verhältniß zu Kolbentins kannte, so fiel natürlich zugleich der Verdacht auf den Thäter. Nichtsdestoweniger konnte man sich Heinz' Zustand nicht erklären, bis es nach vielfachen Versuchen gelang, ihn zur Besinnung zu bringen. Aber nun gingen noch mehre Stunden hin, eh' er die Sprache wieder fand. Da endlich nannte er Kolbentins als Mörder des Försters. Ein Kreiser pochte nun das Gerichtspersonal heraus und machte Anzeige von der That. Eh' die Herren aber aus den Federn und zusammen kamen, der Physikus und der Chirurg dazu, brach der Tag an. Die Vernehmungen, Untersuchung und der Protokoll-Abschluß nahmen wieder einige Stunden hinweg. Hierauf wurden Gerichtsdiener zur Verhaftung des Mörders ausgeschickt. Der war unterdessen sechzehn Meilen weit und ritt als ein vornehmer Herr mit seinem flinken Diener dem Rheine zu. — Das Gerücht war schneller als das Gericht. Es durchflog Dorf und Umgegend und verkündete die schauderhafte Unthat. Und obgleich Fritz seiner Mutter am Morgen einen Boten schickte, so

hatte sie die Schreckenskunde doch schon erreicht. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre und kam erst am Abend in ihrer Behausung an, wo sie beim Anblick der Leiche todtkrank wurde.

Am folgenden Tage wurden öffentliche Bekanntmachungen und Steckbriefe hinter dem Mörder erlassen. Und wenn sie ihn erreicht hätten, Niemand hätte ihn nach dieser Personalbeschreibung erkannt, ein so ganz anderes Aeußere hatte sich der schlaue Mann zu geben verstanden.

Erst Tags darauf wurde bemerkt, daß die Hirten-Marielies auch fehlte. Neue Gerichtsverhandlungen, neue Steckbriefe, die die Sache nur verwirrten. Der Förster wurde mit großem Gepränge begraben, das ganze Dorf ging mit im Leichenzug. Die Frau Försterin lag sehr krank danieder, und man zweifelte an ihrem Aufkommen.

13.

Die Försterstelle.

Drei Monate waren verstrichen, und die Försterin genesen, aber sie war bleich und schwach. Sie schrieb wegen der Bestallung ihres Sohnes als Förster an den Gutsherrn und erhielt zur Antwort, daß er selbst kommen werde, das Nöthige zu besorgen. Darüber verging der Winter, und der Frühling kam. Fritz wartete des Dienstes mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, vermied aber mit auffallender Scheu, mit

seiner Mutter von der Bestallung zu sprechen. Die Schenke besuchte er fleißig, und gute Freundinnen, Gevatterinnen, Mägde und Hökerweiber sorgten dafür, daß der schwachen und hinfälligen Witwe kein Geheimniß blieb, welcher Magnet ihren Sohn in die Schenke zog. Inzwischen hielt sie das nur für Tändelei und glaubte nicht an irgend einen Ernst in dieser Sache. Wie hätte sie sich überreden können, daß ihr Sohn und der Sohn des Försters, nächstens selbst Förster, ernstliche Absichten auf ein armes, gemeines unbedeutendes Schenkmädchen haben könnte! Und doch fühlte sie sich von dieser Angelegen heit beunruhigt. Ein eintretendes Ereigniß sollte die Sache schnell zur Entscheidung bringen.

Christel war, nachdem sie ihren Beschützer verloren hatte, allen möglichen Chikanen der Wirthin ausgesetzt; ja der Wirth fing an, ihr abscheuliche Dinge zuzumuthen, und da sie ihn mit verachtender Empörung zurückwieß, sah sie sich einer nichtswürdigen Behandlung auch von seiner Seite ausgesetzt. Sie klagte ihr schweres Herzeleid ihrem einzigen Freunde.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der Försterfritz habe die Schenkchristel zum Angermüller in Kost und Logis gegeben und sich die beste Behandlung ihrer ausbedungen.

Die Försterin erschrak, als sie es erfuhr. Denselben Tag war die Gutsherrschaft angekommen, und die schnippische Kammerjungfer machte der Witwe einen Besuch. Fritz begrüßte sie kalt und höflich, ließ sie dann bei seiner Mutter allein und bekümmerte sich nicht weiter um sie. Jetzt mußte die Försterin mit ihrem Sohne reden. Sie begann denselben Abend noch bei Tische mit schwerem ahnungsvollen Herzen:

„Fritz," sagte sie, „der gnädige Herr wird Dich



jedenfalls in den nächsten Tagen in die Försterstelle einweisen."

„Das kommt noch sehr darauf an, liebe Mutter," versetzte er sanft. „Mein Patent ist noch keineswegs unterschrieben und untersiegelt."

„Weshalb zweifelst Du? Dein Vater, Großvater, Urgroßvater, ja noch weiter hinauf Deine Ahnen haben die Stelle bekleidet. Weshalb sollte der gnädige Herr sie Dir entziehen?"

„Weil ich mit gutem Grunde vermuthe, daß mir der gnädige Herr eine Bedingung stellen wird, die ich auf keinen Fall erfüllen kann und werde."

„Welche Bedingung?"

„Ach, Mutter, die kennst Du so gut wie ich; deshalb laß uns davon schweigen. Ich will und mag Dich nicht kränken."

„Nein, nein, mein Sohn!" rief die Försterin hastig. „Wir müssen davon reden, ganz ausführlich reden müssen wir! Die Sache muß klar werden zwischen uns. So entkommst Du mir nicht. Weshalb willst Du Jettchen vom Schlosse nicht heirathen? Sie ist hübsch, geschult, von guter Familie und hat auch einiges Vermögen. Ich war auch Kammerjungfer bei der alten gnädigen Frau, und habe mit Deinem Vater eine glückliche Ehe geführt, obgleich wir erst gar keinen Umgang mit einander hatten."

„Du betrübst mich, Mutter, da Du mich etwas zu sagen zwingst, was Dich beleidigen kann. Ich werde die Kammerjungfer nicht heirathen, Mutter; ich werde keine Frau aus der Hand des gnädigen Herrn annehmen."

„Aber dann wirst Du die Försterstelle nicht erhalten, Unglücklicher!" preßte die Angst der Witwe heraus.

„Das sagte ich Dir ja gleich Eingangs unsers Gesprächs, daß ich sie nicht erhalten werde.“

„Barmherziger Gott, was soll denn da aus uns werden?“

„Gott verläßt keinen braven Mann, der Kopf und Hand recht zu gebrauchen weiß. Und das kann ich, Mutter; deshalb sei getrost!“

„Fritz, man hat mir Dinge von Dir gesagt, die ich nicht glauben mag. Du sollst Umgang mit einem gemeinen Dienstmädchen haben, ja die Leute sind niederträchtig genug zu behaupten, Du wollest die Dirne heirathen. Nein, so weit kann sich mein Sohn nicht vergessen, daß er sich an ein Geschöpf wegwürfe, das durch die Hände aller bäuerischen Schnapsbrüder in der Dorfschenke gegangen ist.“ Nicht allein ihre Stimme zitterte vor Aufregung, auch ihre Hände thaten es und zwar so heftig, daß sie die Gabel nicht mehr halten konnte.

Das Gesicht des Jägers hatte sich verdüstert. Seinen gespannten Zügen war es anzusehen, daß er sich Gewalt anthat, nicht heftig zu werden.

„Mutter,“ versetzte er mit gedämpfter und zurückhaltender Stimme, „das Mädchen, von dem Du mit so großer Geringschätzung und unerwiesener, ja unerweisbarer Beschuldigung sprichst, ist eine ehrliche, unschuldige Waise, treu, brav, arbeitsam, von gutem Herzen und edler Gesinnung. Sie ist noch so rein und unentweiht, wie sie aus Gottes Schöpfershand hervorgegangen. Ich liebe sie, Mutter, und werde von ihr mit großer Anhänglichkeit und Treue geliebt. Ich hoffe zu Gott, daß ich sehr glücklich mit ihr sein werde, und deshalb hoffe ich denn auch von Dir, Mutter, daß mir Dein Segen zur ehelichen Verbindung mit ihr nicht fehlen wird.“



„Nie, nie kann ich meinen Segen zu solch einer Mesalliance geben!“ stöhnte die Witwe und sank todtenbleich in ihren Stuhl zurück. „Bring' mir die Schlange nicht vor die Augen, die Dich bethört und verführt hat!“

Fritz erhob sich und ging mit festen Schritten aus der Thüre. Die Försterin konnte in der Nacht kein Auge schließen und weinte und fieberte bis der Tag anbrach.

Vormittags wurde Fritz auf das Schloß gerufen. Der Edelmann empfing ihn mit finstern Blicken. „Man hat mir gesagt, Du wollest die Kellnerin aus der Dorfschenke heirathen, wenn Du Förster würdest.“

„Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt.“

„Dann kannst Du nie mein Förster werden.“

Fritz drehte sich auf dem Absatze und ging ohne Wort und Gruß.

Der Bericht von dieser kurzen Scene gelangte sehr schnell an das Krankenbett der Witwe; ihr Zustand verschlimmerte sich bedeutend.

Fünf Tage darauf hatte ein liederlicher, anrüchiger Jägerbursche aus der Nähe die Försterstelle und war mit der schnippischen Kammerjungfer verlobt. In der folgenden Nacht starb die Försterin.

Fritz benahm sich ruhig und würdig. Tags nach dem Begräbniß seiner Mutter hielt er Auktion. Was er von seinem Gute zurückgestellt, packte er in einige Kisten; es waren vorzüglich die Gewehre und Jagdgeräthschaften. Am Abend fuhr er mit einem Wagen an und lud mit Hülfe eines Kreisers die Habseligkeiten auf. Hinten wurde ein bequemer Sitz eingerichtet. Der nächste Morgen fand das Forsthaus leer. Aus der Mühle war die Christel verschwunden. Auch die Hunde waren mitgewandert. Fritz hatte von Niemand

Abschied genommen, und nie erfuhr im Dorfe und in der Gegend ein Mensch, wohin er sich mit seiner Geliebten gewendet. Man schalt ihn einen dummen Trotzkopf und vergaß ihn.

14.

Im großen Westen.

Wir treten als unsichtbare Gäste in das Blockhaus eines Hinterwäldners, tief in den ungeheuern westlichen Urwäldern im Staate Illinois und nicht weit von jenem Vater der Ströme, der ein Ländergebiet durchwandert, wie kein zweiter Strom der Erde und hier die Grenze zwischen dem genannten Staate und dem ungeheuern Missouri-Gebiet bildet. Eine fleißige Hand hat eine Strecke Land gelichtet und urbar gemacht. Die umfriedigten Mais- und Waizenfelder stehen in voller Pracht; Kühe weiden an den üppigen Rasenrainen und eine Menge Schweine mästen sich an den Eicheln des Waldes. Das aus übereinander gelegten unbehauenen Baumstämmen aufgezimmerte Haus besteht aus nur zwei Gemächern, der Wohnstube, die zugleich Küche ist, und der Schlafstube, die auch die Bestimmung der Vorrathskammer hat.

Ein großes Feuer, von mächtigen Holzscheiten unterhalten, lodert auf dem Herd; drüber hängt ein Kessel an einer Kette vom Balken herab. In einer Ecke steht ein Webstuhl, rings behängt mit Fellen erlegten Wildes. Von der Wand winken Büchsen, Flin-



ten und andere Jagdgeräthschaften. An einer Fensterluke sitzt eine Frau vor dem Spinnrade und spinnt Baumwolle. Drei Kinder spielen neben ihr am Boden, wovon das älteste, ein Mädchen, ohngefähr fünf Jahre alt zu sein scheint. Ein Säugling von einigen Wochen hängt neben ihr in einem mit Stricken an die Balken befestigten Korbe, und sie giebt demselben dann und wann einen leichten Stoß, daß er hin und her schaukelt.

Wir erkennen die Hirten-Marielies in dieser fleißigen, mütterlich sorgsamen Frau. Sie sieht gesund und blühend aus und ist mit ihren Kindern in blaue baumwollne Stoffe gekleidet, die sie selbst gesponnen, gewebt, geschneidert hat. Glück und Zufriedenheit sprechen aus ihren Mienen.

Sie hatte lange schon so gesessen und mit den beiden ältesten Kindern geplaudert. Sie erzählte von Jesus Christus und von Gott, was sie selbst wußte. Das arme Weib that ihre Pflicht, sie gab ihren Kindern Religionsunterricht. Dann verlangten die Kinder zu essen, aber sie mußten erst die Hände falten und ein kurzes Gebet sprechen.

Der Sommertag neigte sich; das Abendroth hing in den westlichen Baumwipfeln. Da vernahm das geübte Ohr der Frau fernen Hufschlag, und ihre Züge erheiterten sich. Sie eilte hinaus, den Säugling auf dem Arm, das älteste Töchterchen an der Hand, die andern zappelten nach, und was „Vater" schreien konnte, schrie es aus vollem Halse, die Uebrigen jauchzten blos.

Der Mann, durchweg in braunes Leder gekleidet, führte das schwer mit Jagdbeute beladene Pferd. Ein Strohhut überschattete sein sonnenverbranntes Gesicht; ein ungeheuerer Bart wallte ihm auf die

Brust herab. Seine Züge waren düster und schwermüthig. Selbst seinen ehemaligen Zechbrüdern in der Dorfschenke hätte es schwer werden sollen, in diesem Hinterwaldsmann den geschmeidigen und gewandten Justinus Kolbe wieder zu erkennen. Und doch war er's, der verwegene Wilderer, der Mörder des Försters Hendrichs. Er hatte sich glücklich über das atlantische Meer gerettet, er war in die westlichen Wälder gezogen, wo er ungehindert seiner Jagdleidenschaft fröhnen konnte, wo er nicht bei Nacht und Nebel in die Wälder zu schleichen brauchte, und wo es kein Mensch begriff, daß man aus der Ausübung des natürlichsten Menschenrechts ein Verbrechen machen könnte. Desohngeachtet war er nicht glücklich; man sah es seinen tiefgefurchten Zügen an. Ihm fehlte die Seelenruhe, die allein des Menschen Glück begründet.

Er grüßte die Frau kalt und gleichgültig, schien mürrisch, und doch war er zehn Tage vom Hause entfernt gewesen, und doch hing ihr Auge voll Liebe und Ergebenheit an ihm. Den Kindern gab er die Hand, den Säugling küßte er auf die kleine Stirn. Dann entlastete er das Pferd und fragte dabei mit kargen Worten, ob etwas vorgefallen sei. Marielies wußte ihm nur von ihren Kindern zu erzählen, und sie that's mit der Freude einer Mutter. Sie fügte zu dem Bericht von der körperlichen und geistigen Entwicklung der Kleinen noch Einiges über eine Kuh, über die Hühner und Tauben hinzu und belobte dazwischen seine Jagdbeute. Er hörte ihr stumm und zerstreut zu. Sie war aber an sein in sich gekehrtes einsilbiges Wesen gewöhnt und ging, um ihm das Abendessen zu bereiten.

„Marielies," sagte er über Tische, „wir werden



die Wohnung wechseln. Ich bin glücklich gewesen und habe auf meinem Jagdzuge eine reiche Bleimine entdeckt, die höchst wahrscheinlich auch Silber enthält, wer weiß wie viel — und ich habe nun das Mittel gefunden, schnell ein steinreicher Mann zu werden." Dabei leuchtete sein Auge mit seltsamer Gierde. Der Golddurst, der sich seiner zuerst im Vaterlande, eines ganz andern Zieles wegen, bemächtigt, hatte ihn in der neuen Welt, wo ihm dieses Ziel unerreichbar war, nicht nur nicht verlassen, er hatte sich sogar bis zur Wuth gesteigert und beherrschte ziel- und zwecklos seine ganze Seele.

„Wir haben aber genug, Tins, sogar den größten Ueberfluß zu unserm Leben," entgegnete sie schüchtern, „wir sind hier gut und schön eingerichtet; weshalb wollen wir also das Haus verlassen, das uns zu erbauen so viel Mühe und Arbeit gekostet hat?"

„Still!" herrschte er auffahrend. „Ich will es so, und Du weißt, daß ich keine Ausstellungen an meinem Willen dulde."

Sie schwieg gehorsam, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen, und ihr Herz mit Betrübniß und bösen Ahnungen.

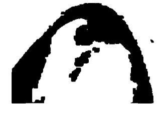
Am andern Tag verarbeitete Tins die heimgebrachte Jagdbeute, zog die Felle ab und hing sie zum Trocknen aus, salzte das Fleisch ein und briet einen Theil frisch. Die Frau mußte Brot backen und die Reise vorbereiten.

In der Frühe des dritten Tags zogen sie aus, der Mann auf einem Pferde, das mit zwei Jagdgewehren, mit Beilen, Hacke und Schaufel und einen Theil Lebensmitteln beladen war. Auf dem zweiten Pferde hatten die Kinder in zu beiden Seiten hängenden Körben Platz, die übrigen Lebensmittel und

einige unentbehrliche Wirthschaftssachen. Mann und Frau gingen zu Fuß neben her. Er hatte ihr gesagt, daß sie drei Tagemärsche bis zum Ort ihrer neuen Bestimmung hätten und daß er sowohl dort als an den Schlafstellen Wildpret unter Laub versteckt habe. Uebrigens waren sie ohngefähr auf drei Wochen verproviantirt.

Seine Geldkiste — und sie war ganz gefüllt — hatte Tins erst unter einen Baum vergraben, in dessen Rinde er ein Zeichen geschnitten. Das Vieh ernährte sich selbst und entfernte sich nicht allzuweit vom Blockhause.

Die Reise durch den endlosen Urwald war einförmig und verlief ohne jeglichen Unfall. Tins schien im ungeheuern Labyrinth dieser majestätischen Wälder eben so gut orientirt, wie einst in einem tageweiten Umkreise seiner alten Heimath. Nachts schliefen sie in Decken und Felle gehüllt unter einem Baume in der Nähe einer Quelle, und ein mächtiges Feuer, erst zur Bereitung des Essens benutzt, dann zur Abschreckung der wilden Thiere unterhalten, loderte bis zum Morgen. Auf den Pferden setzten sie über mehre Flüsse, die dem Mississippi ihre Wasser zuführten. Am dritten Tage überstiegen sie ein mäßiges Gebirg und langten Nachmittag am jenseitigen steilen Abhang desselben an der Stelle an, welche Tins seiner Frau als den Platz ihrer künftigen Wohnung bezeichnete.



15.

Verzweifelte Lage.

Nach kurzer Rast begannen die Arbeiten zur ersten nothdürftigsten Einrichtung. Die Wohnung war eine kleine Hütte von Laubreis. Am folgenden Tage fällte Tins Bäume zum Blockhause, wobei ihm die Handgriffe und Geschicklichkeiten seines Handwerks sehr zu Statten kamen. Nichtsdestoweniger war auch für ihn das Fällen dieser riesigen Stämme eine höchst anstrengende Arbeit. So ungern nun Marielies mit ihrem Manne in diese neue Wildniß gezogen war, so stand sie ihm in der härtesten und beschwerlichsten Arbeit doch getreulich und unverdrossen bei.

Am dritten Tage war sie eben beschäftigt, ihrem Säugling die Brust zu reichen, als mit dem dumpfdonnernden Geräusch eines fallenden Baumes zugleich ein heller Nothschrei ihres Mannes an ihr erschrockenes Ohr schlug. Sie legte das Kind in die Hütte und eilte nach der Stelle. Tins lag auf dem Gesicht zu Boden unter den belaubten Zweigen eines gefällten Baumes, so daß sie Mühe hatte, zu ihm zu gelangen. Der Baum hatte beim Stürzen eine etwas andere Richtung genommen, als Tins vermuthet, und obgleich er die schnellste Flucht versucht hatte, so war er doch noch von einem Aste erfaßt und zu Boden geschmettert worden. Marielies befreite ihn mit dem Beile von seinen Banden, aber er konnte nicht aufstehen und klagte über den heftigsten Schmerz im Rückgrat, wo ihn der Ast getroffen. Im Gesicht und und an den Händen war er nur unbedeutend verletzt.

Wie er sich auch anstrengen mochte, er war nicht im Stande, sich von der Stelle zu bewegen, und die starke Frau schleppte ihn endlich auf dem Rücken nach der Laubhütte, wobei er kläglich über Schmerzen schrie. Diese nahmen von Minute zu Minute zu, und sein Gestöhn klang entsetzlich. Die Frau war in einer trostlosen Lage. In diesen menschenleeren, endlosen, ihr unbekannten Wäldern, von jeder Hülfe so weit! Tins forderte sie auf, nach der nächsten Farm zu reiten, um ihm Hülfe herbeizuschaffen; denn in diesen einsamen Häusern ist man auf dergleichen Fälle mit guten Hausmitteln stets vorbereitet, und das eine oder das andre Individuum besitzt so viel ärztliche und wundärztliche Kenntnisse, um Hülfe leisten zu können. Tins beschrieb der schwerbekümmerten Frau die Richtung, die sie zu nehmen hatte, so genau als möglich, und behauptete, sie müsse noch vor Nacht in der Farm anlangen, und da die Männer gleich mit ihr aufbrechen würden, so werde mit Tagesanbruch die Hülfe da sein.

Die Frau steckte ihre beiden jüngsten Kinder in den einen Korb, in den andern einige Lebensmittel und Decken. Die beiden älteren Kinder sollten beim Väter bleiben, um ihn zu bedienen, ein schwieriges Stück für ein fünfjähriges Mädchen und einen vierjährigen Knaben. Aber Noth und Bedürfniß zeitigen den Menschen in jenen Ländern früher, als bei uns. Sie lud dann eine Doppelflinte, versah sich mit Munition, einem kleinen Handbeil, einem Messer u. s. w. und bestieg das Pferd. Sie ritt erst im Trab, dann im Schritt unter dem Dach der Riesenbäume in der angegebenen Richtung, und Stunde um Stunde verrann, wie sie an der sinkenden Sonne wahrnahm; kein Pfad, keine andere Spur eines menschlichen Wesens erfreute ihr



spähendes Auge. Es wurde Nacht, und sie langte an einer tiefen Schlucht an, die sie in der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr passiren konnte. Sie richtete sich also unter einem Baume ein, suchte dürres Holz und zündete ein Feuer an, indem sie einen Lauf der Flinte abschoß. Die Kinder waren schon im Korbe eingeschlafen, sie hüllte sich in ihre Decken und ließ das Pferd sich seine Nahrung suchen. Das Grausen, welches der Blick in den tief finstern Wald hervorrief, wurde durch das Geheul der Raubthiere, das vorzüglich stark aus der Schlucht herauf schallte, und das Geschrei der Vögel in den Zweigen vermehrt. Die Frau genoß nur eines unruhigen Halbschlafs, und mit dem ersten Tageslicht war sie schon wieder reisefertig, das Herz voll schwerer Kümmerniß. Nun nahm sie mit Schrecken wahr, daß es durchaus unmöglich sei, über die Schlucht zu kommen, denn sie war von beträchtlicher Tiefe, unten mit wildverwachsener Vegetation ausgefüllt, die Wände aber steil und schroff. Marielies ritt also in westlicher Richtung am Rande der Schlucht fort, um einen Uebergangspunkt zu entdecken. Erst Nachmittags kam sie in das Ende der Schlucht, das in einen Waldstrom mündete. Mit dem Muthe der Verzweiflung setzte sie das ziemlich steile Ufer hinab, ängstlich bedacht, daß keins der Kinder aus dem Korbe stürze, und ließ das Pferd durch den Strom schwimmen.

Unterdessen hatte sich aber, von ihr unbemerkt, der Himmel verdüstert, und als Marielies die Augen erhob, nach der Sonne zu spähen, war von dieser nichts zu entdecken. Jetzt hatte sie alle Richtung verloren und irrte auf's Gerathewohl durch die Waldwildniß. Die Schwüle wurde schier unerträglich und die unglückliche Frau, verschmachtete fast; denn sie fand



keine Quelle; ihrem Säugling gewährte ihre Brust keine Nahrung, und er schrie jämmerlich. Ihr Mundvorrath war zu Ende, und Blitz und Donner verkündeten den Ausbruch eines Gewitters, die in jenen Gegenden sich stets mit furchtbarer Wuth entladen.

Sie suchte Schutz unter einem Baume und befahl sich und die Ihrigen in Gottes Hand. Der Blitz spaltete Bäume in ihrer Nähe, der Regen goß in Bächen herab; dazu wurde es Nacht, und Hunger und Durst quälten Mutter und Kinder. Der Gedanke an die Zurückgebliebenen marterte die arme Frau. Ihre Lage war wahrhaft verzweiflungsvoll. Doch sie raffte ihren Muth zusammen. Sie hatte Sorge getragen, daß ihr Pulver trocken blieb. Sobald das Gewitter vorüber war, lud sie die Flinte, um Jagd auf einen Vogel zu machen, mit dessen Blute sie die wimmernden Kinder tränken wollte, auch gab sie nicht alle Hoffnung auf, trotz dem nassen Holze doch ein Feuer zu entzünden, an dem sie die Jagdbeute braten könnte. Aber es war schon zu finster; sie konnte das Ziel nicht erkennen. Sie schoß, aber sie traf nicht. Jetzt ergriff Verzweiflung mit eisernen Krallen ihr Herz. Der Gedanke, daß sie ihre Kinder müßte verhungern lassen, sträubte ihr das Haar. Sie schoß den andern Lauf ab, wiederum ohne Erfolg.



16.

Die Rettung.

Aber nein! Nur daß die Schüsse einen ganz andern Erfolg hatten, als Marielies bezweckt. Horch! — Ein Schuß in der Ferne. Sein Schall erweckt in der Seele der unglücklichen Frau einen freudigen Schrecken. Sie ladet schnell das Gewehr und drückt beide Läufe nach einander ab; dann horcht sie mit zurückgehaltenem Athem. Näher schon fallen die antwortenden Schüsse. Sie ladet und schießt. Jetzt vernimmt die Horchende den langgedehnten Ruf einer menschlichen Stimme. Sie antwortet ebenso. Hunde sausen herbei, bellen sie an und springen wieder zurück. Fackelglanz dringt durch den Wald, und nach wenigen Minuten sieht sie sich von sechs kräftigen Männergestalten in den braunen Lederkleidern der Hinterwäldner umgeben.

Mit den wenigen englischen Worten, die ihr zu Gebot stehen, sagt sie, daß sie die Frau eines deutschen Farmers sei, den ein Unglück betroffen.

Da klingen die vaterländischen Laute an ihr Ohr:

„Dann sprecht deutsch," sagte ein Mann, „Ihr findet einige Landsleute unter dieser Jagdgesellschaft."

Sie erzählt ihr Schicksal, die Freude beflügelt ihre Zunge, und sie erfährt, daß sie sich unter Jägern befindet, die sich vor dem Gewitter geborgen und dort ihr Nachtlager aufgeschlagen haben. Nun waren zwei von der Gesellschaft noch nicht wieder hinzugestoßen, und die Andern hielten Marielies Schüsse für Nothsignale ihrer Gefährten. Als diese

nicht kamen, brach ein Theil der Gesellschaft mit einigen Hunden auf.

Die Frau wurde mit Pferd und Kindern zu dem Nachtlager der Gesellschaft gebracht, die aus dreißig und einigen Köpfen bestand. Ein Mann trat, während sie sprach, nah an sie heran, ihre Züge beim Schein des Feuers zu betrachten.

„Ist Euer Mann nicht der Justinus Kolbe?" fragte dann ein Andrer.

Sie bejahte es. Ihr Mann hatte seinen Namen in Amerika nicht geändert, und sie mußte voraussetzen, daß er diesen Jägern bekannt sei, da er sich oft auch an solche Jagdgesellschaften anschloß, wie sie die westlichen Wälder durchstreifen, und sie hatte schon solche Gesellschaften in ihrem Blockhause beherbergt.

Während die Frau Hunger und Durst stillte und ihre Kinder befriedigte, beriethen sich die Männer. Es wurde beschlossen, daß die erschöpfte Frau der Ruhe pflegen sollte. Einige Männer, die bei ihr blieben, sollten sie am folgenden Tage nach der nächsten Farm bringen, die einem von den deutschen Männern gehörte. Die übrige Mannschaft brach mit den Hunden auf, den Kranken zu suchen, nachdem Marielies noch einmal, so genau es ihr möglich, Weg und Gegend angegeben hatte. Kaum waren die Jäger fort, als sie neben ihren Kindern in einen festen Schlaf versank.



17.

Die Freunde in der Noth.

Es würde der Jagdgesellschaft schwerlich gelungen sein, den verletzten Kolbe in der kleinen Laubhütte zu finden, so sehr sie sich auch vertheilt und ihren Ruf durch die Wälder hätte erschallen lassen, wenn sie nicht die Hunde bei sich gehabt hätten. Diese Thiere hatten aber die Witterung der Frau und der beiden Kinder genommen und verfolgten dieselbe, und auf diese Weise wurden die Jagdgesellen zu der Stelle geführt. So erreichten sie in den ersten Vormittagsstunden den Kranken, den sie in einem ohnmachtähnlichen Zustande fanden. Die Kinder spielten vor der Hütte. Die Jäger zimmerten sogleich eine Tragbahre, auf welche Tins gelegt wurde. Die Kinder luden sich einige Männer auf den Rücken. Der Zug setzte sich in Bewegung und langte gegen Mitternacht in einer eben auch erst im Aufbau begriffenen Farm im Mississippithale an. Die Frau war eine Stunde vorher mit den beiden jüngsten Kindern ebenfalls glücklich angekommen, und trotz des betrübten Zustandes ihres Mannes, war ihre Freude doch groß, die Ihrigen wieder beisammen zu sehen.

Der Kranke, schon bei seiner Auffindung vorläufig untersucht, wurde einer zweiten genauen Untersuchung unterworfen, welche keine Hoffnung gewährte. Die Rückenwirbel waren verletzt und das Rückenmark erschüttert, was stets über lang oder kurz den Tod herbeiführt.

Es ist nicht möglich, die gemischten Gefühle zu

beschreiben, welche auf Marielies und ihren kranken Mann einstürmten, als am hellen Morgen der Besitzer der neuen Farm an der Hand seiner Frau in das Blockhaus traten, in welches die Familie Kolbe einquartiert worden war, und sie in denselben ihre Landsleute, den Försterfritz und die Schenkchristel erkannten. Marielies stürzte mit einem Schrei vor jenen auf die Knie und hob die Hände flehend empor, aber sie war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen. Der Kranke stieß zu gleicher Zeit ein gräßliches Stöhnen aus. Auch er hatte den Mann erkannt, dessen Vater er gemordet; auch er hatte das liebliche Wesen erkannt, an dem er mit so starker und so schwärmerischer Liebe gehangen.

Friedrich Hendrichs, der edle deutsche Mann, reichte dem Unglücklichen die vergebende Hand und sprach Worte des Trostes und der Liebe zu den beiden Eheleuten. Des Mordes wurde mit keinem Worte erwähnt, aber zur Sprache kam die wunderbare Fügung, daß die Jagdhunde, auf welche Tins vor sechs Jahren sein mörderisches Geschoß gerichtet, ihn jetzt in der Wildniß der amerikanischen Urwälder aufgefunden hatten. Ohne Hülfe dieser Thiere wäre er höchst wahrscheinlich mit seinen beiden Kindern elendiglich umgekommen.

Alle Gebote der Christenpflicht und Menschenliebe wurden von dem hendrichs'schen Ehepaar mit wonneseligem Eifer erfüllt. Die gute Christel, selbst Mutter einiger hübschen Kinder, unterzog sich mit Marielies gemeinschaftlich der Pflege des kranken Mannes und der Kinder, und Tins' Auge hing dankbar und verklärt wieder an ihren schönen Zügen.

Es stellte sich heraus, daß Hendrichs erst seit einigen Monaten in dieser Gegend verweilte. Die Un=

duldsamkeit der Menschen hatte ihn aus dem Vaterlande vertrieben, die Lust am Jägerhandwerk ihn in die Wälder des Westens gelockt. Er hatte erst in einem östlichen Staate eine Farm besessen, dann sich aber mit einer Jagdgesellschaft verbunden, die sich im Westen des Michiganstaates ansiedelte.

Tins lebte noch drei Wochen, die ihm durch Christels Nähe und das mildfreundliche Benehmen ihres Mannes gegen ihn versüßt wurden. Er ertrug die größten Schmerzen mit Geduld, wenn er den Blick auf die ihm so theuern Züge seiner Wirthin heften konnte, und mit solch einem Blick starb er zuletzt ruhig, indem er Fritz und Christels Hände gefaßt hielt.

Fritz behielt die Witwe mit ihren Kindern so lange bei sich, bis sie sich wieder an einen Farmer verheirathete.

Auf Tins' Grab setzte er ein Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruht die irdische Hülle eines Mannes, dem Gott verzeihen möge, wie ich ihm verziehen habe.“



Druck von Alexander Wiede in Leipzig.





